

Hansische Geschichtsblätter

Hanseatic History Review



**Herausgegeben vom
Hansischen Geschichtsverein**

Sonderdruck
aus dem 143. Jahrgang 2025

Hansische Umschau

Die Hansischen Geschichtsblätter praktizieren das Peer-Review-Verfahren. Eingereichte Beiträge unterliegen einem anonymisierten Begutachtungsverfahren (Double Blind Review), das über die Aufnahme in die Zeitschrift entscheidet.

Redaktion:

Dr. Nils Jörn

Umschlagabbildung:

Karte der Hansestädte bereitgestellt durch © Europäisches Hansemuseum Lübeck gGmbH, Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums

Verlag/Gesamtherstellung:

callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen, Wismar, www.callidusverlag.de

Printed in the EU, 2026

ISSN 0073-0327

ISBN 978-3-949534-36-2

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Karsten Brüggemann, Carsten Jahnke, Sarah Neumann, Ortwin Pelc, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Volker Henn, *Die Hanse – Einheit in der Vielfalt?* (Trier 2022, Verlag für Geschichte & Kultur, 161 S.). – Bedingt durch einen Rezensentenwechsel wird dieser bereits Ende 2022 erschienene Band erst jetzt angezeigt. Er enthält fünf Arbeiten des Vf.s. Zwei sind ältere, jetzt aber aktualisierte und zum Druck gebrachte Vorträge, bei dreien handelt es sich um erweiterte und fortgeschriebene Fassungen älterer Drucke – in zwei Fällen mit umfangreichen Nachträgen bereichert, die auf die zwischenzeitlichen Rezeptionen der Beiträge eingehen. Abgerundet wird er durch ein alle Beiträge umfassendes, bis 2021 reichendes Quellen- und Literaturverzeichnis.

Die Hanse war kein Städtebund, sondern ein sehr flexibler Verband, dessen Beteiligte keineswegs ein einheitliches, von Lübeck oder den wendischen Städten dominiertes Ganzes bildeten. Je nach Umständen und Interessenlage handelten die Beteiligten mal gemeinsam, mal abwartend oder auch mal gegeneinander. Dabei kam den regionalen Gruppen, die auch außerhalb der Hanse als eigenständige, oft territoriale Interessengruppen agierten, ebenso eine bestimmende Rolle zu wie der überstädtisch verflochtenen, sozial einheitlichen Gruppe der (im engen Sinne) hansischen Großkaufleute, die selber oder durch enge Verwandte die Politik ihrer Heimatstädte bestimmten. Diese Dichotomie zeigt deutlich der Titel „Die Hanse – Einheit in der Vielfalt?“.

Unter der Frage *Einheit in der Vielfalt?* (13–46) wird das immer wieder unterbrochene Zusammenwachsen der früher entstandenen regionalen Teilgruppen zu einem Verbund, dem es „an bündischer Festigkeit“ (28) mangelte, dargestellt. Deutlich wird, dass die beteiligten Städte „nie ausschließlich ‚Hansestädte‘, sondern immer nur ‚Städte in der Hanse‘“ (29) waren, gegenüber deren Eigeninteressen das hansische Allgemeininteresse im Zweifelsfall zurücktreten musste. Als hansische Städte verstanden sie sich nur in dem Maße, „in dem ihre Kaufleute an den hansischen Privilegien im Ausland teilhatten und daraus ihren Nutzen zogen“ (23).

Besonders der Exkurs zur Frage der Mitgliedschaft von Städten in der Hanse (30–46) ist hervorzuheben, denn diese gehöre „noch immer zu den ungelösten und wohl auch zu den schwierigsten Problemen der hansischen Geschichte“ (30). Hier werden die Grundlagen dieser Frage und die Forschungsdiskussion der letzten 30 Jahre konzinn zusammengefasst. Vf. selber ist sehr zurückhaltend gegenüber der „Neigung, möglichst viele Orte in den Rang von Hansestädten zu erheben“ und wendet sich gegen einen, im mythisch-positiven Hanseruch verwurzelten lokalpatriotischen Eifer, „die Hanseigenschaft zu konstruieren“ (46).

Im Beitrag *Die Entstehung der Hanse* (49–64) zeichnet Vf. die Voraussetzungen, Elemente und Ereignisse seit der zweiten Hälfte des 12. Jh.s nach, die in einem langen Prozess dazu führten, dass „um die Mitte des 14. Jahrhunderts [...] die Hanse Gestalt angenommen“ (64) hatte. Deutlich werden dabei sowohl die Probleme, das Phänomen Hanse in heutiger Begrifflichkeit definitorisch zu fassen, wie auch dass der Verband aus dem Zusammenwachsen unterschiedlicher regionaler Gruppen entstand, deren Interessen sich in der Folgezeit eben nicht zu einer Einheit amalgamierten. Der Kölner Sonderweg von 1468 dürfte das bekannteste Beispiel dafür sein. Und: Fritz Rörigs These, das Ganze sei eher da gewesen als die Teile, kann angesichts dieses Befundes nicht überzeugen.

Die Untersuchung ... *de alle tyd wedderwartigen Suederseeschen stedere* (67–87) zeigt am Beispiel der niederrheinischen und ostniederländischen Städte das Spannungsverhältnis zwischen regionalen Eigeninteressen und „gesamthansischer Verbundenheit“ (68) und plädiert dafür, die unterschiedlichen Interessenlagen hansischer Teilräume mit ihrem Nebeneinander „von hansischen und nicht-hansischen Belangen in den Außenbeziehungen der Städte“ (69) stärker für das Verständnis des Phänomens Hanse zu beachten. Die Städte waren gewillt, „ihre eigenen ‚raumspezifischen‘ Interessen innerhalb der Gemeinschaft zur Geltung“ (76) zu bringen – auch gegen lübeckisch diktierte Vorgaben. Dazu werden die kommunikativen Strukturen zwischen den Städten dieser Räume und die Präsenz ihrer Vertreter auf den Drittels- und Hansetagen untersucht. Das Nebeneinander (und ggf. Gegeneinander) „regionaler Eigenständigkeit und gesamthansischer Verantwortung“ (82) sei elementare „Daseinsvoraussetzung der Hanse“ (82) gewesen, weshalb im 15./16. Jh. das Bestreben, sich rechtlich einem Städtebundcharakter anzunähern, habe scheitern müssen.

Mit *Die kleinen westfälischen „Hansestädte unter Soest“*. *Eine Bestandsaufnahme* (89–115) wertet Vf. akribisch alle (und auch die angeblichen) Quellenbelege für die dem „Soester Hansequartier“ zugeordneten „Beistädte“ und denen „zugewandte Städte“ aus, um zum Schluss zu kommen, dass – abgesehen von Lippstadt – in keinem dieser Fälle von hansestädtischer Qualität gesprochen werden darf, sondern vielmehr landständisch bedingte Strukturen zeitgenössisch auch für hansische Belange benutzt wurden – und seit dem 19. Jh. bis heute fehlgedeutet werden. Das Postscriptum (111–115) antwortet auf die seit 2014 erschienenen Beiträge zur Frage nach den „cleyen steden“. In diesem Zusammenhang sei auf die jüngst im digitalisierten Hanse-Lexikon eingestellten Artikel zu den Soester Beistädten hingewiesen.

Ein erweiterter und aktualisierter Vortrag von 2010 (117–135) greift den seit gut 30 Jahren gern benutzten historisierenden Rückgriff auf die Hanse auf. Nicht nur die Wirtschaft nutze werbewirksam die Hanse, sondern sie werde „auch in den Dienst wechselnder politischer Ideologien gestellt und zu deren

Propagierung benutzt, besser: missbraucht“ (118) und müsse erhalten, „um mit dem Hinweis auf eine gemeinsame Vergangenheit Initiativen zu überregionaler, transnationaler Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet eine historische Legitimation zu geben“ (119). Diesen Versuchen, insbesondere dem der Vereinnahmung für europäische Bemühungen tritt Vf. entgegen. Die „Ähnlichkeiten“ mit heutigen Gegebenheiten seien „allgemeine, unspezifische Merkmale“, „sodass sie wenig geeignet erscheinen, eine besondere Nähe der Hanse und der Europäischen Union zu bezeugen“ (135).

Aus unterschiedlichen Perspektiven kreisen alle Beiträge letztlich um zwei, allerdings grundlegende und auch unterschiedlich beantwortete Fragen. Erstens: Welches Gemeinwesen kann als Hansestadt bezeichnet werden und daraus folgend, welche Stadt darf heute in Anspruch nehmen, einst dieser löblichen Sozietät Mitglied gewesen zu sein? Die Antwort: Die meisten eben nicht, woraus sich auch eine Zweifelhaftigkeit ableiten lässt, wenn sich seit 2011 manche Kommunen den Namenszusatz „Hansestadt“ haben zubilligen lassen. Zweitens: Welche Bedeutung kommt den regionalen, wirtschaftlich und personell verflochtenen Städtegruppen zu? Die Antwort: Eine ganz erhebliche, und sie zeigt das janusköpfige Wesen des Verbandes zwischen Eigen- und Gesamtinteresse, zeigt auch die Widersprüchlichkeiten eines Gebildes, das sich „einer vereins- oder staatsrechtlichen schlüssigen Definition“ (122) einfach entzieht. Vf. wünscht sich, einen Beitrag zu leisten „zu einem besseren und angemessenen Verständnis der Geschichte der Kaufleute und Städte ‚van der Dudeschen hense‘“ (10). Das ist ihm gelungen.

Eine Rezeption dieser Arbeiten ist trefflich geeignet, herkömmliche, durch die Forschung längst überholte, gleichwohl in Schulbuch und Geschichtskultur unverändert gepflegte Hansevorstellungen zu revidieren und zugleich zu untermauern, dass sich die Frage, was denn die Hanse gewesen sei, eben nicht mit tradierten Denkkategorien des 19./20. Jh.s beantworten lässt.

Friedrich Bernward Fahlbusch

Veit Veltzke, *Die Hanse. Populäre Irrtümer und andere Wahrheiten* (Essen 2024, Klartext Verlag, 120 S., zahlr. farb. Abb.). – Fachwissenschaftliche Erkenntnisse werden oft und gerne übergangen, wenn Vergangenes für aktuelle Bedürfnisse in Anspruch genommen werden soll. So ergeht es auch oft der Hanse, die im öffentlichen Geschichtsbewusstsein und v. a. in der Geschichtskultur sich großer Popularität erfreut, – ja sich „zu einem regelrechten Boom entwickelt“ (6) habe, was auch seinen Ausdruck darin findet, dass in NRW inzwischen sechs Städte die Zusatzbezeichnung „Hansestadt“ führen, was in fünf Fällen historiografisch recht fragwürdig ist. Deshalb will Vf. das Hansethema von populären Irrtümern befreien und es zugleich mit einem einfachen, aber gesicherten Fundament versehen.

In 39 kurzen Abschnitten werden in klarer, verständlicher Sprache unterschiedliche Aspekte knapp dargestellt oder stichwortartig Informationen gelistet, z. B. zu den Kontoren, zu Lübeck, Köln, den Städtebünden (1255 allerdings wird nicht genannt), zu Handelsgütern, zu den regionalen Städtegruppen usw. Neben Lübeck und Köln erhalten Dortmund und Wesel eigene Abschnitte. Hinzu kommt eine Datenliste (62–64), ein *Quiz für echte Hanse-Experten* (118 f.) und fünf Zitate, davon vier aus der Forschungsliteratur (Hammel-Kiesow, Puhle, Henn, Kümper), ohne allerdings bibliografisch nachgewiesen zu sein. Das gilt auch für das Quellenzitat (i. e. HR II, 3, Nr. 651). Auch ansonsten fehlen jegliche Belege, ebenso weiterführende Schrifttumshinweise. Der Band ist reich und ansprechend und farbig bebildert, die Verbindung zwischen Text und Abbildung fehlt ab und an, die Abbildungsnachweise allerdings genügen tlw. nur juristischem Anspruch. So wird z. B. verschwiegen, dass die Karte „Hansestädte im Jahr 1554“ (60 f.), die erfreulicherweise neben den vier Hauptkontoren auch die ansonsten eher übergangenen kleineren Auslandskontore zeigt, auf einem 2017 erstpublizierten Entwurf von Rolf Hammel-Kiesow beruht. Die „Bleiwüste“ historiografischer Abhandlungen wurde erfolgreich vermieden. Die vorstehenden Hinweise charakterisieren hinlänglich den Adressatenkreis.

An populären korrigablen Irrtümern finden sich sieben: Die Missachtung der Bedeutung Kölns (seit 1982 schon aufgelöst durch Heinz Stoobs Bild der Ellipse), die Unterschätzung bzw. Ausblendung des Binnenstraßensystems, die Hansekogge als durchgängigen Hanseschiffstyp, der Mythos Störtebeker, das Übersehen der Beteiligung von Adel und Fürsten am hansisch genannten Treiben, die Geringachtung der wirkmächtigen Beziehungen zwischen Kaufleuten und ihrem (religiösen) Glauben und die Annahme, die Reformation sei zunächst eine Unterschichtenbewegung gewesen. Ob man des Vf.s Meinung teilt, dies seien fälschliche Annahmen der breiteren Öffentlichkeit, sei dahingestellt, denn etwas Wahres mag ihr zugrunde liegen, nicht erwähnte Tatsache aber ist, dass die Historiografie längst darüber hinaus ist – falls sie ihnen je verfallen war.

Im Detail mag man fachhistorisch so manchen Einwand vorbringen und ausführlichere Präzision fordern, z. B. ob Rees und Kalkar (82) tatsächlich geeignete Beispiele für die „Beistädte“ sind, ob die Formulierung „Klevische Städtehanse, gegr. 1540“ nicht gerade überwundene Vorstellungen prolongiert, ob Medebach wirklich ein „Hansestädtchen“ war usw., v. a. ist unverändert ärgerlicher Weise von etwa 200 Hansestädten die Rede (Dollingers Standardwerk kennt nur 102 und 21 Zweifelsfälle). Die hinter diesen und weiteren Fragen stehenden Forschungskontroversen bleiben unerwähnt. Sie aber auszubreiten, liefe dem Zweck des Buches zuwider. Denn der besteht (auch wenn nicht ausgesprochen) offensichtlich darin, das Hansebild in einer breiteren Öffentlichkeit wissenschaftlich

zu grundieren. Damit steht es in akzeptablem Gegensatz zu manchen rezenten Schulbuchkapiteln. So gesehen ist der Spagat zwischen fachwissenschaftlichem Forschungsstand und populären Missverständnissen gelungen.

Friedrich Bernward Fahlbusch

Der Hansische Geschichtsverein und die Hansegeschichtsforschung seit dem 19. Jahrhundert., hg. von Nils Jörn und Jürgen Sarnowsky (Hansische Studien XXXII, Wismar 2024, callidus. Verlag, VIII + 362 S.). – Zwölf Beiträge umfasst das Werk als Ertrag der Stralsunder Pfingsttagung 2022, deren erste sieben enthalten in chronologischer Folge Beiträge zum Entstehen des Vereins und seiner Entwicklung bis in die Zeit um 1962. Auffällig ist, dass die Weimarer Zeit keinen eigenen Beitrag erhalten hat. Die folgenden fünf Beiträge sind der Gegenwart bzw. der Zukunft zuzuweisen.

Matthias Puhle beleuchtet (1–12) die Vorgeschichte der Vereinsentstehung. Er greift weit ins 17. Jh. zurück und weist nach, dass „von einer vergessenen Geschichte der Hanse“ (4) keineswegs die Rede sein konnte, als im 19. Jh. viele Vereine, und eben auch Geschichtsvereine, bemüht waren, emotional die nationalen Defizite des Deutschen Bundes auszugleichen. Träger dieser historischen Vereine war „das Bildungsbürgertum bzw. die politische Elite der Städte“ (6), das durchdrungen war von der „Sehnsucht nach einer deutschen Nation“ (6), die sich ab Mitte des 19. Jh.s auch an der Hanse vergriff – wissenschaftlich flankiert von der 1859 begonnenen Arbeit an den Hanserezessen. Auf dieser Saat nationalen Samens erfolgte im Taumel der Feierlichkeiten 1870 der Beschluss zur Gründung des Vereins.

Mit der Umsetzung dieses Beschlusses, also der Vereinskstituierung am 30./31. Mai 1871 in Lübeck befasst sich näher Nils Jörn (13–36). Es galt, eine Satzung zu erarbeiten, einen Vorstand zu inauguriere, das Arbeitsprogramm festzulegen usw., v. a. aber dem neuen Verein eine Finanzgrundlage zu beschaffen. Zu diesem Zwecke wurden 96 Städte, denen man eine ehemalige Hanseeigenschaft unterstellte, angeschrieben und zur Mitgliedschaft nebst Jahresbeitrag aufgefordert (Faksimile, 27). Dass einer der Adressaten, Watershagen, bis heute nicht identifiziert werden konnte, sei am Rande vermerkt. Immerhin: 61,44 % der Angeschriebenen zeigten sich umgehend willig, den (noch selbst festzusetzenden) Beitrag zu leisten. Man mag das als Hansebewusstsein deuten. Kurzporträts der Mitglieder des ersten Vorstandes runden die Studie ab.

Carsten Jahnke (37–69) handelt über „die mnemonische Signifikanz [der Hanse] in der Landkarte der historischen Erinnerung“ (38) und ihrer Veränderlichkeit, oder einfacher: Wie und von wem wurde die Hanse dem Erinnerungsfundus des neuen deutschen Reiches implementiert, die Hanse also zum (deutschen) Erinnerungsort promoviert? Wesentlich sei das Wirken

Georg Waitzens gewesen, sodass spätestens seit 1847 die Hanse „als Ort bürgerlicher Einheit in zersplitterter Zeit“ sich „im kollektiven Bewusstsein“ (43) breitmachte; man muss wohl einschränkend sagen, im Geschichtsbewusstsein des liberalen Bildungsbürgertums. Die ersten Vollstrecker hingegen seien seine Schüler, das Kleeblatt Karl Koppmann, Goswin von der Ropp und Konstantin Höhlbaum gewesen, deren Biografie und wissenschaftlich-editorischen Arbeitens ausführlich gedacht wird. Diesen drei freundschaftlich Verbundenen war, aber als persönlicher Fremdkörper, zugesellt Dietrich Schäfer, durch den die Hanse „vollends im historischen Bewusstsein der bürgerlichen und national-konservativen Kreise im neuen Kaiserreich verankert“ (59) wurde. Vf. kommt zu einem (sehr nachvollziehbaren) aktuellen Schluss, indem er aus der Entstehungssituation ableitet, die Hanseforschung nehme „bis heute in der deutschen Forschungslandschaft“ eine Sonderstellung ein: „Von den traditionellen Mediävisten nicht wirklich rezipiert und akzeptiert, verstehen sich die Hanseforscher noch heute als ein gesonderter Teil der deutschen Geschichtsforschung“, ergo, in der deutschen Mediävistik sei die „mnemonische Verankerung missglückt“ (62). Auch seine letzte, weitere Forschung heischende Frage: „Wie haben städtische Honoratioren die Hanse im Laufe der Zeit für sich nutzbar gemacht?“ (62), ist, sieht man das (erfolgreiche) Bemühen bezweifelbarer „Hansestädte“ an, den Namenszusatz „Hansestadt“ zu erlangen, an Aktualität nicht überbietbar.

Plausibel legt Reinhard Paulsen (71–86) dar, wie man sich „bei der Beurteilung des HGV der ersten zweieinhalb Jahrzehnte des 20. Jh.s auf Dietrich Schäfers geistiges und wissenschaftliches Gepräge konzentrieren“ (73) könne. So stellt er Schäfers Anteil daran heraus, dass der Verein neben sein eigentliches Forschungsobjekt nun auch allgemein die deutsche See-, Schifffahrts- und Flottengeschichte stellte und sich zugleich zum Propagandisten wilhelminischer Flottenpolitik (und Weltmachtträume) machte. Möglich war das v. a., weil die Vereinsmitglieder ganz überwiegend dem beamteten akademischen Bildungsbürgertum (das allenfalls 0,8–1 % der Reichsbevölkerung ausmachte) angehörten. Schäfers propagandistischer Impetus überstand unbeschädigt die Zäsur von 1918/19, auch wenn „man die Hanse neu erfinden“ (83) musste. Für dieses neue Hansebild war dann ganz wesentlich Fritz Rörig zuständig. Die Behandlung Schäfers († 1929) wie der Verweis auf Rörig mögen es entschuldigen, dass der „Weimarer“ Zeit kein eigener Beitrag gewidmet wurde.

Birgit Noodt (87–132) befasst sich mit den Jahren 1933 bis 1945. Betroffen waren die (Geschichts-)Vereine durch die verordnete Umstellung auf das „Führerprinzip“ und die erwünschte Arisierung des Mitgliederbestandes (98–108). Zugleich waren sie bemüht, ihre Unabhängigkeit möglichst zu wahren. Die Einstellungen der Vorstandsmitglieder des HGV waren zwischen Anpassen

und Abwarten differenziert, auch wenn „ihr geschlossen konservativer oder reaktionärer Horizont, ihr unbedingter Glaube an die argumentative Kraft der Vergangenheit für die Gegenwart und ihr elitärer Status als Beamter“ sie einte. Lediglich Rörig „fiel ideologisch aus dem Rahmen, denn er hatte keine Ideologie, sondern die der jeweils Herrschenden“ (96). Die Frage, mit welchen Maßnahmen und wie weit sich der Verein den neuen Vorgaben anpassen bzw. entziehen sollte, wird ausführlich dargestellt durch die Kontakte und Verhandlungen der fraglichen Vorstandsmitglieder. Der Versuch, bei organisatorischer Anpassung zumindest eine wissenschaftliche Unabhängigkeit zu wahren, war spätestens 1938 gescheitert.

Ortwin Pelc (133–187) spürt auf der Grundlage einer recht disparaten Quellenlage der Frage nach: „Wurden Mitglieder [des HGV] unterdrückt, verfolgt oder sogar umgebracht?“ (134). Dazu benutzt er die überkommenen Mitgliederlisten und identifiziert für die Zeit 1933 bis Mai 1945 insgesamt 196 Personen, die den Verein verließen. Zu 98 (= 50 %) sind (bisher) keine weiteren biografischen Angaben möglich, 66 konnten identifiziert werden, bei 31 (= 15,8 %) konnten die Austrittsgründe konkret ermittelt werden – was auch durch normales Ableben induziert sein konnte. 19 kann er eindeutig als politisch Verfolgte nachweisen, keineswegs ausschließlich wegen ihrer Abstammung verfolgt; insgesamt ist für 24 konkret festzustellen, dass die Verfolgung von „einschneidenden Wirkungen auf ihre Lebensverhältnisse“ (165) war. Der Darstellung schließt sich ein prosopografischer Katalog an (166–180). Mehrfach verbindet sich die Arbeit mit den vorstehenden Ausführungen Birgit Noodts. Anm.: Der genannte Katalog soll auf der Hausseite des HGV etabliert und, wenn denn möglich, spezifiziert werden.

Den *Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg* (189–219) stellt Volker Henn dar, greift allerdings in seiner Darstellung nur, doch nachvollziehbar, bis in die frühen 1960er Jahre. 1946 erfolgte die Wiederaufnahme der Vorstandarbeit sowie das Ausscheiden belasteter Vorstandsmitglieder, wurden die Wiederzulassung des Vereins beantragt und die Satzungsänderungen von 1934 zurückgenommen. 1947 konnte in Soest wieder eine Pflingsttagung stattfinden. Seit 1948 aber wurde die Tätigkeit des sich ausgesprochen gesamtdeutsch verstehenden Vereins infolge geänderter Rahmenbedingungen immer schwieriger, was 1955 in der Gründung der Arbeitsgemeinschaft des Hansischen Geschichtsvereins in der DDR endete. In den Folgejahren verselbstständigte sich, trotz der Pflingsttagung 1958 in Rostock, diese Arbeitsgemeinschaft immer mehr. Zugleich änderte sich die Vorstandszusammensetzung, steigerte sich wieder die Mitgliederzahl, wurden die internationalen Kontakte wieder belebt, erschienen die HGBll. wieder regelmäßig, wurden Vorkriegsprojekte der Forschung wieder aufgenommen. Zeitgleich rückte die Einbettung der Hanse in europäische Zusammenhänge immer mehr in den Vordergrund

und „nachdrücklich stellte von Brandt den städtebündischen Charakter der Hanse in Frage“ (201). In diesen Jahren erwuchs in Greifswald ein, an der marxistischen Geschichtssicht ausgerichtetes Zentrum der Hanseforschung. Abschließend wendet sich Vf. nachdrücklich gegen die Kontinuitätsformel Reinhard Paulsens und betont, dass „ein offenerer Umgang mit der eigenen NS-Vergangenheit sicherlich wünschenswert gewesen wäre“, aber dass es keinen Beleg dafür gebe, „dass nationalsozialistische Denkmuster die vom HGV nach dem 2. Weltkrieg initiierte Hanseforschung bestimmt hätten“ (205). Dem Beitrag ist ein höchst instruktiver Auszug aus einem unveröffentlichten Manuskript Heide Lore Böckers von 2008 beigegeben (214–219). Er berichtet von Werden und Arbeit der Arbeitsgemeinschaft in der DDR, in Sonderheit über den Bruch 1970 (siehe dazu die Dokumentation in: HGBll. 89, 1971, 266–273) und letztlich deren Auflösung 1990 inkl. der Reintegration in den HGV (dazu auch HGBll. 110, 1992, V–IX).

Steen Bo Frandsens Essay (221–232) macht es sich zum Ziel, „das überwiegend negative Image und die bescheidene Position zu verstehen, welche die Hansestädte im historischen Bewusstsein vieler Dänen einnehmen“ (222). Sein Ausgangspunkt ist die Mitte des 19. Jh.s, als unter dem Diktat des Nationalismus gegenseitig eine deutsch-dänische Feindschaft konstruiert wurde, die sich dänischerseits v. a. gegen das handelsübermächtige Hamburg richtete. Ein Übriges tat dann die (in Deutschland sog.) Schleswigfrage, deren wirtschaftliche Komponente zumeist nicht beachtet wird – unabhängig davon, dass Hamburg und die jütländische Halbinsel wirtschaftlich zu beiderseitigem Vorteil verbunden waren. Mental abgesichert wurde der Gegensatz durch eine Idealisierung des Mittelalters, in dem das dänische Königtum zeitweise eine hegemoniale Stellung im Ostseeraum innehatte. Passenderweise wurde der schwedische Erzfeind nun zum Brudervolk. Der Beitrag ist ein eindringliches Beispiel dafür, wie bei Missachtung von „Komplexität und Vielfältigkeit der Gesellschaften“ (229) Geschichte nationalistisch instrumentalisiert wurde, ohne dass das zugrunde liegende Beziehungsgeflecht ausreichende Berücksichtigung fand.

Norbert Angermann (233–312) gibt einen zeitlich weitgespannten, gewichtigen und souveränen Überblick über „die Geschichte der Forschung zum Thema ‚Die Baltischen Länder und die Hanse unter besonderer Berücksichtigung des Hansischen Geschichtsvereins (HGV)‘“ (234), wobei neben Livland (Estland und Lettland) auch Litauen als Gegenstand berücksichtigt wird. Ein Beitrag, der besonders für diejenigen, denen die baltischen Länder (und insbesondere die Ergebnisse derer bezüglicher Historiografie) etwas ferner liegen, reichen Gewinn verspricht. Die einschlägigen, v. a. rezenten Arbeiten heutiger Historiografen werden, nach Herkunftsländern gereiht, in Thema und Gehalt vorgestellt. Als Ergebnis stellt Vf. eine seit den 1930er Jahren breit gefächerte

internationale Forschung fest, wobei die „einstige Dominanz“ deutscher, v. a. deutschbaltischer Forscher längst nicht mehr gegeben sei (277), und er streicht die Rolle des HGV als Vermittler und Kolporteur heraus.

Kerstin Petermann und Anja Rasche lenken (313–323) den Blick auf einen Bereich, der in der älteren Hanseforschung eher randständig und pauschalierend beachtet wurde, aber seit 2017 über eine eigene Rubrik in der Hansischen Umschau verfügt und der künftig geeignet zu sein scheint, „[u]m die Vielschichtigkeit und Vielfalt der kulturellen Ähnlichkeiten und wechselseitigen Bezüge im Hanseraum aufzuzeigen“ (319). Getragen wird dies vom 2012 grundgelegten Netzwerk „Kunst und Kultur der Hansestädte“.

Hiram Kümper (325–349) konstatiert, man dürfe „dieses neu erwachte Interesse an der hansischen Spätzeit“ (328) nicht gering schätzen, und greift etwas auf, das 2013 als Idee begann: Der Plan eines Wendischen Inventars (dazu HGbl. 132, 2014, 105–118), dessen Fehlen – trotz den Inventaren von Köln und Danzig – beklagenswert ist. Umso erfreulicher sei es, dass das Braunschweiger Inventar sich in seiner Endphase befinde. Angesichts der Quellen(-Massen) des 16. Jh.s sei von Anfang an eine digital verfügbare Publikation anzusetzen, die v. a. ein sukzessives Wachstum ermögliche (vgl. das in statu nascendi digitale befindliche Hanse-Lexikon). Diese digitalisierten Grundlagen schüfen aber auch eine zusätzliche besondere Möglichkeit, eine fünfte Abteilung der *Hanserecesse* in den Blick zu nehmen. Diese „Hanserecesse der Neuzeit“ dürften dann dazu beitragen, deutlicher die späte Hanse von der des Mittelalters abzusetzen, zumal die Verflechtungen in territoriale und reichspolitische Kontexte sich erheblich schärfer konturieren ließe. Konkret fordert Vf.: „Nehmen wir den Pfad der bereits vorgelegten Inventar-Bände auf und planen ihn in Konsequenz zu einer interimistischen Minimal-Edition der Hanserecesse zwischen 1540 und 1669“ (341), auch in der Hoffnung in manchen Aspekten zu Neubewertungen kommen zu können.

Felicia Sternberg stellt *Entstehung und Konzept des Europäischen Hansemuseums in Lübeck* (351–359) dar, eine Idee, die in die frühen 1990er Jahre zurückreicht und ganz maßgeblich von Rolf Hammel-Kiesow entwickelt und unnachgiebig verfolgt wurde. Erst 2008 konnte, nach zwischenzeitlichem Wechsel des vorgesehenen Standorts, ein konkretes Konzept vorgelegt werden, jetzt für das Burgkloster-Areal. Im Januar 2012 begannen die Bauarbeiten, 2015 folgte die Eröffnung. Konzeptionell stand man vor einer Riesenaufgabe, sollte doch „sowohl die geografische Ausdehnung der Hansekaufleute in ganz Europa als auch die zeitliche Dimension der über viele Jahrhunderte währenden Hansegeschichte anschaulich dargestellt“ werden. Das Konzept verband „eine sinnlich-erlebnisorientierte Herangehensweise mit einer intellektuell-wissenschaftlichen Perspektive“ (354). Eine Hauptaufgabe sieht man darin, die (oft mythisch verankerte, zudem wissenschaftlich überholte)

Voreinstellung vieler Besucher „auf der Grundlage neuester Forschungsergebnisse“ (355) zurechtzurücken. Inszenierungsräume mit rekonstruierten Szenen wechseln mit diesen komplementär ergänzenden Räumen, die dann wissenschaftliche Texte und Originalquellen präsentieren. Neben der Hansegeschichte ist zudem, nicht zuletzt wegen der im Rahmen der Bauarbeiten erzielten archäologischen Befunde die lübische Stadtgeschichte vertreten. Die Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums, 1993 von Rolf Hammel-Kiesow gegründet, ist dem Museum integriert und ist, neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit, v. a. im Bereich der „Bürgerwissenschaft“ tätig, d. h., deren wissenschaftlich nicht vorgebildete Teilnehmer bekommen Gelegenheit, sich direkt mit Originalquellen auseinanderzusetzen.

Zusammenfassend: Der Band gibt reiche Anstöße, zum einen, sich noch intensiver der Geschichte des Vereins zuzuwenden und regt insofern auch zu Detailstudien an, zum anderen, bestimmte (auch künftige) Teilgebiete, z. B. die Außensicht(en) auf die Hanse, vertiefter Untersuchung zu unterziehen, zum Dritten, mehr über den Einsatz digitalbasierter Methoden nachzudenken (z. B. Transkribus).

Friedrich Bernward Fahlbusch

Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. IV: Nüchternheit, nüchtern – Richtsteig, hg. von Albrecht Cordes, Hans-Peter Haferkamp, Bernd Kannowski, Heiner Lück, Heinrich de Wall, Dieter Werkmüller und Christa Bertelsmeier-Kierst (2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin 2024, Erich Schmidt Verlag, 2.016 Sp.). – Sowohl der erste Artikel zur Nüchternheit als auch der letzte zum Richtsteig sind vom Hallenser Rechtshistoriker Heiner Lück verfasst, der auch zahlreiche weitere Artikel zu diesem grundlegenden Werk zur Rechtsgeschichte beige-steuert hat, das wie ein Who's who der europäischen Rechtsgeschichte daherkommt, verstorbene Koryphäen wie Michael Stolleis oder Dieter Werkmüller noch einmal zu Wort kommen lässt, aber auch der jüngeren Generation eine Stimme gibt. Hansisch bietet der Band einiges, in alphabetischer Reihenfolge seien nur einmal Johannes Oldendorp, Osnabrück, Ostsiedlung, Partenreederei, Patrizier, Pfahlbürger, Pommern, Preußen, Privileg, Rat, Ratsgerichtsbarkeit, Rathaus, Rats Herr, Ratsverfassung, Rechtsbücher, Rechtsgewohnheit, Rechtsschulen des Mittelalters, Rechtsschulen, Rechtssprache, Rechtssprichwort, Rechtsstellung der Frau, Rechtssystem, Rechtsvergleichung, Rechtszug, Reformation, Reichshofgericht, Reichshofrat, Reichskammergericht, Reichskreise, Reichsmatrikel, Reichsmünzen, Reichspoliceyordnung, Reichsrecht, Reichsreform, Reichsregiment, Reichsstädte, Reichsstände, Reichssteuern, Reichstag des Alten Reiches, Reichstagsakten, Reichsunmittelbarkeit, Rente, Rentenkauf, Rezeption verschiedener Art, Rhein, Richten nach Gnade, Richter und Richtstatt genannt, die zeigen, was für ein weites Spektrum hier sehr

qualitätsvoll abgebildet wird. Alle genannten Stichwörter und einige darüber hinaus haben einen Bezug zur Hanse und geben durch ihre qualifizierte und ausführliche Bearbeitung der Forschung eine sichere Grundlage. Vorrangig interessieren natürlich die Stadt- und Landesartikel zu Osnabrück, Pommern und Preußen, die alle die hansischen Bezüge mit aufgreifen, aber auch bei Partenreederei, Rente und Rentenkauf öffnet sich der hansische Horizont weit und macht diesen vierten Band zu einem wichtigen Nachschlagewerk auch für Hansehistoriker. N. J.

Oliver Auge, *Landes- und Regionalgeschichte an der Universität Kiel. 100 Jahre für, mit und in Schleswig-Holstein* (Baden-Baden 2024, Georg Olms Verlag, 149 S., zahlr. teils farb. Abb.). – 100 Jahre Landes- und Regionalgeschichte in Kiel bieten dem aktuellen Lehrstuhlinhaber Oliver Auge Anlass und Gelegenheit auf die Anfänge „seines“ 1924 eingerichteten Lehrstuhls zurückzuschauen. Viele seiner Vorgänger haben bleibendes, auch für die Hanseforschung geleistet, auch wenn sich der Charakter der Professur in diesem ersten Jh. ihres Bestehens mehrfach stark geändert hat, die Landesgeschichtsschreibung mehrfach grundlegend umorganisiert wurde.

Vf. leitet mit einem kurzen Überblick über die Situation der Landesgeschichte an deutschen Universitäten ein und darf feststellen, dass die Zeit, wo entsprechende Lehrstühle gestrichen oder heruntergestuft wurden, vorbei zu sein scheint, sich die Universitäten und Hochschulen mithilfe der Landespolitik viel mehr des Wertes der Landes- und Regionalgeschichte bewusst werden, wie die neu geschaffenen Lehrstühle in Flensburg und Rostock zeigen, um nur einmal den Hanseraum zu betrachten.

Im Folgenden nimmt uns Vf. mit auf einen kurzen Durchgang durch die schleswig-holsteinische Landesgeschichtsschreibung, die natürlich weit vor 1924, also der Begründung des entsprechenden Lehrstuhls, bestand und erfolgreich war. Er beginnt mit Adam Heinrich Lackmann (1694–1754) und setzt mit Wilhelm Ernst Christiani (1731–1793), Dietrich Hermann Hege- wisch (1740–1812), Friedrich Christoph Dahlmann (1785–1860), Andreas Ludwig Jacob Michelsen (1801–1881) bis zu Georg Waitz (1813–1886) als erstem ausgebildetem Historiker auf der Professur und Gustav Droysen (1808–1884) fort. Einen ersten, mehrere Jahre laufenden Lehrauftrag zur Landesgeschichte erhielt dann Ernst Daenell (1872–1912), v. a. für seine Forschungen zur Hansegeschichte bekannt. Ihm folgte Otto Brandt (1892–1935) 1920 für vier Jahre nach, der wegen seiner neutralen Haltung bei der Abstimmung, ob Nordschleswig an Deutschland oder Dänemark fallen sollte, allerdings für die Landesregierung nicht für eine Berufung auf den 1924 aus diesem Kampf resultierenden Lehrstuhl infrage kam. Dafür hatte sich der aus Tondern stammende Otto Scheel (1876–1954) in dieser Frage in Stellung gebracht, der als

brillanter Redner klar Stellung bezogen hatte und nach einigen universitäts-internen Kämpfen 1924 berufen wurde. Scheel sah seinen Regierungsauftrag eher als politisches denn als historisches Mandat und erfüllte ihn entsprechend auch in der Zeit des „Dritten Reiches“, was zu seiner Pensionierung nach 1945 führte. Ihm folgte erst 1954 Alexander Scharff (1904–1985) auf den jahrelang als politisch belastet geltenden Lehrstuhl und erhielt von der Landesregierung erneut ein eher politisches Mandat: die Stärkung des Identitätsbewusstseins der Schleswig-Holsteiner und eine Aussöhnung der Grenzstreitigkeiten zwischen Deutschen und Dänen. Landesgeschichte wurde nach dem Krieg natürlich nicht nur vom Lehrstuhlinhaber betrieben, auch Mediävisten wie Karl Jordan (1907–1984), Wilhelm Koppe (1908–1986) oder Erwin Assmann (1908–1984) leisteten bedeutende Beiträge dazu. 1974 wurde Christian Degn (1909–2004) als Nachfolger Scharffs berufen. Er brachte die Landesgeschichtsschreibung auf einen traditionellen Kurs, kombinierte Geschichte und Geografie miteinander, was sich u. a. in seinem bis heute unübertroffenen Atlas zur Geschichte Schleswig-Holsteins zeigt. Ihm folgte 1978 mit Erich Hoffmann (1926–2005) ein ausgebildeter Mediävist nach, der die Landesgeschichte jedoch in ihrer gesamten Breite betrieb und zahlreiche bis heute aktive Historiker hervorgebracht hat und betreute.

Zwischen 1987 und 1994 gab es sogar ein eigenes Institut für Landesforschung (IFL) mit zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern, einer Reihe von Hilfskräften und entsprechenden Räumen. Als Gründungsmitglieder fungierten Erich Hoffmann, Werner Paravicini (geb. 1942) und Ulrich Lange (geb. 1943), der mit der Geschichte Schleswig-Holsteins ein bis heute gültiges Standardwerk verfasste. Trotz der engagierten Arbeit der Mitarbeiter wurde das IFL 1984 geopfert und aufgelöst. In der Lehre wurde die Landesgeschichte durch Lehraufträge abgedeckt, bevor 1994 mit Thomas Riis (geb. 1954), der erste Däne auf den Lehrstuhl berufen wurde und ihn bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2008 erfolgreich ausfüllte. International sehr erfolgreich als Gastdozent in Japan, Russland, Schottland, Lettland und in den USA „entwickelte sich zwischen der landesgeschichtlichen Community in Schleswig-Holstein und Riis kein allzu befruchtendes Verhältnis“ (75).

2008 übernahm mit Oliver Auge ein gebürtiger und dort promovierter, in Greifswald habilitierter Schwabe den Lehrstuhl und verfolgte den modernen Ansatz, Landes- als Regionalgeschichte zu betreiben. Wie vielfältig dies sein kann, zeigen seine Veröffentlichungen sowohl zur Orts- als auch zur genuinen Landesgeschichte Schleswig-Holsteins, übergreifende Arbeiten etwa zum Klosterbuch Schleswig-Holsteins und Hamburgs und aktuell zum pommerschen Klosterbuch sowie zur Burgengeschichte. Der Lehrstuhl gibt sowohl das Jahrbuch für Regionalgeschichte heraus und macht es durch eigene Beiträge immer wieder lesenswert, er kümmert sich aber auch seit Jahren um

die verdienstvollen „Mitteilungen der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte“. Praxisbezogenheit, von dem mehrere Ausstellungs- und Buchprojekte zeugen, ist dabei der Weg, um Zugang zu den Studenten zu finden.

Dank engagierter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entstand quasi nebenbei ein Kieler Gelehrtenverzeichnis für die Zeit zwischen 1919 und 1965 mit über 1.000 Einträgen. Vf. benennt neben den zahlreichen Erfolgen auch die Misserfolge klar: Der Versuch, ein solches digitales Gelehrtenlexikon deutschlandweit zu etablieren, scheiterte ebenso wie ein digitales Haus zur Schleswig-Holsteinischen Geschichte. Man glaubt mit ihm an die Sinnhaftigkeit dieser Projekte und leidet mit ihm daran, dass die Zeit offenbar noch nicht reif dafür ist und sich der Norden Leuchttürme dieser Art versagt.

Die vorgestellten Veröffentlichungen sind vielfältig und zeigen, wie breit der Lehrstuhl mittlerweile aufgestellt ist. Selbstbewusste Reflexionen wie „Schleswig-Holstein und die Welt. Globale Bezüge einer Regionalgeschichte“ zeigen, wie man die Landes- und Regionalgeschichte heute vermitteln sollte. Auch die kurze Leistungsbilanz des Lehrstuhls ab 2009 zeigt, wie produktiv Vf. und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind und wie vielfältige Bereiche sie abdecken.

Es folgt ein Abschnitt mit Biogrammen der Kieler Professoren für Schleswig-Holsteinische Landes- und Regionalgeschichte, in dem Scheel, Scharff, Degn, Hoffmann, Riis und Auge etwas ausführlicher vorgestellt werden. In einer unermüdlichen Fleißarbeit wurde ein Quellen- und Literaturverzeichnis mit den Schriften der genannten Landeshistoriker zusammengetragen und bildet eine beeindruckende Gesamtschau des Wirkens dieses Lehrstuhls und einen guten Ausgangspunkt für weitergehende Studien. Und so bleibt nur zu wünschen, dass der aktuelle Lehrstuhlinhaber so kreativ und arbeitsfreudig bleibt wie bisher und irgendwann einen würdigen Nachfolger findet, der die Blüte der Landesgeschichte im Norden in seinem Sinne weiterführt, wie er ein starkes Interesse an der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses hat und über enge Landesgrenzen hinausdenkt und sich vernetzt. Was Vf. in Kiel leistet, dürfte ein Rezept für eine erfolgreiche Beschäftigung mit der Landesgeschichte in ganz Deutschland sein. Insofern seien ihm und seinem Lehrstuhl ein fröhliches „Ad multos annos!“ zugerufen. N. J.

Die Akten des Kaiserlichen Reichshofrats (RHR), Serie II: Antiqua, Band 7: Karton 617–724e, hg. von Wolfgang Sellert, bearb. von Ulrich Rasche (Berlin 2023, Erich Schmidt Verlag, 725 S.). – Der neue Band erschließt in gewohnt hoher Qualität 1.003 Akten mit einem Gesamtumfang von mehr als 100.000 Seiten. Sellert als Spiritus Rector des Unternehmens führt in altmeisterlicher Weise in den Band ein und erklärt Besonderheiten der hier erschlossenen Akten. Einer der umfangreichsten Fälle mit mehr als 3.000 Blatt

ist die zwischen 1601 und 1678 laufende Auseinandersetzung zwischen der Stadt Rostock und ihrer Universität um Privilegien der Universität, die Jurisdiktion über ihre Studenten und die Anerkennung einiger vom Rat der Stadt berufener Professoren (Nr. 769). Hansisch noch relevanter ist ein anderer umfangreicher Fall mit Rostocker Beteiligung und ihren Landesherren um die Biersteuer in Rostock, den Bau einer landesherrlichen Festung nach Abbruch von Teilen der Stadtmauer sowie die städtischen Jurisdiktions- und Patronatsrechte zwischen 1558 und 1577 (Nr. 772). Überhaupt sind es die Rostocker Fälle mit ihren sehr reichen Beilagen, die den Band v. a. hansisch interessant machen. Neben eigentlichen Prozessakten sind es auch die Suppliken, die in der Serie enthalten sind und bei denen es um die Bestätigung kaiserlicher und landesherrlicher Privilegien geht, um einen Schutz- und Schirmbrief sowie um die Rücknahme eines von den Herzögen erwirkten Mandats wegen des städtischen Anteils an der Türkensteuer, die das Herzogtum Mecklenburg zu zahlen hatte (Nr. 770). Zwischen 1567 und 1570 wandten sich außerdem acht Rostocker Reeder an den RHR, um sich über den König von Dänemark zu beschweren, der im Dreikronenkrieg zwischen Dänemark und Schweden eine Rostocker Salzflotte beschlagnahmen lassen hatte (Nr. 771). Interessant ist v. a. ein Fall aus den Jahren 1649 bis 1676, in dem Rostock mithilfe des RHRs versuchte, Hafen, Zoll und schwedische Schanze in Warnemünde, die im Dreißigjährigen Krieg von Schweden erobert worden waren, mit diplomatischen Mitteln für die Stadt zurückzugewinnen. Der Fall zeigt den hilflosen Versuch des Reiches, mit seinen diplomatischen und institutionellen Mitteln eine durch den Krieg weiter erstarkte und entsprechend offensiv auftretende Großmacht in ihre Schranken zu weisen (Nr. 773). Diese Hilflosigkeit zeigt sich auch in der 1653 geäußerten Bitte Herzogs Franz Karl von Sachsen-Lauenburg um ein Promotorialschreiben an Schweden um Rückgabe der durch den schwedischen Feldherrn Lennart Torstensson entzogenen pommerschen Güter Beyershagen und das Amt Barth (Nr. 932).

Doch auch andere Hansestädte wie Braunschweig, Bremen, Danzig, Deventer, Dortmund, Halberstadt, Halle, Hamburg, Hannover, Hildesheim, Köln, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mühlhausen, Münster, Osnabrück oder Zwolle sind mit Einträgen vertreten. Hinzu treten die Herzogtümer Mecklenburg, Pommern und Preußen. England taucht nicht nur als Privilegiengeber auf, sondern auch als Verbündeter im Kampf gegen die Türken, der 30–40 Schiffe ausrüsten sollte, um dem Alten Reich beizustehen (Nr. 843). Unter den Akten eines anderen Falles findet sich der spanische Entwurf eines Handelsvertrages der Hanse mit Philipp II. von Spanien.

Das alles ist gewohnt tief und zuverlässig erschlossen durch Ulrich Rasche, einen der jahrelang erprobten Mitarbeiter in diesem erfolgreichen Projekt.

Die hervorragenden Indizes sind durch Susanne Gmoser und Stefanie Preisl erstellt worden und bestehen wie in der Reihe erprobt aus einer chronologischen Konkordanz, die Fälle zwischen 1530 und 1727 auflistet, einem Register der nachweisbaren RHR-Agenten mit von ihnen vertretenen Fällen, einem Register der Vorinstanzen, Juristischen Fakultäten und Schöppenstühle, in dem der Hanseraum sehr schwach vertreten ist, einem Personen- und Ortsregister sowie einem sehr verdienstvollen Sachregister.

Leider erwiesen sich erneut mehrere Akten als so stark verschimmelt, dass ihre Blattzahl nicht ermittelt, geschweige denn verzeichnet werden konnte. Das ist wegen der Bedeutung des Materials bedauerlich und passiert im Laufe des Projekts leider immer wieder, sodass es angezeigt wäre, Schäden durch einen Magazinmeister vorab ermitteln und restaurieren zu lassen. Leider wird es ja so sein, dass alle Akten, die bei dieser Verzeichnungskampagne nicht inventarisiert wurden, es späterhin auch niemals werden. Auch die Sorgfalt der Redaktionsarbeiten ist einmal mehr zu kritisieren, etwa wenn aus Schiffsreedern „Schiffsredner“ oder aus Sachsen „Sachen“ werden. Unbestritten bleibt der Verdienst, diese eben auch hansisch relevanten Akten erschlossen zu haben. Es bleibt zu wünschen, dass das Material auch digitalisiert online zur Verfügung gestellt wird, um es für die Stadt- und Hansegeschichte nutzen zu können, ohne nach Wien fahren zu müssen. Freuen wir uns auf die nächsten Bände dieses sehr verdienstvollen Projekts und wünschen wir ihm noch ein langes Bestehen.

N. J.

Nikolas Jaspert, *Fischer, Perle, Walrosszahn – Das Meer im Mittelalter* (Berlin 2025, Propyläen Verlag, 591 S., 43 Abb., 21 Farbtaf.). – Vf. hat sich in seinem Buch über das Meer im Mittelalter ein thematisch, geografisch und zeitlich enormes Thema vorgenommen. Dabei ist es sein erklärtes Ziel, nicht eine maritime, sondern eine marine Geschichte des Meeres im Mittelalter zu schreiben, d. h., zu zeigen, wie die Produkte des Meeres, sowohl tierischen als auch mineralischen Ursprungs, die Wirtschaft, Kultur und Ideengeschichte des Mittelalters geprägt haben. Obwohl diese Erzeugnisse des Meeres ganz deutlich im Fokus des Werkes stehen, hat solch eine reine „Geschichte aus dem Meer“ (469) dem Vf. aber nicht genügt: Auch der Einfluss des Meeres auf das Leben der Menschen, ihre wissenschaftlichen und religiösen Auseinandersetzungen mit dem Meer und die aus der heutigen Sicht mythischen Meereswesen werden ausführlich behandelt. Geografisch liegt der Fokus der Studie hauptsächlich „auf dem lateinischen und griechischen Christentum, der arabisch-muslimischen Welt und dem Judentum des sogenannten euro-mediterranen Raums und seiner Meere“ (19), wobei v. a. das Mittelmeer und der Hanseraum im Vordergrund stehen. Das Werk richtet sich offensichtlich nicht

nur auf ein akademisches Publikum, sondern versucht, auch interessierte Laien zu bedienen.

Das Buch ist in drei zentrale Themengebiete gegliedert. Der erste Teil behandelt die Ideengeschichte des Meeres im Mittelalter, die Menschen, die vom Meer lebten, z. B. Fischer, Schiffbauer, Seeleute, Kaufleute und Fischhändler, sowie den Fischfang. Im zweiten Teil handelt es sich um einzelne *Reale und fiktive Meereslebewesen*, u. a. werden hier Fang und Vertrieb der kommerziell wichtigsten Speisefische Hering, Kabeljau, Thunfisch und Sardine thematisiert. Weiter geht es um die symbolische und wirtschaftliche Bedeutung von Walen und Delfinen, Meeresungeheuern und sonstigen mythischen Lebewesen, z. B. Narwale, deren Stoßzähne als Einhorn-Horn verhandelt wurden, und als magische Natternzungen gedeutete fossile Haizähne. Im letzten Teil dreht sich die Erzählung um die *Schätze des Meeres* wie Perlen, Purpur, Ambra, Korallen, Bernstein und Salz, v. a. hier bietet die marine Perspektive einen großen Zusatzwert, weil klar wird, wie Meeresprodukte eine globale und interkulturelle Bedeutung erlangen konnten: Perlen aus dem Indischen Ozean und Korallen aus dem Mittelmeer, die in den höheren Schichten Westeuropas als Schmuck und Kunstwerke beliebt waren, sowie baltischer Bernstein, der seinen Weg in den arabischen Raum fand. In einem Epilog ordnet Vf. seine Studie in den „Environmental“ bzw. „Blue Humanities“ ein, die Geisteswissenschaften, Umweltforschung und die Naturwissenschaften miteinander verbinden. Dieser Ansatz wird im Buch auch konsequent umgesetzt: Oft werden die Umwelteffekte der Meeresnutzung thematisiert oder archäozoologische Forschungen herangezogen.

Bei der Fülle an Themen und Perspektiven, die ein so großes Gebiet umfassen, ist es unvermeidlich, dass manche nicht in jedem Detail behandelt werden können. Nichtsdestotrotz ist es schade, dass auf eine zentrale Eigenschaft des Meeres, nämlich das Element Wasser, kaum eingegangen wird. Der praktische Umgang mit Strömungen und Gezeiten in der Navigation oder die Gefahr des Schiffbruchs werden nur nebenbei erwähnt. Die ständige Gefahr, die das Meer für Küstengemeinschaften, insbesondere an der Nordseeküste zwischen Flandern und Dänemark, in der Form von Sturmfluten bedeutete, und die Methoden, mit denen sich die Gesellschaften gegen diese Bedrohung wappneten (Deiche, Warften), bleiben sogar ganz unerwähnt, v. a. aus Sicht der Environmental Humanities eine verpasste Chance. Ein wenig verwirrend ist zudem die Entscheidung, im gedruckten Buch lediglich eine Auswahl der wichtigsten Literatur aufzunehmen und die vollständige Bibliografie digital anzubieten. Leicht ist der QR-Code am Anfang der Bibliografie zu übersehen und man sucht vergeblich nach in den Endnoten genannten Arbeiten.

Bart Holterman

Vorhansische Zeit

Bearbeitet von *Felix Biermann*

Felix Biermann, Stefan Rahde und Fred Ruchhöft (Hgg.), *Welt im Wandel. Otto von Bamberg und die Christianisierung Pommerns vor 900 Jahren* (Goldberg 2024, Natur-Museum Goldberg, 136 S., zahlr. Abb.). – Die Begleitschrift zur gleichnamigen Sonderausstellung von August bis Oktober 2024 im Stadtgeschichtlichen Museum Wolgast mit ihrem Katalog- und Aufsatzteil bietet einen multiperspektivischen Einblick in die Zeit der Missionsreisen des Bischofs Otto von Bamberg (um 1060–1139), die ihn in den Jahren 1124/25 und 1128 ins „Land am Meer“ führten. Bereits im Aufbau des Buches wird deutlich, wie sich archäologische Funde, überlieferte Objekte und Schriftquellen gegenseitig ergänzen, um ein plastisches Bild der Epoche und ihrer Akteure im lokalen wie europäischen Rahmen zu gewinnen: So werden die einzelnen Teile jeweils durch Doppelseiten voneinander getrennt, die markante Zitate aus den überlieferten Lebensbeschreibungen Ottos bereithalten. Sie entstammen vorrangig der zwischen 1151 und 1159 verfassten Hagiografie des Mönches Ebo vom Bamberger Kloster Michelsberg, das sich Ottos besonderer Gunst erfreute. Den Zitaten sind einzelne Tafeln des um 1628 entstandenen Bilderzyklus aus der dortigen Klosterkirche gegenübergestellt, die die beschriebenen Legenden plastisch illustrieren.

Einem *Geleitwort des Bürgermeisters der Stadt Wolgast* (7) Martin Schröter, das die 1124 erfolgte Ersterwähnung der späteren pommerschen Herzogsresidenz hervorhebt, schließt sich das *Vorwort der Herausgeber* (9) an. Darin betonen sie, dass die Verehrung Ottos, die noch heute beiderseits der Oder lebendig ist, stark durch das „lebhaft-detailreiche [...] Bild seiner Persönlichkeit und seiner abenteuerlichen Pommernreisen“ (9) geprägt wurde, wie es neben Ebo auch sein Michelsberger Mitbruder Herbord (um 1158/59) sowie bereits kurz nach 1140 ein unbekannter Mönch in Prüfening bei Regensburg gezeichnet haben.

Im ersten Aufsatz setzt Mitherausgeber Felix Biermann (Stettin u. Halle [Saale]) ein facettenreiches Bild aus den schriftlichen und archäologischen Quellen zusammen: *Ein Bischof auf heikler Mission – Otto von Bambergs Reisestationen in Vorpommern* (S. 13–27). Dabei legt er zunächst die Grundsituation dar: Ottos erste Missionsreise 1124/25 zielte auf den Einflussbereich des bereits christlichen Pommernherzogs Wartislaw I. († 1148), der wiederum der Oberhoheit des polnischen Herzogs Boleslaw Schiefmund († 1138) unterstand. Der Erfolg der Mission bildete gleichzeitig den „Sargnagel“ für den alten slawischen Glauben, wie Vf. betont. Dies schildert er im Detail an den Orten von Ottos zweiter Missionsreise, die ihn 1128 von Südwesten in die Region führte: Neben dem strategisch wichtigen Demmin, dem bedeu-

tenden Handelsort Usedom, wo auf einem Landtag zu Pfingsten die Oberen des Peeneraums ihre Annahme des Christentums bekundeten, waren es auch Wolgast und Gützkow, wo Otto aktiv gegen die heidnischen Tempelbauten und ihre Priesterschaft vorging. Vf. schließt mit der Empfehlung, die Otto-Erinnerungsstätten selbst zu besuchen.

Mit *Otto von Bamberg – ein Abriss seines Lebens* (31–39) legt Stefan Fassbinder nachfolgend den Schwerpunkt auf Ottos Herkunft und Wirken vor und nach seiner Mission in Pommern. Dabei verweist er auf die teils unklaren dynastischen Bezüge, seine Prägung durch die Hirsauer Reform des Benediktinerordens und seine engen Verbindungen zum Kaiserhaus, die ihn nicht nur zum Bauleiter des Doms zu Speyer und zum Vermittler im Investiturstreit werden ließen, sondern auch zeitweilig an den polnischen Hof nach Gnesen (Gniezno) führten. Dort näherte er sich der slawischen Sprache und Kultur an. Nach der 1102 erfolgten Ernennung zum Bischof von Bamberg sorgte er für einen ökonomischen wie architektonisch-künstlerischen Aufschwung der Stadt. Es mag etwas verwundern, dass Vf. wiederholt den lediglich populärwissenschaftlichen Charakter seines Beitrags betont, dessen Stil dem Rahmen ja durchaus angemessen erscheint.

Ausführlicher gibt Fred Ruchhöft die slawische Lebenssituation wieder, *Als Otto von Bamberg nach Vorpommern kam* (43–55). Auch er betont, dass mit Ottos Wirken faktisch eine neue Zeitrechnung begann, indem sich die frühgeschichtliche zu einer territorialgeschichtlichen Betrachtung wandelte. Diesen Prozess untersucht Vf., indem er die verschiedenen geistlichen und weltlichen Gebietsansprüche der benachbarten Mächte darlegt und kritisch hinterfragt. Dabei zeigt er auf, dass es im frühen 12. Jh. nur diffuse Vorstellungen vom heutigen mittleren Vorpommern gab, u. a. hinsichtlich der vermeintlichen Grenzfunktion der Peene. Im Falle des Bistums Havelberg basierte das jedoch auf im Nachhinein gefälschten Quellen, da hier erst später gültige Territorialbezeichnungen auftauchen. Laut Vf. war der Peeneraum „um 1100 kirchenpolitisches Niemandsland“ (45). Das missionarische Wirken Ottos sowie die spätere Herausbildung des Bistums Cammin sollten dann aber Grenzen respektieren, die vermutlich auf die lutizischen Stammesgebiete Bezug nahmen. So gelangte das Gebiet der Tollenser (nördlich des späteren Neubrandenburg) an das Bistum Cammin, während jenes der Redarier an das Bistum Havelberg ging, woraus das Land Stargard bzw. später Mecklenburg-Strelitz hervorgehen sollten. Im Norden hatte bereits Otto den Anspruch des dänischen Erzbistums Lund auf Rügen respektiert, der erst Jahrzehnte später mit dem Fall Arkonas praktisch umgesetzt werden sollte. Diese Tempelburg mag als ein Symbol für die vorchristliche Bau- und Siedlungskultur gelten, doch war sie nicht nur aufgrund ihrer exponierten Lage eine Ausnahme. Mithilfe digitaler Geländemodelle veranschaulicht Vf. u. a. die Burgen von Usedom, Gützkow

und Demmin. Dabei wird deren jeweils individueller Charakter deutlich, der zudem durch Umbauten des Hoch- und Spätmittelalters verändert wurde. Die Burgen waren lediglich die zentralen Orte eines teils dicht besiedelten Gebietes, das sich durch kleinere, landwirtschaftlich geprägte Siedlungen auszeichnete. Den vielen archäologischen Funden steht hier jedoch eine nur dürftige schriftliche Quellenlage gegenüber.

Vf.s Aussage, „die Informationslage [sei] leider sehr prekär“ (53), trifft auch auf seinen zweiten Beitrag zu: *Die vorchristliche Religion der Slawen* (59–69). Fred Ruchhöft stellt zunächst einige der auch überregional verehrten Hauptgötter vor, wobei er auf die Besonderheiten bei den Westslawen eingeht. Die überlieferten Bezeichnungen sind jedoch nicht sehr präzise. So kann der Gott Swantewit von Arkona nur allgemein mit „Heiliger Herrscher“ (59) übersetzt werden – ein spezifischer Name ist nicht bekannt. Als ein grundsätzliches Problem sieht Vf. die mehr als 500-jährige ‚historische Spekulation‘ an, die vieles ergänzte, was in den mittelalterlichen Quellen offenblieb. Zudem reduzierte sich das einstige Hauptheiligtum Rethra zu einem nicht mehr konkret lokalisierbaren Phantom. Der Aufbau vieler Kultstätten war vermutlich eher bescheiden. Bei den Kulthandlungen wird an verschiedenen Orten u. a. von einem Pferdeorakel gesprochen, bei dem das Tier durch Lanzen laufen musste. Berührte es sie, war dies kein gutes Zeichen und ein Kriegszug wurde abgesagt. Unterschiedliche Ansichten gibt es über die Macht der Priesterschaft. Vf. sieht sie in der Rolle von „Angestellte(n)“ (68) für die Kultpraxis mit begrenztem politischen Einfluss. Generell seien „die Grenzen der Forschung anzuerkennen“ (69).

In seinem Beitrag über *Die spätslawische Besiedlung auf der Wolgaster Schlossinsel* (73–81) widmet sich Jörg Ansoerge diesem heute eher unspektakulären Ortsteil im Peenestrom. Auf der Grundlage von Grabungsergebnissen und dendrochronologischen Daten zeigt er auf, dass hier um 1125, wohl kurz vor Ottos Besuch, der Ausbau der slawischen Burg erfolgte. Zusammen mit einer Vorburgsiedlung bildete die Insel zu dieser Zeit die zentrale Niederlassung, während das Areal der heutigen Altstadt auf dem Festland erst später an Bedeutung gewann. Auch wenn der Standort der Petrikirche eine Tradition zu Ottos Kirchengründung besitzen könnte, könne das 1128 überlieferte heidnische Heiligtum auch auf der Schlossinsel gelegen haben.

Dass durch archäologische Ausgrabungen tradierte historische Vermutungen widerlegt werden können, macht Heiko Schäfer im Beitrag *Archäologie auf dem Gützkower Altstadthügel – auf den Spuren Ottos von Bamberg* (85–93) deutlich. Lange Zeit nahm man an, dass sich die eigentliche slawische Besiedlung des Ortes auf den Burgwall konzentrierte, der seine heutige Zweiteilung erst im 13. Jh. erhielt. Demnach hatte man auch den zu Ottos Zeiten gerade neu errichteten heidnischen Tempel und in der Folge dessen erste Kirche hier vermutet. Durch die archäologische Erforschung des Marktplateaus

auf dem benachbarten Altstadthügel im Jahr 2000 wurde jedoch deutlich, dass sich auch hier spätslawische Besiedlung erstreckte. Dazu kommt eine größere Anzahl bereits christlich konnotierter Gräber aus dem späten 12. Jh. Daher könnte die heutige Nikolaikirche auf Ottos Gründung zurückgehen. Dann hätte wohl auch der heidnische, 1128 zerstörte Tempel auf dem späteren Altstadthügel und somit außerhalb des Burgareals gelegen.

Im letzten Schriftbeitrag kommt Museumsleiter Stefan Rahde zu Wort: *Welt im Wandel – Otto von Bamberg und die Christianisierung Pommerns vor 900 Jahren. Die Sonderausstellung vom 07. August bis 31. Oktober 2024 im Museum Wolgast* (97–101). Dieser Text kann als eigenständige Einführung in die Ausstellungsthematik gelten. Dabei unterstreicht er noch einmal die deutsch-polnische Kooperation im Projekt. Diese macht er auch bei einem Blick auf die Genese der Ausstellung deutlich, die u. a. auf ein Netzwerktreffen im Jahr 2022 im Pommerschen Landesmuseum in Greifswald zurückgeht und auf wissenschaftlichen Fachtagungen und Publikationen fußt. Vf. betont jedoch, dass mit dem Otto-Gedenken von 2024 der Radius über den akademischen Rahmen hinaus erweitert werden solle, wozu auch eine Vielzahl weiterer Kulturveranstaltungen diene. Auch die Ausstellung habe diesen Anspruch. Dabei dankt Vf. insbesondere dem Diözesanmuseum Bamberg, dessen Exponate ein Gegenüber zu den regionalen Ausstellungsstücken ermöglichen; im Blick auf das Jubiläum von Ottos zweiter Missionsreise 2028 meint er, „die Reise zu den Wurzeln der Pommern [habe] 2024 gerade erst begonnen“ (101).

Der Katalogteil (103–125) ist in vier Abschnitte gegliedert. Während der erste Teil zu *Wirtschaft und Alltag im spätslawischen Pommern* (103–106) u. a. Schmuck und Münzen aufführt, tritt im zweiten Abschnitt, *Krieger und Eliten* (107–110), besonders das Schwert aus einem Kammergrab in der Burgstadt Usedom hervor (Kat.-Nr. 9). Hierbei erwägt F. Biermann, ob es zum Grab eines der „Großen“ gehörte, die Pfingsten 1128 Ottos Missionspredigt erlebten (108). Der dritte und größte Abschnitt vereint unter dem Titel *Alte Götter, neuer Glaube* (111–120) zahlreiche entsprechende Kleinfunde, aber auch slawische Bildsteine, die in der Ausstellung als Abgüsse bzw. maßstabsgetreue Umzeichnungen präsent waren. Ein Kreuz aus Bernstein (Kat.-Nr. 26) von gerade einmal 2,6 cm Höhe dürfte als unmittelbares Bekenntnis für die Annahme des neuen Glaubens gefertigt worden sein. Dieser enge Bezug zur Mission Ottos war auch ausschlaggebend für seine Kür zum Titelbild. Schließlich umfassen die Erinnerungen an den Heiligen Otto die oben erwähnten Exponate aus dem Diözesanmuseum Bamberg, die als Höhepunkt der Wolgaster Ausstellung gelten konnten. Während die künstlerisch herausragende Krümme eines Bischofsstabes (Kat.-Nr. 39) aus dem 13. Jh. erst später Otto zugeschrieben wurde, könnte die aus protestantischer Sicht etwas kuriose, mit Gold und Edelsteinen gefasste Reliquie eines Unterkiefers immerhin in

die Zeit Ottos gehören (Kat.-Nr. 37), wenn sie nicht tatsächlich den Gebeinen des Heiligen entstammt.

Insgesamt gibt die reich bebilderte und ansprechend gestaltete Begleitschrift vielfältige Einblicke nicht nur in die Persönlichkeit, das Wirken und die Wirkung Bischof Ottos von Bamberg, sondern auch in den Kulturraum beiderseits der Odermündung, den er in den 1120er Jahren besuchte – jene *Welt im Wandel*, die durch die detailreichen Lebensbeschreibungen des Heiligen so farbenfroh beleuchtet wird.

Arvid Hansmann

Sławomir Wadył, Zbigniew Misiuk und Ewelina Drozd-Wadył (Hgg.), *Tartaczna. Studium życia przedlokacyjnego Gdańska* (Tartaczna. Eine Studie über das Leben im vorlokationszeitlichen Danzig, Gdańsk 2024, Muzeum Archeologiczne w Gdańsku, Tl. 1 u. 2, 734 u. 418 S., zahlr. Abb. u. Tab., 164 Taf., 22 Beil.). – Archäologische Forschungen haben wiederholt wichtige Einsichten in die komplexe Entwicklung Danzigs zur überragenden spätmittelalterlichen Handelsmetropole des Ostseeraums beige-steuert. Einen bedeutenden Beitrag zu dieser Thematik leisten die Hgg. sowie über 30 weitere Autorinnen und Autoren mit der umfassenden Auswertung und Vorlage der Ausgrabungen an der Ulica Tartaczna in der Danziger Altstadt. Im Zuge eines Neubauprojekts war hier von 2008 bis 2010 auf etwa 900 m² Fläche eine reiche mittelalterliche Befundlage erschlossen worden. Diese zeichnete sich durch mächtige Kulturschichten von bis zu 5 m Höhe, hervorragende Holzerhaltung und ein riesiges Fundmaterial aus – allein die mittelalterlichen Straten lieferten 69.548 Keramikscherben. Es fordert großen Respekt ab, dass sich das Autorenteam dieser enormen Aufgabe gestellt und sie in einer überschaubaren Zeit bewältigt hat. 14 Jahre nach Abschluss der Grabungen liegt das Ergebnis vor: Ein zweibändiges, mit 1.152 Seiten überaus umfangreiches Werk, das auch durch seine zahlreichen meist farbigen Abbildungen und eine gelungene Gestaltung besticht. Es ist in polnischer Sprache verfasst; kurze englische Resümees ermöglichen einem internationalen Leserkreis Zugang zu den Forschungsergebnissen.

Die Autorinnen und Autoren konzentrieren sich auf die mittelalterlichen Siedlungsrelikte, während die jüngeren Befunde einem Folgeband vorbehalten sind. Näherhin fokussiert sich das vorliegende Werk auf die vorlokationszeitlichen Bodenzeugnisse, d. h. auf jene aus der Zeit vor den Stadtausbauten und -privilegierungen unter der 1308 einsetzenden Deutschordensherrschaft; 1373 erhielt die Altstadt das Kulmer Recht seitens der Ordensritter, verfügte allerdings wohl schon seit dem 13. Jh. über ein Lübisches, vom Pommerellenherzog Swantopolk II. verliehenes Privileg. Auch die Befundlage legte eine Konzentration auf die Zeit zwischen den 1180er Jahren, als die Bebauung einsetzte, und der Anlage eines Mühlenkanals in den 1330er Jahren nahe. Die

Entwicklung jener Zeit wird in drei Phasen aufgeteilt (Zbigniew Misiuk): Die auf 1172 oder kurz danach jahrringdatierte Phase 1 umfasst eine Pfosten- und Stakenstruktur, die das Terrain in einem alten Seitenarm der Weichsel befestigte. In der langen, von den 1180er Jahren bis etwa 1310/20 währenden Phase 2 spielte sich das wesentliche Siedlungsgeschehen ab, mit intensiver, immer wieder erneuerter Holzbebauung, die in 15 Etappen unterschieden wird. Die Phase 3 umreißt den Abbruch der lebhaften Nutzung in den 1320er Jahren, was mit dem Abriss der Gebäude einherging.

Bald nach der Befestigung des Geländes setzte in den 1180er Jahren eine dichte Bebauung mit meist eingezäunten Anwesen ein, die jeweils Haupthäuser, Nebengebäude – Ställe, Speicher und Werkstätten – sowie offene Hinterhöfe besaßen. Die so geschaffene, bald regulär und urban erscheinende, an einer Straße orientierte Bebauungsstruktur blieb über lange Zeit in den wesentlichen Aspekten stabil. Das dürfte geordnete Besitzverhältnisse anzeigen. Im 13. Jh. kam es jedoch zu rasch aufeinanderfolgenden Erneuerungen – oft komplette Neubauten, in denen man die Balken ihrer Vorgänger wiederverwendete. Die Haupthäuser bestanden in der Regel für 25 bis 30 Jahre. Alles war aus Holz: die rechteckigen, mit bis zu 4,5 m Seitenlänge eher kleinen Haupthäuser sowie ein großer Teil der Nebengebäude in Blockkonstruktion, daneben Flechtwandhäuser und -anbauten sowie solche mit unklaren Ständer- bzw. Schwellenkonstruktionen. Pfosten übernahmen v. a. eine stabilisierende Funktion im feuchten Siedlungsareal. Als Feuerstellen der Haupthäuser dienten mit Lehm und Stein aufgefüllte Brettergevierte, Steinsetzungen oder mit Staken begrenzte Lehmflächen. Ausnahmsweise kamen auch rechteckige Backsteinherde aus sekundär verwendeten Ziegeln vor. Diese sollen von der in den 1230er und 1240er Jahren umgebauten Nikolaikirche stammen (Maciej Szyszka). Viele Häuser wiesen Fußböden aus Lehm oder Sand und Substruktionen aus Planken oder Flechtwerkmatten auf. Manche waren durch Anbauten mehrräumig und konnten aufgereiht die Seiten der Anwesen markieren. Bemerkenswert sind die vielen Ställe und Stallanbauten, die eine rege Tierhaltung der Bewohner dokumentieren. Wege und Hofflächen waren in der Art von Bohlenwegen oder mit Flechtwerkmatten befestigt, die teils auf Wände abgetragener Häuser zurückgingen. Die reichlich beigefügten Pläne und Fotos gut erhaltener Hausbefunde gewähren mithin einen eindrucksvollen Einblick in die mittelalterliche Lebens- und Baukultur Danzigs.

Der Fundstoff wird nach Materialgruppen besprochen, auf die hier nicht im Detail Bezug genommen werden kann – zusammen mit den qualitätvollen Fundfotos und -zeichnungen, die auf 164 Tafeln präsentiert werden, bilden diese Abschnitte der Publikation jedenfalls einen unschätzbaren Fundus für die Sachkultur einer mittelalterlichen urbanen Ansiedlung an der südlichen Ostseeküste. Hinsichtlich der Keramik (Sławomir Wadył)

ist bemerkenswert, dass sie fast zur Gänze spätslawischer Art entspricht. Der Schwerpunkt liegt auf den Typen Teterow und Vipperow (nach Ewald Schuldt) mit 68 % und 20 % Anteil am Gesamtmaterial. Die Gurtfurchenware weist eine Rate von gut 99 % auf, während Keramik westlich-deutschen Charakters, darunter blaugraue Kugeltopfware und Faststeinzeug, einen nur verschwindend geringen Anteil besitzt. Das gilt auch noch im frühen 14. Jh. Geschirr frühmittelalterlicher Tradition spielte demnach an der Danziger Tartaczna-Straße während des gesamten 13. Jh.s und noch im frühen 14. Jh. die unangefochtene Hauptrolle.

Hölzerne Daubenschälchen und gedrechselte Schüsseln (Marek Kuik, Anna Jędrzejczak-Skutnik) zeigen zuweilen eingeritzte Zeichen, die eher an spätslawische Keramik-Bodenzeichen denn an Hausmarken erinnern. Im 13. und 14. Jh. überaus archaisch wirken auch die 136 Schläfenringe meist mit S-förmigen Enden sowie eine Anzahl silberner Hohlperlen der Hacksilberart, die man als Einzelfunde ohne Weiteres in das späte 10. und 11. Jh. verweisen würde. Einen chronologischen Schwerpunkt im 11./12. Jh. haben viele der Finger- und Ohrringe, Glasperlen und -ringe sowie bronzenen Bommelglöckchen (Ewa Trawicka, Karolina Czonstke-Świątkowska, Ewelina Drozd-Wadył). Nur hingewiesen sei hier beispielhaft auf Schlösser und Schlüssel (Zbigniew Polak), 4.446 Eisennägel, 238 Messer sowie deren Scheiden (Magdalena Kulesz-Hodysz, Anna Jędrzejczak-Skutnik, Bartosz Świątkowski), 2.786 Lederreste und eine kleine Anzahl von Textilien (Karolina Blusiewicz, Joanna Jabłońska-Dyrda), Haushalts- und Handwerksgerät u. a. für Schmiede, Schneiderei und Schusterei (Maciej Ignasiak, Katarzyna Patalon, Zbigniew Polak), diverse Waffen (Paweł Kucypera), hölzernes Spielzeug (Marek Kuik), Webkämme, Spindeln und Spinnwirtel (Joanna Jabłońska-Dyrda u. a.), Fischereigerät (Maciej Ignasiak u. a.), Teile von Wagen und Schlitten (Tomasz Stępnik), diverse Geweihkämme (Sławomir Wadył), eine hölzerne Flöte und eine steinerne Gussform (Andrzej Janowski).

Bernsteinprodukte und -abfälle deuten an, dass dieses Material insbesondere in den Jahrzehnten um 1200 auch vor Ort bearbeitet wurde (Ewelina Dozd-Wadył). Ansonsten aber fehlen Indizien für gehobenes Handwerk. Etwa 280 eiserne Bootsnieten bzw. Sintel sowie Plankenteile stammen teils wohl aus sekundärer Verwendung im Hausbau, dürften aber auch Aktivitäten der Bewohner in der Fischerei andeuten (Waldemar Ossowski, Paweł Pogodziński). Etliche ostslawische Metallanhänger und zwei Spinnwirtel aus Owrutscher Schiefer (Radosław Liwoch, Sławomir Wadył) belegen östliche Kontakte; keinesfalls überraschend in der alten slawisch-prussischen Kontaktzone an der Weichselmündung sind einige baltische Funde, darunter eine Hufeisenfibel (Ewa Trawicka).

Wichtig sind 31 Münzen und fünf kleine Münzdepots, weil sie mit einer deutlichen Ballung im späten 12. und frühen 13. Jh. nicht nur den frühurbanen Charakter der archäologisch erfassten Ansiedlung belegen, sondern auch neues Licht auf die frühe Danziger Münzprägung werfen. Nur eine Handvoll davon datiert sicher in die Zeit nach 1250 (Borys Paszkiewicz). Mit dem Handel haben desgleichen neun Kugelzonengewichte zu tun (Andrzej Janowski). Bemerkenswert sind 98 verzierte Zinnplaketten nicht ganz klarer Funktion, die teils aus Deponierungen stammen und typologisch eher nach Westen weisen (Sławomir Wadył, Beata Ceynowa). Das gilt auch für eine fragmentierte Haneschale mit charakteristischer Beschriftung und Verzierung (Andrzej Janowski). Umfangreiche naturwissenschaftliche Untersuchungen ergänzen die archäologischen Darstellungen: Archäobotanik, Archäozoologie, Chemie und Petrografie der Keramik, Gesteinsuntersuchungen, Buntmetallanalysen, chemische Analysen an Essensrückständen in Tongefäßen, Dendrologie, Dendrochronologie sowie Radiokarbondatierung (Monika Badura, Anna Gręzak, Piotr Gunia, Marek Krąpiec, Paweł Kucypera, Joanna Święta-Musznicka, Tomasz Stępnik, Katarzyna Zdeb).

Ein Resümee der Hgg. ordnet alles ein: Die vielen überregionalen Beziehungen der Bewohner, die sich im Fundmaterial spiegeln, sprechen gegen eine einfache Fischerbevölkerung; zugleich fehlen Nachweise intensiveren und anspruchsvolleren Handwerks. Die spezifischen Merkmale der Bauwerke und der Sachkultur deuten auf einheimische Bevölkerung hin, die sich von den ebenfalls schon in Danzig lebenden deutschen Zuwanderern abhob. Hgg. erwägen daher, ob es sich um slawische Händler gehandelt haben könnte, die eine Nische für bestimmte Waren gefunden hatten. Möglicherweise waren es auch Immigranten aus Ruthenien. Deutlich sei jedenfalls der in den archäologischen Funden dokumentierte „starke Traditionalismus“ (698).

Dieser ist wirklich bemerkenswert. Dass in den heute nordostpolnischen Gebieten traditionelle slawische und baltische Sachkultur bis weit in das späte Mittelalter in Gebrauch war und nicht einen so radikalen Niedergang erlebte wie in weiter westlich gelegenen Zielgebieten der deutschen Ostsiedlung (dort meist bereits im späten 12. Jh. und der ersten Hälfte des 13. Jh.s), ist insbesondere im Preußenland vielfach bestätigt. Das mag also ähnlich auch für die Tartaczna-Materialien gelten. Hier fällt jedoch das weitgehende Ausbleiben typischer westlicher Einfuhr auf, die sich auch bei sehr traditionellen einheimischen Inventaren als Randerscheinung sonst durchweg einstellt. Zugleich haben die slawischen Keramik- und Kleinfunde der hier besprochenen Ausgrabung, wie schon hervorgehoben, ihren Schwerpunkt überregional meist im 12. und allenfalls noch frühen 13. Jh., mitunter auch davor. Das gilt namentlich für chronologisch sensible Kleinfunde wie Geweihkämme, Messerscheiden-

beschlüge und Schmucksachen. Selbst die Münzen deuten vorwiegend auf das späte 12. und die erste Hälfte des 13. Jh.s hin, während die Folgezeit nur mehr in einzelnen Stücken belegt ist; und solche könnten, wie Z. Misiuk an einigen Beispielen hervorhebt, sekundär in die betreffenden Schichten verlagert worden sein (40). Die Verwendung erster Backsteine – es sind 30 Stück – ist in einer Ostseestadt ebenfalls bereits um 1200 denkbar. An der Tartaczna soll das aber alles im Schwerpunkt in das 13. und frühe 14. Jh. gehören. Dieses archaische Bild überrascht insbesondere in einem zentralen Ort wie Danzig.

Die von der archäologischen Erwartung des Rz. mithin erheblich abweichende Spätdatierung der Hgg. basiert besonders auf den naturwissenschaftlichen Daten – ¹⁴C und Dendrochronologie. Während eine Anzahl von Radiokarbonaten aufgrund fehlender Präzision und eher wirr erscheinender Datierungsmuster schwerlich Aussagekraft besitzt, sind 18 Dendrodaten essenziell. Die geringe Zahl überrascht allerdings angesichts der Holzmassen. Tatsächlich wurden auch, wie Z. Misiuk erläutert (35–38), 1.673 Holzproben geborgen. Jedoch erwiesen sich viele davon aufgrund zu geringer Jahrringzahl oder irregulären Wuchses als ungeeignet. Dann wurden lediglich 14 Proben dem Spezialisten Henryk Paweł Dąbrowski überhaupt zur Analyse vorgelegt, der fünf Daten erzielte. Das war 2013. In der Folgezeit wurde gerade der vielversprechendste Teil der Proben entsorgt, der Rest litt unter nicht adäquater Lagerung. In der Vorbereitung auf die Publikation erhielt der Dendrochronologe Marek Krapiec noch einmal 50 Proben, von denen 13 Daten lieferten. Diese bescheidene Zahl vermag das kleinteilig aufgegliederte Siedlungsgeschehen vielfach nur mit einzelnen Jahrringdaten zu datieren, teils fehlen sie ganz, und das trotz eines überreichen Holzangebotes. Die Einzelproben sind zudem mit Vorsicht zu betrachten, weil viel Bauholz sekundär verwendet wurde – ein Problem, dass nur durch große Serien von Daten auszugleichen ist. Diese Chance wurde hier vertan.

Die Jahrringdaten bestätigen umfassend den frühen Abschnitt der Besiedlung: 15 davon liegen zwischen 1172 und 1218 (+8). Ein spätes Datum (nach 1334 -6/+8) passt gut zu den schriftlich überlieferten Bau- daten des Mühlenkanals. Die zweite Hälfte des 13. Jh.s wird hingegen nur mit zwei Daten aus Bauhölzern eines Hauses und einer Wegebefestigung – 1254 und 1277 – belegt, das frühe 14. Jh. gar nicht (36 f., Tab. 3.2). Vor dem Hintergrund der durchaus nicht selbsterklärenden Spätdatierung von Baugeschehen und Fundmaterial hätte man sich hier eine solidere Datengrundlage gewünscht. Abgesehen von diesen kritischen Aspekten ist die Vorlage der Grabungen an der Tartaczna-Straße aber nicht nur gelungen, sondern in Hinblick auf die Vielfalt der methodischen Zugänge und die große Aussagekraft der Analysen sogar beispielgebend – ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Danzigs und zur Archäologie des Ostseeraums im Mittelalter.

Felix Biermann

Schifffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Auf die Fragestellung, ob Akkulturation auch die Jurisprudenz und das Gerichtswesen im Allgemeinen überzeichnet, darf man die Ergebnisse von Malte Brix' Dissertation *Maritime Schiedsgerichtsbarkeit in New York City. Rechtshistorische Betrachtung der Entwicklung einer eigenständigen maritimen Schiedsgerichtsbarkeit* (Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 228, Berlin 2025, Duncker & Humblot, 223 S.) beziehen. Seine Arbeit reibt sich an dem Problem, was man wirklich als eigenständig bezeichnen darf und was simple Übernahme ist. Dies schließt natürlich die Frage mit ein, ab wann das was übernommen wurde, ein für sich genommen systemisches Eigenleben führt. Schaut man auf seinen Titel, so wird jedem schnell klar, um was es hierbei geht: Ihm geht es um die Darstellung der Entstehung, Entwicklung und der gegenwärtigen Bedeutung einer eigenständigen Seehandelschiedsgerichtsbarkeit in New York City, die erst ab dem frühen 17. Jh. sichtbar wird und mit der Begründung der Society of Maritime Arbitrators (SMA) im Jahre 1962 seine heute noch wirkkraftige Institutionalisierung erfuhr, also im Prinzip Kolonialgeschichte ist. Neben der Basis rechtlicher Übereinkunft, also den Seehandelsrechten, geht es Vf. selbstnehmend auch um das sich daraus ergebene Konfliktpotenzial und deren praktische Auflösung durch Schiedsrichter und dass auch anhand der Darstellung von Fallbeispielen. Dass er sich dabei um die Aufschließung vornehmlich europäischer, resp. englischer und niederländischer, Quellen bemühen musste, erscheint erst mal logisch, weniger, dass er über diese auf Amerika gerichteten Zeitzeugnisse kaum Sekundärliteratur vorfand, was die Quellenarbeit in New York und Albany zu besonderen Schwerpunkten seiner Forschungsarbeit machte, aber auch auf die Forschungslücke der Adaption von Rechtsvorschriften in der Neuen Welt im Allgemeinen verweist. Insofern führt ihn dieses Desiderat – natürlich bewusst auf einschlägig ausgerichteter Rechtsperspektive fußend – zur Darstellung der niederländischen und englischen Kolonialzeit in je zwei eigenständigen auf die Schiedsgerichtsbarkeit von New York konzentrierten Unterkapiteln (88–131), denn den Kolonisten unterlag ja jeweils in ihrer Zeit jene exekutive Institutionalisierung. Dieser Blick auf die Kolonialzeit gibt dem Leser einen guten Überblick über die Ausprägung eines eigenständigen Rechtssystems, zumindest dessen Jurisdiktion.

Natürlich kommt der Doktorand nicht um eine geschichtliche Einordnung herum, was uns auch zur hansischen Rechtsgeschichte führt. Mit dem Fokus auf die Entstehung der Grundlage der maritimen Schiedsgerichtsbarkeit, dem Seehandelsrechts, geht er aber wesentlich weiter zurück und führt uns die strittigen Ansichten der Forschung über die babylonischen und phönizischen

Codices vor Augen und das *summa summarum* auf den ersten 85 Seiten, das sind vom Umfang her immerhin 1/3 seiner Arbeit. In dieser Perspektive hat wohl noch jeder den *Codex Hammurapi*, also eine der frühesten Sammlung von Gesetzen, besser Fallbeispielen aus dem Geschichtsunterricht, in Erinnerung, wohl aber kaum dürfte jemand in diesem Konnex davon Kenntnis erlangt haben, dass bei *Hammurapi* in den Sätzen 234–240 auch explizite Beispiele aus dem Bereich der Schifffahrt, in diesem Falle auf die mangelhafte Fertigung von Fahrzeugen und Schiffskollisionen, ihre Verschriftlichung erfahren haben. Natürlich reden wir hier noch aus der Perspektive des Gewohnheitsrechts, oft titulierte als sog. „Weistümer“. Gerade erstere Perspektive findet zunehmend in der zweiten Hälfte des 15. Jh. auch Berücksichtigung im Hansischen Seerecht.

Das sich besonders im antiken Griechenland entwickelte Seerecht – hier besonders die *lex Rhodia de iactu* und das *dáneion nautikón* – hält als grundlegende Bestimmung für eine heutige Rechtspraxis her, darauf verweist Vf. am Eingang seines auf Griechenland bezogenen Kapitels (23–29). Interessant für Rz. war die Tatsache, dass sich die große Haverei aus dieser auf Griechenland bezogenen Perspektive späterhin in hansischen Rechtsnormen spiegelt, und sich selbst heute noch unser Seerecht auf diese antike Auffassung direkt bezieht (29). In einem weiteren Kapitel erkennt Vf. das antike römische Seerecht, auch schon als Ausdruck griechischer Normen, namentlich in Bezug stehend zu der bereits erwähnten *lex Rhodia de iactu*. Er stellt sie uns somit als die über einen langen Zeitraum tradierte Rezeptionsgeschichte vor. Auch hier dürften die Einlassungen, bspw. zum Seewurf, Anklang bei einschlägig forschenden Hansehistorikerinnen und -historikern finden, wenn sie sich an die entsprechenden ähnlich lautenden Passagen im hansischen Seerecht des 15. Jh. und sich bspw. an die einschlägige Quellenedition des Flandrischen Copiar Nr. 9 von Antjekathrin Grassmann und Carsten Jahnke aus dem Jahre 2003 erinnern.

Erkennbar wird bei vielen Autorinnen und Autoren in Bezug auf die hansische Rechtsgeschichtsschreibung auch die Frage der Akkulturation, natürlich im Besonderen in Bezug auf die Adaption von Stadtrechten während der ostelbischen Expansion, bedacht, welche die Begründung als Hansebund im Wesentlichen vorantrieb und als ein wesentlicher Faktor der Ausweitung und der Schaffung von Rechtssicherheit im hansischen Netzwerk zu bezeichnen gilt. Dass dies nicht nur urbane Perspektiven zeitigt, erklärt sich mit der Übernahme des französischen Seerechts in den hansischen Rechtskanon, die mit den Einfahrten in fremde Handelsreviere der Hanse, resp. in Richtung Westeuropa, zusammenhängen. Jene mit der sog. Baienfahrt in Beziehung zu setzende und zu erlangende Rechtssicherheit war wohl nicht mehr nur mit dem hansischen Gewohnheitsrecht, der sog. Marktgerechtigkeit, die sich im Tragen des Rechtskreuzes auf Hanseschiffen widerspiegelt, zu gewährleisten, wie sie

uns noch seinerzeit Detlev Ellmers darstellte. Die Gesetzessammlung *Code de Oleron* oder *Rôles d'Oléron*, denen hansische Schiffer auf ihren Salzfahrten, in Richtung der Salzgärten von Guérande und im Pays de Retz ab dem 13. Jh. unterworfen waren, scheinen wohl derart prägend und eingebend gewesen zu sein, dass sie fast identisch in das hansische Seerecht übernommen worden sind, auch wenn sie grundlegend auch nur Gewohnheitsrecht spiegeln. Vf. verweist auf diese hansischen Übernahmen und die vielleicht auch mit hansischer Schifffahrt einhergehende Verbreitung des *Code de Oleron* nicht explizit, aber macht im holistischen Konnex, der von ihm untersuchten vorhergehenden antiken Adaptionen und Überzeichnungen auf wesentliche Synapsen, systemische Grundlagen von der griechischen Antike über die römische und das Frühmittelalter bis in die Neuzeit gar bis fast in die heutige Zeit deutlich. Einen Gerichtshof, der nach dem *Code de Oleron* direkt entschied, hat es nach Vf. aber nicht gegeben (51). Mir erscheinen allerdings Aspekte, die sich aus paramilitärischen oder militärischen Ereignissen, die den Seehandel direkt oder indirekt beeinflussten in der hier rezensierten Arbeit wenig bedacht, werden doch aber auch ihren rechtlichen Niederschlag, bspw. als Standgerichtsverfahren, im nächsten Hafen gefunden haben müssen. Diese erkennt man bspw. in den Ausführungen von John Coakley über die *Local Maritime Jurisdiction in the Early English Caribbean* in der nachfolgenden Rezension.

Bei der schriftlichen Niederlegung seiner Recherchen muss er sich auch manchmal zwischen Forschungsfronten positionieren, wenn es bspw. um Abgrenzungen in Bezug auf die *lex mercatoria* – zumeist auf das europäische Festland bezogen – zu dem in England und nur für englische Seeleute geltenden *law merchant* geht. Hier folgt Vf. Rudolf Meyer-Pritzls (†) Definition, in dem beide „Bräuche, Usancen, Klauseln, Prinzipien und Rechtsgrundsätze“ erkennen, die rein wirtschaftlich determiniert und die nicht durch staatliche Rechtsetzung überzeichnet und beeinflusst worden sind (46). Ob es die *lex mercatoria* überhaupt gab – für Vf. keine Frage – bezweifelt selbst der ehemalige Hg. der HGBl. Albrecht Cordes. Aus der *lex mercatoria* hat sich ja die *lex maritima* im späteren Mittelalter entwickelt. Damit zeigt sich auch die Ausdifferenzierung des zweitgenannten Rechtsinstituts und dessen Abgrenzung vom ersteren. Auch folgt Vf. der Auffassung von Krieger, der die Herausbildung der *Code de Oleron* frühestens seit dem 13. Jh. annimmt, also in einer Zeit, in der die Schifffahrt der Hanse aus Nordeuropa nicht mehr wegzudenken ist. Wieweit allerdings der hansische Handelsbund oder gar die *Cinque Ports* durch ihre Handelsmanieren, auch in ihrer Unterschiedlichkeit, die Verbreitung des *Code de Oleron* als nordeuropäisches Gesetzeswerk beeinflussten, wird leider nicht aufgegriffen, auch ob es Beispiele ihrer Institutionalisierung gab, wurde nicht geforscht, es war ja auch nicht der Schwerpunkt der Dissertation, wenn Vf. sich auf die Schiedsgerichtsbarkeit späterer Zeit in New York konzentriert.

Dass man schon im antiken Griechenland den Kontrahenten den Abschluss einer Schiedsvereinbarung durch einen Schiedsrichter nahelegte, geht weiter aus der interessanten Arbeit des Doktoranden hervor, insofern hatte die lange Tradition bis zum Forschungsfokus des Vf.s einen wirklich langen Weg, der natürlich vorrangig durch die Begründung einer Staatlichkeit mit entsprechenden Institutionen geebnet wurde. Wer wissen möchte, warum die Amerikaner trotz ihrer innewohnenden Multikulturalität, die natürlich anfänglich vorrangig europäisch geprägt war, und jene auf diesen Kontinent gemachten Erfahrungen kondensierte, dann doch zu einer eigenen Schiedsgerichtsbarkeit fanden, sollte sich auf den zweiten Teil des Buches konzentrieren. Diese neuzeitliche Perspektive zu bewerten, möchte sich Vf. allerdings nicht anmaßen, wenn auch sie für maritim Interessierte ein interessanter Lesestoff ist, der erkennen lässt, dass die aus dem europäischen Konnex entlehnten Essenzen auch in diesem Falle ein Treibstoff für den Motor auf den Weg zum „amerikanischen Traum“ bedeutet.

M.-J. Sp.

Ein zu der Arbeit von Malte Brix in Beziehung stehendes Thema wird von John Coakley über die *Local Maritime Jurisdiction in the Early English Caribbean* (Maritime Humanities, 1400–1800, Bd. 6, 33–56) aufgegriffen.

Vf. schildert die Versuche Englands, über Rechtsinstitute und Jurisdiktion im 17. Jh. Einfluss auf den karibischen Korridor, resp. auf den so wichtigen nach Jamaika gerichteten Seehandel, zu gewinnen. Dieser beständige Versuch bekam mithilfe von lokalen Eliten und extra dafür angeheuerten Piraten noch einmal eine besondere Intensität. Der Seehandel war demnach durch militärische oder zumindest gewalttätige Übergriffe beeinflusst, die unterschiedlich vom Gesetz gedeckt waren.

Für die vergleichende Hanseforschung soll auf einen Beitrag von Simon Egan, *Scots, Castilians, and Other Enemies: Piracy in the Late Medieval Irish Sea World* (95–120), in der oben benannten Aufsatzsammlung noch verwiesen werden. Mit seinem Blick auf das 12.–15. Jh. fällt er aus dem titelgebenden Zeitrahmen der dort versammelten Beiträge allerdings heraus. Vf. richtet seinen Fokus auf den irischen Kanal und nimmt mit seinen Beschreibungen über das Piratentum im gewissen Sinne das voraus, was wir späterhin im hansischen Kontext auf der Ostsee mit den Vitalienbrüdern erkennen: unterschiedliche, pseudostaatliche Machtdominanzen und -strukturen, die sich der Piraterie als Alternative für das Vorhalten eigener seegehender Streitkräfte bedienen. Den Akt der Freibeuterei erkennt Vf. als: „form of unlawful activity at sea, resulting in robbery or violence“. Was sollte es auch sonst sein? Alle im weitesten Sinne Anrainer: Die gälisch dominierten irischen Dynastien, die englischen Kolonisten, die Franzosen und Schotten mit ihren marinen Attacken, vornehmlich auf Küstenorte, bedienten sich der Piraterie. Auch

im Hundertjährigen Krieg war die Irische See umkämpft, aber eben immer in Bezug auf den Zugriff auf Seefestungen. Eine Grenze von Freibeutern mit Kaperbrief und denen, die sich aus derartigen Freibriefen mit ihren Aktivitäten herausbewegten, ist nicht leicht zu ziehen, da es auch im irischen Kanal keine marin determinierten Rechtsinstitutionen gab. Über die Methoden der Piraterie, also auch die eingesetzten Fahrzeuge, gar konkrete Beispiele referiert Vf. nicht, dagegen verliert er sich in der Aneinanderreihung von maritim konnotierten Ereignissen. M.-J. Sp.

Nuno Vila-Santa, wissenschaftlicher Mitarbeiter in dem von der Europäischen Kommission geförderten Rutter-Projekt „Making the Earth Global“, möchte die Reputation seines Heimatlandes Portugal in Fragen der Geschichte des Wissens mit seinem Buch *Knowledge Exchanges Between Portugal and Europe. Maritime Diplomacy, Espionage, and Nautical Science in the Early Modern World (15th–17th Centuries)* (Maritime Humanities, 1400–1800, Amsterdam 2024, Amsterdam University Press, 376 S.) präsent halten. Rutters sind in der Übersetzung Segelanweisungen von denen wir einer der frühesten bekannterweise in dem niederdeutschen Pilotbuch erkennen. Vf. geht es hinsichtlich dieser Segelanweisungen und des dahinterstehenden Wissens dabei um die Determinante einer iberischen Originalität der Globalisierung im 15. und 16. Jh. Die maritimen Transaktionen brachten die im Holismus der Universalgelehrtheit innewohnenden revolutionären Theoreme nun zu Beginn der Neuzeit in praktische Anwendung und Nutzen. Portugal wurde Schmelztiegel, der aus den iberischen Elfenbeintürmen – nicht immer freiwillig und aus Eigennutz – heraustretenden Ideen. Insofern geht es Vf. anfänglich und im Fortschreiten seiner Betrachtung immer wieder um die Transmitterfunktion Portugals vor der Union mit Spanien 1580. Im Vergleich mit Europa lässt er die iberische Note von ganz weit oben ins europäische Tal der Ahnungslosen klingen. Das zeugt von einer anfänglich empfindlichen Fallhöhe des Wissens, die die schnell aufwärtsstrebenden Mächte Zentraleuropas, wie England und Frankreich, späterhin die Niederlande, möglichst zügig ausgleichen wollten, auch mithilfe von Spionage und ähnlich konspirativen Tätigkeiten. So geht er im ersten Kapitel den maritim determinierten, inneriberischen Austauschmechanismen zwischen Portugal und Spanien nach, in dem er natürlich die großen Projektionsflächen des Entdeckertums um Columbus und Magellan aufmacht. Er erkennt, dass „Spain relied more on Portuguese nautical skill and knowledge than vice versa“ (72), aber natürlich bedienen sich die Wissenszentren um Heinrich den Seefahrer natürlich auch spanischer Expertisen. Dass es eine Seefahrtsakademie (*escola náutica*) gab, wird auch vom Vf. bestritten, dafür darf späterhin in der Iberischen Union die Königliche Akademie für Mathematik in Madrid als eine institutionalisierte Form des

Wissenszuwachs und -vermittlung angesehen werden, in der keine geringen als die Portugiesen João Baptista Lavanha und Juan Herrera wirkten. Natürlich gedenkt Vf. den Interdependenzen, die von Zentren wie der portugiesischen *Casa da Índia* und dem etwas später begründeten spanischen Pendant, der *Casa de la Contratación de Indias* ausgingen. Selbstredend, als Postdoc des Rutter-Projekts, muss Vf. explizit auf die vielen Segelanweisungen, ihre Entstehung, Autorenschaft und ihren praktischen Nutzen eingehen. Manchmal war es nicht nur eine gewisse Arroganz des portugiesischen Herrscherhauses und seiner Ministerialen, die Portugiesen mit samt ihrem Wissen ins Ausland trieben, wie anhand von Manuel de Mesquita Perestrelo beispielhaft gemacht wird. Im zweiten Kapitel geht Vf. den englisch-portugiesischen Verbindungen nach, wobei er auf kürzlich entdeckte Dokumente einer frühen englischen Erkundung der westafrikanischen Küste im Jahre 1580 verweist, wonach Diplomatie und Spionage im Wechselverhältnis und in enger Rivalität der maritimen Entdeckerkräfte die wesentlichen Schlüssel für den englischen Wissenserwerb darstellen, um das Tor zur Welt weiter aufzustoßen. Das dritte Kapitel widmet Vf. den französischen-portugiesischen Verhältnissen, resp. in Personengeschichte, den beiden französischen Botschaftern in Lissabon Michel de Seure und Jean Nicot, die in der Zeit von 1550–1560 wirkten, einer Zeit von Konfrontationen der beiden Mächte in Brasilien und Westafrika.

Dagegen dürften die im vierten Kapitel aufgemachten Verhältnisse als Gegenkraft und -entwurf zu den im vorhergehenden Kapitel auftretenden Wirkungsrichtungen zu verstehen sein. Das portugiesische Wissen, das die Grundlage für maritime Transaktionen anderer europäischer Mächte seiner Meinung nach allein darstellte, blieb auf der iberischen Halbinsel natürlich nicht unbemerkt und so betrieb Portugal eine in diesem Kapitel nun umfassend beschriebene Politik des *Mare Clausum* und der Geheimen Wissenschaft. Da greift Vf. auf schon in anderen Beiträgen veröffentlichtes Wissen zurück. Natürlich darf eine aufstrebende Handelsmacht nicht fehlen, die im fünften Kapitel bedacht wird: die Niederlande mit ihren Compagnien. Hier kommt Vf. natürlich nicht an Jan Huygen van Linschoten und seinem umfangreichen, auch bebilderten *Itinerario* vorbei. Insofern ist es auch generell schade, dass Vf. neben fünf im Anhang befindlichen Abbildungen, die nicht im direkten Bezug zum Text stehen, keine weiteren hinzugefügt hat.

Etwas schade ist weiterhin, dass Vf. die Interferenzen in Hinsicht auf die Navigation zwischen dem Hansebund und der Iberischen Halbinsel gezielt unberücksichtigt lässt (21). Man darf das maritime Wissen sicherlich nicht nur auf das der Navigation zur Grundlage gereichte mathematische Wissen kaprizieren, sondern muss im holistischen Sinne die maritime Technik, eingonnen die des Schiffbaus, mit einbeziehen. Insofern geht es wohl nicht nur darum, wie sich portugiesisches Wissen oder das allgemein auf

die Iberische Halbinsel zu beziehende, im Allgemeinen seinen Weg auch ins hansisch geprägte Gemeinwesen in Europa bahnte, sondern auch den Wissensaustausch vice versa. Das portugiesische Wissen um Nautik etc. kam ja nicht aus dem Vakuum! Nicht nur verdanken die Iberische Halbinsel und der Mittelmeerraum den hansischen Seefahrern die Übernahme des Heckruders, auch dürften hansische Expertisen nicht nur über den im 15. Jh. verstärkt wachzunehmenden Warenverkehr mit Portugal zu bemerken sein. Auch schon weit früher, so bspw. 1147, überzeugte Afonso englische, deutsche und flämische Kreuzfahrer Lissabon zurückzuerobern. Man darf nicht ausschließen, dass mit diesen Aktivitäten ein Austausch einherging, der größer war, als man und in diesem Falle Vf. es annehmen konnte. M.-J. Sp.

Ein konkretes Beispiel für die mit Portugal verbundene Geschichte des Wissens liefert uns der über Jahre anerkannte Fachmann für mittelalterliche und frühneuzeitliche Navigation Wolfgang Köberer in seinem Beitrag *La determinación de la latitud en el mar a inicios del siglo XVI y el diario de Francisco Albo* (Die Breitengradbestimmung auf See im frühen 16. Jh. und das Tagebuch des Francisco Albo, *Transferències 1400–1800*, Bd. 6, 137–160).

Das Problem der Breitenbestimmung mussten sich besonders Hochseefahrer vergegenwärtigen. Hansische Seeleute, die vorrangig in Küstensicht und -navigation navigierten, waren diesem enthoben. Anders als die Portugiesen, die auf den Weg von Südafrika zurück auf dem weiten Atlantik ohne Landsicht wissen mussten, ab welcher Position sie ostwärts steuern mussten, um heimatlichen Gefilden zuzustreben. Als früheste Methode machte man sich wegweisend den Nordstern zunutze, der mit seiner Höhe den ungefähren Standort verriet, aber eben nicht genau genug. Zwei Sterne des Kleinen Bären halfen zur genaueren Positionierung. Man zeichnete für diese Positionierungsmethode entsprechende Kreisdiagramme, auf die man die Werte, die man mit dem Astrolab oder Quadrant ermittelte, beziehen konnte. Kam man in die Nähe des Äquators, dann war die Positionierung nach dem Nordstern erschwert, da dieser nun dem Horizont immer näherkam, jetzt musste man sich die Sonne zunutze machen. Wo man heute einen Taschenrechner schnell zur Hand nehmen kann, mussten zur Besprechungszeit aufwendige Berechnungen angestellt werden, denen Vf. beispielhaft nachgeht. Ihre Kompilation in sog. Ephemeriden, also tabellarischen Darstellungen der vorhergesagten Positionen und Geschwindigkeiten von Himmelskörpern zu bestimmten Zeitpunkten, die schon am Ausgang des 15. Jh.s vermehrt sich in Almanachen, wie denen von Regiomontanus – alias Hans Müller ehemals aus Franken, späterhin in Wien wirkend, fanden, verbreiteten sich schnell, auch natürlich in der Praxiswelt der Seefahrt, besonders der Portugiesen. Sie wurden bspw. schon von Columbus auf seinen Reisen geschätzt, wie diese auch in der portugiesischen Seefahrer-

welt allgemeine Verbreitung erfuhren. Selbst schon das früheste navigatorische Manual, die *Guia de Munique* von 1506 enthält tägliche Deklinationen für ein ganzes Jahr. So sind also Berechnungen der Breiten schon vor Magellan auf Schiffen angestellt worden, so bspw. auch auf der ersten Reise von Columbus.

Im fünften Absatz finden sich eine Zusammenstellung und Kurzannotation all dieser Schriften, bevor Vf. auf seinen aus dem Titel schon abgeleiteten Hauptprotagonisten Francisco Albo und dessen *Albo log* – entstanden oder benutzt auf dessen Fahrt mit Magellans Schiffen – zu sprechen kommt. Im Weiteren geht Vf. auf die Rezeptionen der Schriften von Albo, auch auf die Vielzahl von Kopien und einige eklatante Fehler beim Abschreiben ein. Rezeptionen, die einmal davon unbesehen natürlich Albo's Wertschätzung in der Welt der geografischen Berechnung und Navigation mehren, auch wenn er heute in Fachkreisen fast vergessen ist. Einige mathematische Ungereimtheiten als Deviationen in den Kopien auf die Spur kommend, fragt sich nicht mehr nur der Doyen der europäischen Navigationsgeschichte Wolfgang Köberer, sondern nun auch wir: Was waren nun wirklich die Originalberechnungen von Albo? Weitere Forschungen, hoffentlich auch die des Vf.s im Gesamtkontext der Geschichte des Wissens eingebunden, mögen es in der Zukunft zeigen. Die Erkenntnisse zur hansischen Schifffahrt sollten auch in diesem Kontext mit eingebunden werden.

M.-J. Sp.

Manche Wracks sind in ihrem Fundzusammenhang so einzigartig und gleichzeitig so komplex, dass sie Forscher verschiedener Fachdisziplinen zu einer näheren Beschäftigung einladen. Das zeitigt – wenn auch oft erst auf den zweiten Blick – Synergien für die zumeist auf Schriftgut und somit auch eher in systemische Zusammenhänge verbleibenden und resp. in makrokosmische Erklärungswelten eingebettete Hanseforschung, denn der Blick auf das mittelalterliche Sachgut gibt dieser oft einen dezidierten, mikrokosmischen Einblick in die Hansezeit. Das Wrack der 1495 in den schwedischen Blekingen gesunkenen und schon seit den 1970er Jahren erforschten GRIPSHUNDEN, dem Flaggschiff des dänischen Königs Hans, gehört mit Sicherheit dazu. Insofern liegt es hier nahe, neben den bereits in der HU 2022 und der HU 2023 besprochenen Veröffentlichungen, bspw. über Transportbehälter, nun auf einen weiteren Aspekt des Schiffes zu verweisen. Kurzum geht es dem Autor Brendan Foley in Co-Autorenschaft mit Kay Douglas Smith und Martin Hansson in ihrem gerade erschienenen Beitrag nunmehr um die *Late Medieval Shipboard Artillery on a Northern European Carvel: Gribshunden (1495)* (International Journal of Nautical Archaeology 54, Nr. 1, 2025, 1–26).

Unter ihrer titelgebenden Bezeichnung Artillerie fasst man eigentlich – zumindest im deutschsprachigen Raum – Waffen größeren Kalibers. Von denen

können wir in ihrem Fundkontext keinesfalls sprechen. Davon unbesehen machen sie aber mit ihrem Beitrag ein großes Fass auf, scheinbar ohne es zu merken! Da dieses Fass auch für den maritimen Aspekt der Hansegeschichte schwer wiegt, wollen wir hier – für „nur“ einen Beitrag vielleicht etwas ungewöhnlich – ein wenig umfänglicher und genauer auf die Vorstellungen des Autorenkollektivs eingehen.

Denn von einem breiten Ansatz der Weiterführung einer *History of Knowledge Diskussion* der vorhergehenden Besprechungen einmal abgesehen, sind wir doch hier viel mehr bei der von Michael Roberts schon 1956 eingeführten und durch viele Forscher weiterverfolgten, so auch den einst im Ostseeraum forschenden Jan Glete, *Military Revolution Debatte* und damit auf den Punkt gebracht doch bei der Frage: Was ist eigentlich unter einem „Flaggschiff“ genau zu verstehen? Oder um den *punctum saliens* der Objektschau noch einmal genauer einzugrenzen: Was bedeutet eigentlich der Begriff *castles at sea* – wie diese Schiffe in der Forschung dezidiert bezeichnet werden – und wozu dienten sie? Mitnichten, um in Breitseitenkanonade mit *shipboard artillery* Gegner in Linie kämpfend zu versenken! Dies hat der Altmeister jenes Themas Karl Reinhardt schon im vorigen Jahrhundert anhand seiner Forschungen deutlich gemacht. Seine Ergebnisse wie auch die vieler anderer einschlägig publizierender Hanseforscher, so der unbedingt in diesem Kontext zu erwähnende Herbert Kloth, haben im Team von Foley keinen Niederschlag gefunden, jedenfalls nicht in diesem Beitrag, und das merkt man ihm auch leider an. Waren jene Schiffe à la GRIBSHUNDEN überhaupt vorrangig für Kampfeinsätze gedacht oder ging es hier vielleicht eher um Eindruck und Prestige? Wenn man es hier ein wenig überspitzt und auf einen vielleicht etwas hinkenden Vergleich ankommen lässt: Wenn schon alle die großen Handelshäuser wie Fugger und Welser im Westen Rolls-Royce, resp. Mehrmaster, führen – ein Verweis auf das Schlüsselfelder-Modell von 1502 hätte dem Team um Foley dies schnell aufzeigen können – so will doch ein potenter Machthaber aus dem Nordosten als Staatskarosse nicht weiter Trabant fahren. Mit den über hunderte von Jahren fast immer gleich aussehenden einmastigen Koggen und Co. stach man nicht aus dem allgemeinen Mastenwald im Hafen heraus, anders mit den überhoch aufragenden Kraweelen, um nicht Windfänger zu schreiben, denn 50 Jahre später hat man die ersten mehrgeschossigen Kastelle, dieser *castles at sea* schon wieder rückgebaut.

Wenn, wie in diesem besprochenen Beitrag einzig auf ihren militärischen Nutzen verwiesen wird, ist dazu nicht zweifelsfrei zu klären, ob die Schiffe nur Kanonen transportierten oder diese wirklich einsetzten und wenn ja, zu welchem Zweck? Dienten sie als Angriffswaffen oder eher zur Verteidigung, besser Abschreckung, oder wurden mit ihnen – wohlgemerkt in dieser frühen Zeit der Einführung von Feuerwaffen auf Schiffen – kaum ernst zu nehmende

Böllerschüsse abgegeben, die aber immerhin dazu gereichten, sich vom Schiff des Königs fernzuhalten. Und wenn diese wirklich aktiv und progressiv gegen gegnerische Schiffe gerichtet waren, wollte man dann die Segler versenken oder nur die Mannschaft oder gar vorrangig die Takelage mit Depressionsfeuer treffen, um den Vortrieb des Gegners zu minimieren. Von der Beantwortung dieser Kardinalfragen liest man im Beitrag nichts, sie wurden noch nicht einmal gestellt. Kanonenpforten, die zumindest indirekt darauf verweisen dürften, dass sie nicht nur Attrappen waren, sondern das aus ihnen wirklich Schüsse abgegeben wurden, waren im Fundgut der GRIBSHUNDEN bislang nicht zu finden, eine wirkliche Fundskizze mit den Fundorten der Stabringgeschütze fehlt zudem. Die Planzeichnung Nr. 4, die die Auffindungsorte der vielen im Beitrag abgebildeten Laden als Bettung der Kanonen zeigt, kompensiert dieses Desiderat nur marginal.

Bzgl. der Anzahl und des Platzes von Geschützen, ein Unterthema, dem sie ein eigenes Kapitel widmen, verweisen Vff. auf drei Abbildungen, die in Bezug auf die Quantität der Bewaffnung nicht unterschiedlicher sein können. Neben dem Bergenfahrerbild, das auf der Backbordseite nur 18 Kanonen zeigt, führen Vff. das bekannte Abbild aus der St. Dunstan's Kirche in Snargate nahe Romney Marsh, das nun gleich 80–90 Kanonenpforten darstellt, an. Einmal unbenommen der Fragestellung, welcher Wahrheitsgehalt solchen Abbildungen in Bezug auf die künstlerische Freiheit der Bildautoren überhaupt beizumessen ist, sind Kanonenpforten per se nicht mit der Anzahl von Kanonen gleichzusetzen. Wenn das Schiff tatsächlich in Rotterdam mit Holz aus den Ardennen gebaut wurde, so muss man nicht weit entfernte Bildquellen, wie in ihrem Beitrag zu finden ist, anführen, eine vergleichende Darstellung des Siegels von Maximilian und Maria von Burgund von 1481, das noch keine derartigen Anlagen zeigt, und jenes von Maximilian als Präfekt aus dem Jahre 1493, bei denen schon eindeutig Kanonen aus Stückpforten herausragen, hätte die Entwicklung dieser im westlichen Kulturraum Europas eindeutiger aufgezeigt. Stückpforten wurden mit Sicherheit nicht nachgerüstet. Denn schaut man nun nach Dänemark zurück, so erkennt man in der Darstellung des Admiralitätsschiffes von Christian II. aus der Udbyneder Kirche – also dem direkten Nachfolger König Hans' – das mit überhohen, mehrstöckigen Kastellen – zumindest auf dem Bild – versehen wurde, noch keine Stückpforten. Und wenn die Feuerwaffen so prestigeträchtig waren, würde man sie doch wohl auch, zumindest als indirekten Hinweis über Stückpforten, dargestellt haben. Insofern ist es bedenklich, dass das Autorenkollektiv auf bestimmte Quellengruppen als Querverweis überhaupt nicht zurückgreift. Die Rede ist von den Tischmodellen, die Rz. wiederholt zum Gegenstand von Publikationen, u. a. im *The Mariner's Mirror* machte. Insofern stellt sich der Bezug zu Oppenheimers bearbeiteter Liste von 1495 aus dem „Henry VII's *Naval*

Accounts for Sovereign“ mit der Aussage, dass „110 serpentines and 31 stone guns were distributed throughout the ship, with 57 % in the stern, 14 % in the waist, and 28 % in the bow“, doch eher als singulare und auf England bezogene, resp. eine nicht so leicht auf den nordischen Kulturraum zu kaprizierende, Aussage da.

Die Behauptung, dass es „evident from written sources is that armament at sea in the late medieval period consisted not of the heavy bombards“ kann man so auch nicht gelten lassen, da man im Mittelmeerraum Galeeren im Galeerenschnabel gezielt mit schweren Bombarden ausstattete, um sie gegen Küstenfestungen einzusetzen, vielleicht auch schon Schiffe in der Nähe des Wasserpasses zu treffen, um auf ihre Schwimmfähigkeit abzielen. Auch gibt es genug Abbildungen, die die Aufpallung von schweren Bombarden auf Mehrmastern, so im Trostspiegel von 1532, darstellen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es diese nicht auch im Ostseeraum gab.

Demgegenüber zieht das Autorenkollektiv weitreichende Parallelen zu karibischen Funden der Entdeckerflotten, bis zu Schiffen, die vor Oman gefunden worden und der Flotte von Vasco da Gama zuzurechnen sind. Sicherlich sollten hier in zukünftigen Untersuchungen, neben den von ihnen erwähnten ostseeischen Funden von Franska Sternarna, die noch nicht geborgen wurden, unbedingt die ebenfalls von ihnen erwähnten zahlreichen eisernen Stabringgeschützfunde von Anholt einbezogen werden. Auch Bronzestücke sollten hier Erwähnung finden, da sie ebenso im Untersuchungszeitraum Verwendung fanden. Da sie nicht rosteten, könnten sie gegenüber den aus Eisen Gefertigten länger in den Schiffen verbleiben und durchaus auch auf einem Königsschiff wie der GRIBSHUNDEN zur Ausstattung gehört haben, auch weil sie prestigeträchtiger erscheinen. Manche eisernen Stücke hat man extra mit Zinnoberrot bestrichen, damit sie hochwertiger erscheinen. Somit ist neben einigen hansischen Inventaren, bspw. des von Brehmer bearbeiteten von Lübecker Kriegsschiffen aus dem Jahre 1526, auch die Sammlung aus dem Wrackfund der ENGEL von 1564, aber auch die besonderen Funde des Mukran-Wracks aus dem gleichen Untergangsjahr (darunter auch ein vom Rz. entdecktes, eisernes Stabringgeschütz, s. Waffen und Kostümkunde, Heft 1, 2018) heranzuziehen. Diese bronzenen Hinterlader können nämlich ganz ähnlich geformt sein wie Stabringgeschütze. Das Studium der im Armeemuseum in Wien ausgestellten Stücke macht dies mehr als klar. Aber auch besonders durch das Studium des Danziger Schiffsgeschützes aus dem 14. Jh., das schon Bernhard Rathgen im Jahre 1922 publizierte, in dem er auf die besondere Bedeutung des Deutschen Ordens in der Adaption von Feuerwaffen im Ostseeraum abstellt, sollte zukünftig nicht übergangen werden. Bei ihm wird der italienische Konnex in Verweis auf die originären Einflüsse der Ordenswaffen mehr als deutlich. Instrukтив wären hier auch die Studien des Doyens früher

Bewaffung, des Italieners Marco Morin, gewesen, aber auch jene von Hans Aufheimer hätten Beachtung finden müssen, denn diese Entwicklung früher Schiffsbewaffung kann und muss man mit dem Auftreten der frühen Kraweele als neue *maniere van werc*, wie wir sie so in den Quellen bezeichnet wissen, in Zusammenhang bringen. Sie sind somit eng mit dem Mittelmeerraum, resp. mit Italien, in ihrer Entwicklung verbunden.

Erinnern wir uns: Die ersten reinen Segelfahrzeuge, also nicht mehr geruderte Galeeren, entstanden um 1439 durch portugiesische Schiffbauer für den Herzog von Burgund, also in einer Zeit, in der wir mit der *Libel of English Policy* von 1436, *great carracks* aus Genua bereits in englischen Häfen nachweisen. In dieser ist auch die Rede von „schrecklich großen und starken Karakken“, die bei der Belagerung von Harfleur 1415 eingesetzt wurden. Wir erfahren in diesem Zusammenhang auch, dass man nicht nur Galeeren von venezianischen Schiffbauern in England anfertigen ließ. Schon früher hatte Heinrich V. (1413–1422) in Hampton *Dromons* konstruieren lassen, die angeblich größer als die HENRY GRÂCE À DIEU gewesen sein sollen. Der Einfluss auf den nordeuropäischen Raum setzt also weitaus früher ein, als uns die Vff. vermitteln wollen. Heinrich war mit Isabella von Portugal liiert und pflegte deshalb besonders enge Kontakte mit Portugal, insbesondere auch in wirtschaftlicher Hinsicht. In diesem Kontext entstand im Jahre 1489 bspw. die auch vom Autorenkollektiv mehrfach genannte REGENT, die aber gerade den nicht beachteten portugiesischen Einfluss auf den englischen Schiffbau untermauerte, aber natürlich besonders auf mediterrane Einflüsse verweist. Mit anderen Worten kann man frühe Schiffsbewaffung nicht ohne die Entwicklungen im Italien der Renaissance und ihren Einfluss auf den iberischen Kulturraum und über diesen in der Zeit Maximilians und der Habsburger auf Zentral- und späterhin Nordeuropa besprechen. In diesem Zusammenhang gehört auch der Querverweis auf die PIERRE DE LA ROCHELLE, alias PETER VON DANZIG, der gerade von Beata Mozejko ausführlich Raum gegeben wurde. Ihre Publikation findet sich nicht als Referenz dieser wichtigen Episode und Zeit für das Aufkommen der Mehrmaster im Ostseeraum. Wie schwer diese Fahrzeuge zu navigieren waren – und die GRIBSHUNDEN muss noch weitaus höher gebaut worden sein, als die PETER VON DANZIG – zeigt schon Otto Lienau in seinem Beitrag über das Freisegelmanöver dieses Schiffes auf, das limitiert natürlich überdies auch ihren militärischen Einsatz. Was man bei diesen Begrenzungen noch mit Kanonen ausrichten wollte, bleibt fraglich, auch wenn die GRIBSHUNDEN wohl zwischen 68–95 Kammergeschütze an Bord führte. Das Schiff ist damals im Flachwasser gesunken, deshalb hat man wohl schon viele der Stabringgeschütze, in der Literatur auch *serpentinaen* genannt, vielleicht eben auch besonders die wertvollen bronzenen, abgeborgen.

Ganz genau geht aus dem Beitrag nicht hervor, wie die Vff. auf diese Anzahl der Geschütze kamen. Erste Untersuchungen der Jahre 2001–2002 machen elf Kammergeschütze nachweisbar, wobei neun von ihnen 2002 gehoben worden sind. Ihr Auffindungsort, der vielleicht auch einen Hinweis auf den Ort ihrer ursprünglichen Position auf dem Schiff bedeutet hätte, ist wie bereits w. o. erwähnt, nicht in der Planzeichnung vermerkt. Es ist per se ungewöhnlich, dass sich nur die Laden alleine noch auf dem Meeresboden fanden, wo doch ansonsten die Stabringgeschütze – wenn man sie im Seewasser abbirgt – oft mit den Laden als ein großes Eisenrost-Holzkonglomerat auftreten, da sie entweder mit Leinenmaterial, wie auf der LOMELLINA oder wie von Redknapp für ein Wrack aus dem frühen 16. Jh. nachgewiesen, fest mit Eisenbändern auf der Lade gesichert waren.

Mit den neueren Prospektionen zusammengezählt, sind nun also summa summarum 14 Kammergeschütze, inklusive mehrerer Kammern und ihrer Bettungen, nachweisbar. Man hätte bei diesem Aufsatztitel eine genaue Untersuchung dieser Stücke erwartet. In diesem Zusammenhang folgt das Autorenteam um Foley nur der von Smith in seinem Beitrag von 2000 dargestellten Art der Fertigung von Stabringgeschützen, ohne auf eigene Untersuchungen zu verweisen. Aufhammer und Schmidchen stellen aber noch zwei weitere Verfahren, die vielleicht auch auf die Unsicherheit in der Fertigung und wohl auch indirekt ihren begrenzten Einsatz erklären helfen, in ihren nicht beachteten Schriften vor. Die Vielzahl an Kammern, zumeist schon im Hafen verproviantiert, deutet zwar der Anzahl der Kammern nach auf kurze Feuerintervalle hin, aber die eisernen Rohre wurden so schnell heiß, dass eine beständige Kanonade, zumindest über einen gewissen Zeitraum, illusorisch war. Daraus erklärte sich die hohe Anzahl per se, anders die Bronzenen mit ihrer höheren, in der Fachsprache so bezeichneten Biegereserve. Schaut man auf die Vielzahl der Laden im Vergleich zu den im Aufsatz kaum besprochenen, aber erwähnten Stabringgeschütze, so hätte man den Beitrag wohl besser auf die wirklich interessanten Laden, auch schon vom Titel her, ausrichten sollen. Diese weisen nämlich enorm viele besondere Details, resp. Aussparungen, auf. Sie deuten aber noch nicht auf das Anbringen eines Schildzapfens hin, der oft mit dem in den Diensten des Herzogs von Burgund in den Jahren 1467/68 stehenden deutschen Geschützmeisters Hans v. Nürnberg in Zusammenhang gebracht wird. Dafür aber sind Aussparungen auf der Unterseite erkennbar, die als Aufnahme einer Spike gedient haben könnten, wie wir sie sehr schön mit Lade und Stabringgeschütz in Rekonstruktion nach Caselli, im *Museo Storico Navale* in Venedig ausgestellt sehen und vom Rz. auch in seiner Dissertation als Relingsgeschütz besprochen wurde. Auch diese, dann völlig andere Bedienungsform ist den Vff. scheinbar nicht bekannt. Diese Laden sind dann keine Leg-, sondern Relingsstücke, da die Spike ins Schanzkleid der

Kuhl hineinfuhr und das Entern verhindern sollte. Auch wurden derartige, auf Spike gelagerte Geschütze in kürzerer Ausführung von der Marsreling aus eingesetzt, wie sie Brehmer für 1526 in seinem bearbeiteten Inventar als *topbusse* nachweist. Stückpforten waren dafür logischerweise nicht vonnöten. Seitliche Aussparungen wiederum könnten auf die Aufnahme eines Brooktaus hinweisen, wie es Grenier schon 2007 für die Verzurrung der Laden besprach, wenn auch in seinem Falle beräderte Lafetten im Fokus seiner Untersuchung standen. In unserem Falle handelt es sich ja wohl um Legstücke. Die Lafette 28314:12 weist aber eine Aussparung auf, die den Vff. unklar verbleibt. Vielleicht ist sie ein Anzeichen einer Berädern der Lafette, ähnlich wie sie im Fundgut der LOMELLINA nachweisbar ist. Diese Räder können manchmal sehr klein gewesen sein. Die grundsätzliche Frage des Transportes von Waffen und ihres Einsatzes auf dem Schiff beantwortet der Beitrag ebenso wenig wie die Einführung der beräderten Lafette, die sich im Fundgut dieses Wracks das erste Mal verstärkt abzuzeichnen beginnt.

Doch das Minimieren des sog. Bukens beim Abschuss muss auch bei diesen eine Befestigung zur Folge gehabt haben. Auch von jenen wichtigen Betrachtungen zum Einsatz dieser frühen Waffen auf beweglichen, auch manchmal in Sturm kommenden Schiffen lesen wir hier nichts. Denn man wird auch Legstücke nicht einfach so dem Schlingern des Schiffes ausgesetzt, sondern sie wohl irgendwie verzurt haben.

Ein vom Autorenteam angeführtes kürzeres Relingsgeschütz, das aus Halbschalen gefertigt wurde, verweist eben auch darauf, dass es nicht nur eine Fertigungsmethode gab. Derartige, in der Literatur auch als Drehbrassen benannte Geschütze zeigen mit sog. Richtstangen und Richtknauf am Ende der Stange auf erste Möglichkeiten der Feinjustierung vertikal und horizontal hin. Diese auch sog. *Kartoven* wurden zielgerichtet v. a. auf die Takelage und Mannschaft des gegnerischen Schiffes gerichtet, zumeist von den sog. Marskastellen aus, die der Gesetzgebung beim Einlaufen in hansischen Häfen oft abgebaut werden mussten, um einen friedfertigeren Eindruck am Stapelort zu geben. Mit Legstücken konnte man nicht zielen, da man sie nur begrenzt und bei absolut ruhiger Lage des Schiffes auf das Ziel ausrichten konnte, deshalb hat man sie oft auch erhöht aufgelagert oder sogar mit einer Richtlafette versehen, wie wir sie für ein Stabringgeschütz in Hammershus nachweisen. Mit diesem wurden auch praktische Erprobungen angestellt. Relativ ausgeschlossen ist auch hier, dass man es auf die Schwimmfähigkeit des Gegners absah.

Kammler verweist in seinen Forschungen im Hamburger Kämmererbuch diesbezüglich bei sog. Ausliegern des ausgehenden 15. Jh.s darauf, dass man nur einmal „eine Ryppe“ bei einem Schiff zerschoss. D. h. im Umkehrschluss, dass die von Vff. erwähnten Geschütze wahrscheinlich kaum auf ein geg-

nerisches Fahrzeug, zumindest nicht auf den Schiffskörper, gerichtet waren und daher nicht mit dem Ziel eingesetzt wurden, dieses zu versenken. Mit diesen Hinterladern oder Kammergeschützen konnte man Gegner auf Distanz halten, mehr wohl nicht. Die Ausrüstung der Kastelle und des Hauptdecks mit Geschützen, d. h. deren zunehmende Anzahl, hängt nur z. T. von der technologisch verbesserten Durchschlagskraft, sondern eher mit der negativ zu Buche schlagenden geringen Schussfrequenz früherer Geschütze, besonders in Hinsicht langer Nachladezeit und Kühlung des Rohres, aber auch mit minderwertigem Pulver zusammen. Auf letztgenanntes kommt Jan Glete in Bezug zur *Military Revolution* mit seinem in die Forschung eingebrachten Begriff einer „Pulverrevolution“ zu sprechen, die auch in diesem Beitrag in Hinsicht auf die Durchschlagskraft etc. überhaupt nicht bedacht wird. Insofern ist der Satz „The gun was then ready to receive its priming powder, which was then fired by application of the burning slow fuse held by the gunner’s linstock“ mehr als missverständlich. So werden Fragen der Wirksamkeit des Schwarzpulvers im Beitrag gar nicht gestellt, damit auch die der Ballistik von derart erhöhten Positionen nicht, wie sie Kastelle boten. Auch hier hätte der Einbezug der Tafelmodelle à la Schlüsselfelder-Modell aufschlussreiche Rückverweise erlaubt. In Fragen des Forschungskanons hätte man auch erwartet, dass zumindest die unterschiedlichen Pulvermischungen erwähnt werden, um die strategischen Ausrichtungen und Desiderate hinsichtlich der Geschützkunde, dieser frühen Zeit, aufzutun, zumal Kanonen sich oft nur in Unterwasserfunden erhalten haben, da sie ansonsten eingeschmolzen wurden oder längst vergangen sind. Kammler weist in der Auswertung der Hamburger Kammereiakten über Ausliegerschiffe des 15. Jh.s verschiedene Bezeichnungen des Pulvers nach und schloss demnach auf verschiedene Sorten. Neben „Scherpentinier Kruth“, fand sich die Bezeichnung „Knipberner Kruth“ und das unspezifische „Bussenkruth“. Unklar bleibt, ob diese Differenzierung wirklich auf unterschiedliche Anteile von Salpeter, Schwefel und Holzkohle abzielt oder nur eine unterschiedliche Qualität der Holzkohle bestimmt, denn von dieser hing die Schussleistung ganz entscheidend ab. Durch die Erhöhung der Anzahl konnte man also nur eine kontinuierliche Kanonade in einem begrenzten Zeitfenster absichern, mehr nicht und das hing also noch sehr entscheidend vom Pulver ab! Da man auf Entfernung kaum zielgerichtet mit diesen Waffen wirken konnte, blieb nur noch, sie im Nahkampf, auch noch mit Steinkugeln – wie sie auch im Beitrag besprochen werden –, einzusetzen. Diese fallen durch ihr geringes Gewicht auf und besaßen damit wenig Durchschlagskraft und fielen zudem noch durch eine nicht vorhersehbare Flugbahn auf. Gegen die Schiffshaut eingesetzt, blieben auch sie in der Regel wirkungslos. Darüber hinaus stand negativ zu Buche, dass sie zeitaufwendig per Hand hergestellt werden mussten. Der Besonderheit der Hinterlader, denen – den Quellen

nach – mindestens vier verproviantierte Kammern zur Verfügung standen, die man am Kammermund nach längerem Gebrauch immer schlechter abdichten konnte, wird auch nicht Rechnung getragen. Hier hätte ein Quellenverweis auf die PETER VON DANZIG gerichtet mehr Aufschluss geboten. Auf ihr kamen bspw auf 14 Steinbussen schon immerhin 48 Kammern. Es heißt in der entsprechenden Verpfändungsurkunde vom 19. Mai 1464: „Item noch by kulenborge Xiiii steynbussen mit XLVIII kamern ...“.

Der Beitrag konzentriert sich aber eher auf die Soldlisten und rechnet von diesen aus die Geschützbedienungen hoch, die in Fragen der Bedienung und Wirksamkeit argumentativ ins Leere führen. Wichtige Fragen der Materialität und der Kühlung des Rohres dagegen, resp. der bereits w. o. erwähnten Biegereserve, auch das Buken der Legstücke, die zur besonderen Ausformung von Stückpforten, aber auch der Gewichtseintrag der Bewaffnung auf die Kastele, der im späteren 16. Jh. wie bemerkt u. a. zum Rückbau dieser führte, werden nicht thematisiert. Vom Schiffskonstruktiven betrachtet, war die GRIBSHUNDEN wahrscheinlich auch viel zu träge für einen aktiven Angriff auf andere Schiffe, die mit Sicherheit leichter zu navigieren und damit beweglicher waren.

Diese vielfältigen, interessanten Aspekte hätten in einen elementaren Diskurs in Hinsicht auf der von Guilmartin schon 1994 aufgeworfenen Kardinalfrage oder besser Dichotomie „man killers or ship smashers“ eingebettet werden müssen, bezogen auf einen größeren Forschungskanon, den ich am Beginn meiner Kritik vorstellte. Von diesen ist man, den Studien des Autorenkollektivs nach, noch weit entfernt, aber in diese Richtung müssen die Forschungen der Zukunft unbedingt ausgerichtet werden. Das käme der Bedeutung dieses so wichtigen Schiffsfundes nach, dessen Untersuchung nämlich entscheidende Impulse in die eine oder andere Richtung geben kann, denn Archäologie kann in ihrer mikrokosmischen Objektschau besonders dort ihren Beitrag leisten oder eine strategische Ausrichtung in ihrer Forschung selbst erfahren, wo sie in einen makrokosmischen Zusammenhang der generellen Geschichtsbetrachtungen eingenordet wird. Vielleicht kann diese wohlgemeinte Kritik einen kleinen Beitrag dazu leisten.

M.-J. Sp.

Eingedenk der in vorhergehender Besprechung angeführten *Military Revolution Debate* und der *History of Knowledge Diskussion* müsste man in Bezug zum folgenden Thema und Buch nun wohl allgemein von einer „Maritimen Revolution“ im Übergang zur Frühen Neuzeit auch im Ostseeraum sprechen. Nicht nur in Hinsicht auf die dort bemerkte *neue maniere von werc*, resp. der Adaption der Kraweelbauweise, sondern insbesondere in Konnex mit der Einführung der Mehrmastigkeit mit Segeldistribution wird das mehr als deutlich. Neben der Einführung von Feuerwaffen als Schiffsbewaffnung und technischen

und erkenntnistheoretischen Möglichkeiten sich nun von der terrestrischen Navigation zu befreien, dürften sich die sich mehr dem windzugewandten Vortriebsmöglichkeiten zu einem wesentlichen revolutionären Aspekt in Hinsicht auf die Größenzunahme der Fahrzeuge, Reisegeschwindigkeit und Sicherheit entwickelt haben. Wir wissen, dass die Hansen oft tagelang mit ihren vorrangig von achterlichen Winden angetriebenen Einmastern auf guten Wind warten mussten, um überhaupt den Hafen zu verlassen, um dann die Sandbänke vor diesen sicher zu umschiffen. Auch musste es ihnen immer um ein den Wind gemäßes Ziel ihrer Reise gehen, viel Aufkreuzen konnte man mit Koggen und Co. nicht. In dieser revolutionären Entwicklung ist natürlich auch eine ökonomische Determinante eingepreist, denn am Ausgang des 15. Jh.s änderte sich mit Mehrmastigkeit und dem verstärkten Auftreten der Holländer im hansischen Fahrtgebiet der maritime Kommerz, aber auch mit der rigorosen Aufteilung in Kauffahrteier und Kriegsschiff wird dieser revolutionäre Aspekt, zumindest in der ostseeischen Schiffahrt, mehr als markant! Leider aber gibt Schrift- und Sachgut in Hinsicht auf laufendes und stehendes Gut nur bedingt Auskunft! Hier ist man vordringlich auf die Interpretation von Bildquellen angewiesen. Doch es gibt Ausnahmen, in unserem Falle auf das Sachgut bezogen. Die Überreste des Riggs und der Segel eines der wohl weltweit bekanntesten Mehrmasters, der auf ihrer Jungfernfahrt 1628 versunkenen VASA, das Flaggschiff von Gustav Vasa, macht dies deutlich. Weltbekannt machte sie wohl ihr vortrefflicher Erhaltungszustand nach Entdeckung durch den umtriebigen Anders Franzén 1956 und ihrer Hebung fünf Jahre später. Die Forscherwelt musste fast 60 Jahre warten, bis die nun vielfältigen Erkenntnisse Eingang in eine explizit den Forschungsergebnissen gewidmeten Schriftenreihe über die VASA gefunden haben. Das ist mit Sicherheit dem wissenschaftlichen Leiter des Vasa-Museums zu danken, dem Amerikaner Fred Hocker, der 2003 sein Amt antrat und mit dem einer der damaligen verantwortlichen Archäologen Carl-Olof Cederlund schon 2006 den ersten Band *VASA I* über die Archäologie des Schiffes herausgab. Nun öffnet Fred Hocker (Hg.) und sein Autorenkollektiv mit *VASA II. Rigging and Sailing a Swedish Warship of 1628. Part I. The Material Remains and Archaeological Context* (Stockholm 2023, Nordic Academic Press, 471 S.) einem auch für die Hansegeschichte spannenden Thema die akademischen Tore: die Welt der Segel, als einer der ältesten Vortriebsmöglichkeiten in der Menschheitsgeschichte, denn schon in Bezug auf die Schiffahrt auf dem Nil 4000 v. Chr. versah ein Künstler auf einem Felsbild sein kleines Fahrzeug mit einem Stück Tuch und damit lag diese Entwicklung noch vor der des Rades. Seit Begründung der Hanse waren ihre Kaufleute und beauftragten Schiffer bis weit ins 15. Jh. hinein mit einmastigen Schiffen unterwegs, an dem auch nur ein Segel hing, wie Hocker ausführt. Das Rigg unterschied

sich kaum von dem der vorhergehenden Wikingerzeit. Auf ihren Reisen am Ausgang des Mittelalters um Iberia und in den Westen erfuhren nicht nur die Hansen, dass man auch Schiffe mit mehreren Masten takeln und diese späterhin zudem mit mehreren Segeln bestücken konnte. Angeworbene Schiffbauer aus diesem Kulturraum zeigten es ihnen auch im Ostseeraum, wie es ging und natürlich besonders den in ihrem Einfluss immer stärker werdenden Monarchen, die mit ihren Staatsschiffen der für sie profanen, aber aufstrebenden bürgerlichen Welt und den oft als überheblich geltenden Hansen mit ihren Ratsschiffen ein eindrucksvolles schwimmendes Pendant entgegenstellen wollten. Die vorher besprochene GRIBSHUNDEN beweist dies augenscheinlich. Die VASA ist mit ihren holländischen Schiffbauern ein eindrucksvolles Beispiel dieser nun schon fortgeschrittenen Entwicklung, wenn auch dieser Mehrmaster nicht mehr gegen die Hansen, sondern gegen das den Schweden gegenüberliegende katholische Festland auch symbolisch in Fahrt gebracht werden sollte, denn das Schiff ist voll von eindrucksvollem, nach neueren Erkenntnissen bunt bemaltem Dekor. Man fragt sich natürlich bei den ansonsten so spärlich auf uns kommenden Sachgut über Takelage und Segel, warum der Hg. 470 Seiten allein für die Publikation des archäologischen Materials als notwendig erachtete. Die Antwort bringt Hocker in seiner Einleitung mit „because we can“ auf den Punkt. Und auf den Punkt gebracht, erscheint auch jede Ausführung im Buch, jede Zeichnung, jedes Rendering in bestechender Qualität und Interpretationsreife, da führt kaum ein Satz ins Leere oder ist kaum ein Bild überflüssig. Das ist bei der scheinbar unübersichtlichen Vielzahl und dem Ausschöpfungsgrad per se schon eine Leistung, auch eine Leistung des sinnhaften Weglassens. Da wo ansonsten im Sachinventar von Schiffswracks oft nur eine Handvoll Stücke der Vortriebstechnik zuzurechnen sind, erscheint das Fundinventar, der noch nicht einmal vollständig ausgestatteten VASA auf ihrer Jungfernfahrt, auf den ersten Blick kaum überschaubar. *Notamment* die Hälfte des originalen Riggs und der Segelausstattung hat sich erhalten, darüber hinaus mehr als tausend Teile von Blocks, Pardunen, Takels des beweglichen und stehenden Guts! Hier konnte man in der Darstellung und wird man späterhin in Hinsicht der Interpretation im Teil II aus dem Vollen schöpfen können, und so ist die Motivation des Hg.s für die Publikation und den nicht gerade kleinen finanziellen Einsatz klar: „We must!“ Da wo Ausgräber alte Schiffbaumanuskripte wälzen und die oft in künstlerischer Freiheit entstandenen Abbildungen von Seglern auf konkrete Wrackreste beziehen, um überhaupt irgendwelche Schlussfolgerungen zu den Segelleistungen, der von ihnen prospektierten Schiffe zu erarbeiten – oft ein aussichtsloses Unterfangen, wie Hocker darstellt (13) –, konnte man bei dem Fundmaterial der VASA einem breiten Ansatz für alle Themenbereiche des Vortriebs folgen. Bei diesem Wrack kann man Theorie und Praxis, Sach-,

Schrift- und Bildgut aufeinander eindrucksvoll beziehen. Und wer doch noch im speziellen Interesse nicht das findet, was er sucht, sei auf die dem Museum zugeordnete digitale Datenbank verwiesen. Man darf gespannt sein, wenn in Part II mit den praktischen Tests auf der KALMAR NYCKEL – der Nachbau eines Schiffes, das ehemals Kolonisten aus Skandinavien im 17. Jh. nach Übersee brachte – noch eine weitere Komponente der Interpretation und des praktischen Vergleiches aufgetan wird. Wenn wir hier noch ein anderes komparatives Mittel zum „Sachgut“ aufmachen wollen, so sei an diesem Ort auch gleich – und zumindest aus meiner Sicht notwendigerweise – vorweggenommen und wieder einmal bemerkbar, dass in Skandinavien selbst bei einem immer mehr als randständig empfundenen Thema wie der Schifffahrtsgeschichte, die hohe Kunst des Buchmachens immer noch Spuren zeitigt. Hier tritt sie uns nun – wie auch schon der Vorgänger – ganz in blauen Leinen gebunden mit erhabenem Bild sowie Lese- und Kapitalband hervor. Buchform und -inhalt in einem schönen Ebenmaß! Das sieht man selten, bei uns in Deutschland auf das Thema bezogen wohl kaum noch.

Doch nun genauer zum Inhalt: Zu Beginn, quasi als Lesehilfe, werden uns die auf Zeitstellung, Währungseinheiten, Sprache und Terminologie etc. ausgerichteten Bezugsgrößen als *practical matters* (14–20) in Hinsicht auf die Vereinfachung der Lesbarkeit aufgetan.

In der nun folgenden Einleitung fassen Fred Hocker und Olof Pipping – ein wohlbekannter Kenner seines Faches und Segler auf vielen Meeren – das Segeln in ein größeres, wenn man so will, globales Bild und weiten dieses auf die Vielzahl von Bezugsgrößen aus, auch in Vergleich auf ein anderes, alternatives Mittel, ein Schiff fortzubewegen: der Muskelkraft, resp. das Paddeln und Rudern. Sie zeigen, welcher Bedingungsvielfalt, einmal von der technischen Seite abgesehen, in sozialer, politischer, ökonomischer Hinsicht diese Entwicklung unterworfen war, so bspw. durch landwirtschaftliche Erneuerungen wie Anbaumethoden, um Flachs und Hanf und Leinen in entsprechender Qualität für das stehende und bewegliche Gut sowie die Segel zur Verfügung zu haben. Damit wird hier auch ein geopolitischer Kontext greifbar, denn bestimmte Materialien galt es von weit her, so auch auf dem Seeweg nach Schweden, einzuführen. Dazu verweisen beide in ihren Bemerkungen, dass sich viele Archäologen heutiger Tage in Betrachtung von Takelage und Segel des 17. Jh.s oft auf die im 19. Jh. im verstärkten Maße publizierte Literatur stützen, doch das Rigg der VASA kann man nicht so einfach mit der vorzeitigen GOLDEN HIND Francis Drakes oder mit der nachzeitigen VICTORY eines Horatius Nelson vergleichen.

Neben den physikalischen Grundlagen des Segelns kommen sie in Kurzversion auf die interessante Entwicklung der Mehrmastigkeit und der Segel-distribution im Allgemeinen zu sprechen. Sie zeigen hier auf, wie quasi

explosionsartig in wenigen Dekaden sich das Rigg entwickelte und wie viel man experimentierte, sogar mit einem vierten Mast – oft *Bonaventura Meisan* genannt –, der später wieder wegfiel. Hier könnte man noch die besondere Bedeutung eines zweiten Mastes mit Lateiner für die Wende als Windruder hervorheben, wie wir diese auf der LISA VON LÜBECK kaum für den Vortrieb eingesetzte Einrichtung in unseren Segeltest erkannten, aber auch in den Ergebnissen unserer Windkanalversuche in Hinsicht auf die Erbauung der Pommernkogge UCRA herausstellten. Die Reduzierung der eingebrachten Lasten durch den Mast in das Schiff dürfte nicht nur die Erhöhung des Mastes durch die Einführung von Stengen nachzuweisen sein, sondern wohl auch in der Einführung von gebauten Masten liegen, die man indirekt anhand von Taulaschungen zu erkennen glaubt. Auf diese spannende Entwicklung konnten die Vff. leider nur in zwei Sätzen eingehen, insofern bleibt man auf Teil II gespannt. Auf der bemerkenswert frühen Darstellung eines Viermasters auf den Gründungsziegeln des Karmeliterklosters in Helsingör um etwa 1430, sind bspw. noch keine Stengen zu erkennen. Die ersten dürften Flaggenmasten sein, wie wir sie sehr schön auf dem Schlüsselfelder-Modell ausmachen. Sie waren wahrscheinlich die Vorbilder der Stengen, noch in der Befestigung derselben mit Tauschlingen. Späterhin führte man sie als Eselshaupt aus, wie wir sie schon sehr klar auf der Ritzzeichnung aus der Sæby Kirche in Nordjütland aus dem beginnenden 16. Jh. erkennen, eine Einrichtung, die dann auf der VASA schon usuell ist, wie wir auf den Seiten 90 ff. erfahren. Man erkennt hieran das Experimentieren und die scheinbar explosionsartige Entwicklung des Riggs mit Einführung der Mehrmastigkeit.

Das Autorenduo erwähnt auch das für den Übergangszeitraum zum 17. Jh. nun erstmals nachzuweisende Sprietsegel, gefahren am Sprietsegeltopmast, der sich auf dem Bugspriet befand. Es geht um ein Segel, das späterhin als *Blinde*, unter dem Sprietbaum also „blind“ gefahren wurde, was auf den Namen verweist. Sie führte den Segelschwerpunkt entscheidend nach vorne. Nach Cullberg bezeichneten die Engländer ein Sprietsegel im 16. Jh. schon als ein „sail extended by yardset under bowsprit“. Die Holländer nannten es zu Anfang *Spruiten*, die Deutschen *Spriessen*. Eines der ersten Abbilder eines Sprietsegels in Nordeuropa finden wir immerhin schon in einer Darstellung der englischen Kanalküste aus dem Jahre 1588. Insofern dürfte ihr Erscheinen schon vor dem Zeitraum von 1600 liegen, den die Vff. dafür nach einer englischen Teileliste vorsehen. Man sieht hier, wie die multiversale Entwicklung des Riggs und der Segel in einen spannenden evolutionären Konnex eingebunden war und in diesem Buch auch wurde, das meint auch die in Sackgassen endende.

In jedem Falle dürften die Tischmodelle noch zu einer evolutionären Ausrichtung des Riggs im 17. Jh. interessante Querverweise bieten. Sie sind als

wichtige Quelle in diesem Buch nicht zu finden, wie auch die Erwähnung des Peller-Modells von 1603 nicht, das als erster Verweis von Fußpardunen in der Literatur gilt. Auf diesen, die unterhalb der Rah angeschlagen waren, hatten die Matrosen nun einen sicheren Stand und die Hände frei und mussten nicht mehr auf der Rah mit ihrem Bauch umherrobben, wie wir dies anhand des exakt ein Säkulum früher datierenden Schlüsselfelder-Modells nachweisen, wie Rz. unlängst publizierte.

Im Kapitel 2 wendet sich Fred Hocker der, wie er titelt, *Hull furniture* zu (39–82). Dort finden sich nun alle am Schiffskörper angeschlagenen und befestigten Teile des Riggs. Auch hier ist das Schiff in seinen Fundzusammenhang und der Menge des überlieferten Materials einzigartig. Renderings zeigen genau auf, wo sie sich am Schiffskörper befinden, und zu den vorerwähnten Modellen im Vergleich gebracht, erkennen wir die vielfältigen Entwicklungen, so z. B. der Pardunen, im Vergleich bspw. zu der von Wegener-Sleeswijk erkannten Neuerungen im 15. Jh. in Hinsicht auf die Entwicklung von der Preventer Pardune hin zur Pardune mit Schandregel der Rüste.

Interessant ist auch die Entwicklung des Knechtes, den wir ja schon auf dem Mataro-Modell, als es sich noch in Amerika befand, nachweisen. Hier haben wir also nun konkrete archäologische, mithin authentische Belege der vielfältigen Entwicklung, auch eingepasst in unterseeische Befunde, bspw. des sog. Ghost-Schiffes, einer bemerkenswert gut erhaltenen Fleute ähnlicher Zeitstellung. Bei der geringen Anzahl der Vergleichsfunde, sticht die VASA natürlich solitär aus dem statistischen Mittel hervor und nimmt in verschiedener Hinsicht auch eine Sonderrolle ein, bspw., wenn wir auf das Kapitel 3 (83–122) und den dort besprochenen Bugspriet verweisen, der überraschenderweise nicht aus Kiefer, sondern aus Eiche gebaut wurde.

In diesem Kapitel wendet sich nun Hocker, als alleiniger Autor, nun den *Spars*, also den Spieren und Rundhölzern, zu. Hier treten natürlich vorzugsweise die Reste der Masten in das Blickfeld der Untersuchungen. Wir erinnern uns, dass die Masten durch Tauchaktivitäten schon im 17. und 18. Jh. sukzessive gekappt wurden, da sie die Schiffahrt über der Wrackstelle behinderten. Schön, dass diese den Vormast nicht trafen, der aus Kiefer (*Pinus sylvestris*), wie auch der Hauptmast und der Besan, beschaffen war. Er konnte somit in seinem vollständigen Erhaltungszustand in die hier besprochenen Betrachtungen einfließen und darf hinsichtlich seines Alters und der ehemals darauf befindlichen, geradezu ominösen Zeichnung geradezu in eine interessante Fertigungsgeschichte einzubetten sein. Es zeigt sich wieder einmal, wie schade es ist, dass Kiefernholz bis dato kaum dendrochronologisch zu datieren ist. Der Hauptmast brach oberhalb des Decks ab, den 19 m langen Rest fand man aber im Modder an einer der Schiffsseiten und somit konnte man eine Länge von 26,52 m rekonstruieren. Viele weitere Teile werden besprochen,

so auch die Eselshauptkonstruktion, die Klampen und Gatts. Letztere geben uns schon eine Vorstellung über die biomechanischen Kennziffern, resp. der zu verarbeitenden Zug- und Druckkräfte durch die Winkel und Aufnahmen des laufenden Guts, Kräfte, die ja schon am Ausgang des 15. Jh.s durch die Entwicklung der Talje eine entscheidende Reduzierung erfuhren. Auf Koggen und Hulks weisen wir diese, den vielfältigen Rekonstruktionen folgend, noch nicht nach. Insofern sind wir jetzt auch schon in Anbetracht des losen Gutes des Takelwerkes bei Kapitel 4 angekommen und richten der Titulatur dieses Beitrages *Tops* nach, unseren Blick nun eher nach oben, in die Marsen, die hier auch schwerpunktmäßig besprochen werden. Sie geben uns einen guten Vergleich zu den von Ellmers kompilierten einschlägigen Einrichtungen, aber lassen auch hier wieder einen evolutionären Vergleich, bspw. vom Mataro-Modell aus der ersten Hälfte des 15. Jh.s ausgehend, über das Schlüsselfelder-Modell aus dem beginnenden 16. Jh., weiterführend zu den von Niklas Eriksson unlängst revidierten Überresten dieser Einrichtung am Wrack von Riddarholmen, ebenfalls aus diesem Säkulum, hin zur VASA, einige Dekaden später datierend. Mit dem Korrelat zu den Überresten auf der englischen MARY ROSE gelingt hier dem Leser vielleicht auch ein Vergleich über Kulturräume hinweg, einen guten bieten hier aber auch die Überreste der 1627 in polnischen Gewässern gesunkenen schwedischen, ebenfalls dreimastigen SOLEN. Bei der Besprechung der Blocks als wichtiges kräfte-reduzierendes Teil der Takelage macht man sich auch experimentelle Fertigungsstudien zunutze, die uns ihre Herstellung nachvollziehbar machen (215 ff).

Im nachfolgenden Kapitel 6, widmen sich nun Ole Magnus und Annette Seeberg dem Tauwerk (223–282). Gerade mit Ole Magnus wirkt hier nun nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine handwerkliche Perspektive auf den Duktus ein, denn Magnus ist auch Seilmacher. Vff. problematisieren, dass man zwar oft nur wenige Reste von Seilmaterial in Wracks findet, aber diese dann auch oft nur in ihrer Dimension tabellarisch aufgetan und publiziert werden, aus denen man ihre Herstellung kaum rekonstruieren kann. Oft verweist man hier nur allgemein auf die einschlägige Arbeit von Henri Louis Duhamel du Monceau aus dem Jahre 1747, die ja zuallererst nur einen Einblick in das Jh. ihrer Entstehung wirft und dann resp. nur auf Frankreich gerichtet ist. Oft wird in diesem Kapitel – etwas ungewöhnlich, aber dafür auch authentischer – in der Ich-Erzählweise geschrieben und man kann nur vermuten, dass die Erkenntnisse vorrangig auf die Expertise von Ole Magnus gründen und nicht auf die seiner Co-Autorin Annette Seeberg. Beide untersuchten und katalogisierten aber gemeinsam das überaus umfangreiche Material schon in den Jahren 2004–2008, immerhin 190 Objekte, viele von diesen Seilen als Bunsch aufgeschossen, die man dann auch teilweise in

Boxen auffand. Was Ole Magnus genauso erstaunte wie hier auch den Rz., ist die Tatsache, dass er und seine Co-Autorin Reste von handgemachten Seilen fanden. Rz. ging selbstverständlich, aber irrtümlich davon aus, dass man zumindest in dieser Zeit, bereits Seile auf Reeperbahnen fertigte – also auch hier überraschte die VASA. Man darf dabei nicht vergessen, dass wir in Betrachtung des Riggs nun bei einem speziell beauftragten Entrepreneur sind, der in der Regel in einem Fünfjahresvertrag eingebunden war und mit dem Schiffbau nichts zu tun hatte. Hier wurde konkret die Familie Clerck oder Klerck, die als Immigranten aus Schottland nach Schweden kamen, beauftragt und sprechen in persona für eine Internationalität bei der Fertigung von Staatsschiffen dieser Zeit, besonders wenn wir uns dabei die holländischen Schiffbauer der VASA in Erinnerung rufen. Auch in diesem Falle können wir selbstverständlich nur en passant auf die vielen interessanten Details in diesem wichtigen Beitrag verweisen, zu denen mit Sicherheit auch die Qualität, Verarbeitungsart und Dimension der Seile und Kabel in Bezug auf ihre Zug- und Haltekraft, mithin ihren Einsatzort gehören. Die Vielzahl von Zeichnungen, Erklärungen und Untersuchungen sind für jeden einschlägig Interessierten nicht zu übersehen.

So gilt es sich nun quasi dem „Flächenthema“ des Buches, resp. der Segel, im Kapitel 7 zuzuwenden, das uns von Louis Bartoš, Sven Bengtsson, Sam Svensson und Fred Hocker vorgestellt wird (283–330). Ihre Untersuchungen sprechen indirekt auch von einer Meisterleistung der Konservierung, wenn wir uns die Menge und die Art des auf uns gekommenen Segelmaterials vor Augen führen. Es wird zu Recht als „almost unique in the archaeological record“ bewertet (283), da wir nun zum Einen – im Gegensatz zur Wikingerzeit, in der Segel aus tierischen Produkten, mithin Wolle hergestellt wurden – von leicht vergänglichen pflanzlichen Fasern in Hinsicht auf die hier besprochenen Segel ausgehen. Zum anderen schlug Leutnant Petter Gierdsson 1628 nur vier Segel von zehn an die Rahen und Schoten, der Rest befand sich wohlverpackt im Segelraum, der von Cederlund und Kollegen vor mehr als 60 Jahren bereits prospektiert wurde. Von der Fertigungsart kann man bezogen auf die VASA nun schon von einer auch späterhin nachweisbaren konventionellen der Segel sprechen, aber nur die VASA verleiht uns einen wirklich substanziellen Blick, wo wir ansonsten in Perspektive auf die Segel des 17. Jh.s – zumindest bis 1750 – nur auf interpolierte immaterielle Ergebnisse verschiedener Betrachtungsweisen und Blickwinkel auch wieder über Kulturräume hinweg schauen müssen, die damit oft auch nicht ausreichend valide sind. So ist bspw. die Frage der Profilierung der Windeintrittskanten, des Zuschnittes der Tücher, mithin ihrer Bauchigkeit in diesen auf die Segel gerichteten Forschungskanon in jedem Falle mit eingepreist. Jene Profilierung dürfte entscheidend das Am-Wind-Verhalten dieser verbessert haben.

Es bleibt in der Interpretation jener in der Mehrzahl gewölbter, aufgeblähter Tücher am Wind im überlieferten Bildgut auch dieser Besprechungszeit und davor offen, ob uns hier nur ein besonderes impressionistisches Sujet in der Auswahl des Bildmotivs des Künstlers ins Auge fällt oder ob uns damit auch Nachricht über die Bedeutung des Zuschnitts und der Verarbeitung der Segel gegeben wird. Karl Reinhardt bspw. rekurriert in Betrachtung des 16. Jh.s mit Blick auf die JESUS VON LÜBECK und die ADLER VON LÜBECK schon 1938 auf Letzteres. Ansätze einer Profilierung im Segelzuschnitt und -herstellung erkennen wir schon im Buch des Michael v. Rhodes aus dem beginnenden 15. Jh. Auch hier kann uns, in Zukunft auf den Band II geschaut, das Sachgut der VASA entscheidende Aufschlüsse bieten.

Nicht zu vergessen ist im Segel auch eine Menge Wissen der Seilmacher durch die Segelmacher „mit eingenäht“, resp. die Art mit dem Zwirn, jene Verbindung beider Dinge – Segel und Seil – zu realisieren und damit die beiden sich oft bedingenden Handwerke sinnkräftig miteinander zu vernähen. Insofern erlaubten die Untersuchungen, neben der Recherche zu Produktionsweisen der Segel, auch jene auf die verwendeten Werkzeuge, mithin die ergologische Perspektive zu richten, die mit Sicherheit in ihrer Qualität noch nicht mit der späteren Zeiten zu vergleichen ist. Hier können wir auch noch nicht von einer Uniformität in der Produktion des Tuches sprechen, sondern die Segel waren Einzelanfertigungen für dieses, auch in seiner Materialität herausstechende Schiff.

Im Kapitel 8 kommt nun der Kapitänleutnant der Royal Navy Paul Donohue auf die *Capstans and windlass*, also auf die vertikalen und horizontalen Spills, zu sprechen (331–367), wie wir ja beide auch schon in der deutschen Fachsprache als Gang- und Bratspill im Fundgut auf der Bremer Kogge nachweisen. Im Falle der VASA weisen wir drei nach, also eines auf dem unteren Geschützdeck, ein Gangspill auf dem oberen und ein weiteres auf dem vorderen Hauptdeck. Donohues Perspektive besticht auch durch die Einbeziehung ergonomischer Perspektiven, um zu erkennen, welche linearen Kräfte durch Drehbewegung mittels Muskelkraft durch diese Einrichtungen kompensiert werden mussten und wie die Entwicklung en détail, dieser vom Prinzip her über Jahrhunderte gleichbleibenden Technik, Verbesserungen in der Handhabung zeitigte. So erkannte bspw. Donohue auch, dass das Ankerkabel zu stark bemessen war, um mit einem Gangspill eingeholt zu werden (361). Man verwendete hierzu ein kleineres Seil, das am großen Ankerkabel angeschlagen wurde. In Beschreibung der Entwicklung von Gangspills könnte man vielleicht noch das Buch von Michael v. Rhodes einbeziehen, dass wir ja hier auch in der HU bereits besprochen.

Wenn wir hier beim Ankerkabel sind, so erwartet man natürlich eine extra Besprechung, der mit dem Anker verbundenen Einrichtung, mithin der

übergroßen Anker selbst, denn nichts verschafft mehr Sicherheit, wenn das Schiff keinen Segelvortrieb mehr aufweist. Dieser nehmen sich nun wieder Fred Hocker in Co-Autorenschaft mit dem für Anker ausgewiesenen Spezialisten und Ankerschmied Thomas Ward (369–388) an. Über 49 Anker konnten auf dem Schiff gefunden werden, wobei die meisten von ihnen den Bergungsversuchen oder wohl dem allgemeinen Vor-Anker-gehen fremder Schiffe zuzuordnen sind, also nicht zur Schiffsausstattung selbst gehörten. Nur drei konnten der Art nach der VASA selbst zugeordnet werden (372). Die Vielzahl, der nicht zum Schiff gehörigen Anker als auch der Ort ihrer Auffindung, kann also auch etwas zur Geschichte und der Art früher Bergungsversuche etc. aussagen. Sie fanden in einem von John Eastlund erarbeiteten Katalog Eingang. Auch hier sind die Materialanalysen weit gefasst und dezidiert in einem weiteren Kontext eingebunden und geben für jeden „Ankerspezialisten“ wertvolle Aufschlüsse, auf die wir hier aufgrund des Platzes nicht weiter verweisen können, um uns nun einem weiteren interessanten Objekt zuzuwenden, des Kolderstocks oder auf Englisch *whipstuffs*, wobei wir hier mit Kapitel 10 auf das vorletzte zu sprechen kommen (389–422), das wiederum von Fred Hocker verfasst wurde.

Der Kolderstock ist die Weiterentwicklung der auf Koggen eingesetzten Ruderpinne. Er ist durch die Einführung mehrerer Decks und längerer Schiffe erklärbar und verbindet die Aufgabe des Steuermanns, ohne Sicht nur auf Anweisung der auf dem Achterkastell stehenden Schiffsführung zu reagieren oder nach dem Kompass zu steuern. Sachgut dieser Steuerungstechnik findet man selten. Ein schönes Stück der 1676 versunkenen und auch von Anders Franzén entdeckten KRONAN findet man im *Kalmar läns museum*. Man fragte sich immer bei dem vorhandenen Ruderdruck bei derart großen Schiffen, wie man den Winkel dieses Stockes zu ihrer Aufnahme so gestaltete, dass dieser durch Krafteinwirkung eines einzigen Mannes zu bändigen war. Da uns mit der VASA nun ein in seiner Vollständigkeit so einzigartiges Kolderstocksystem inklusive des über 10 m langen und ca. 1,30 m breiten Ruders aus Eiche begegnet, gibt uns das Grund zu der Annahme, ein wenig mehr Helligkeit in das Dunkel der Vermutungen und theoretischen Berechnungen vergangener Interpretationen dieser ehemals holländischen Schiffbauern zugeschriebenen Technik zu werfen. Hierbei helfen uns die wieder eindrucksvollen und aufschlussreichen Renderings auch in diesem Kapitel. Das Mataro-Modell hat bspw. noch eine Ruderpinne und auf dem Schlüsselfelder-Modell begegnet uns eine derartige Einrichtung auch noch nicht. Demgegenüber bemerken wir auf der als KRAECK des Willem a Cruce zugeschriebenen Schiffsabbildung schon ein Racktau, um dem Ruderdruck kraftreduzierend Herr zu werden. Selbst in diesem speziellen Bauteil oder besser Bauteilsystem zeigt sich eine spannende, noch

nicht vollends untersuchte Entwicklung auch über Kulturräume hinweg, die nicht immer linear erfolgt sein muss, insbesondere bei Kriegsschiffen, die ja im Falle der VASA schon in Linie mit anderen Schiffen fahren und schnell aufkreuzen mussten.

Im letzten Kapitel 11 gilt das Augenmerk – nun wieder in Kooperation von Pipping und Hocker – den Überresten des Navigationsbesteckes, das v. a. auf die Schiffsführung auf der Ostsee gerichtet war, die ja oft unter Landsicht terrestrisch navigieren konnte (423–456). Die in der Besprechung von Wolfgang Köberer aufgeworfenen Probleme der Breite w. o. waren auf der VASA also nicht von großer Bedeutung. Im Prinzip geht es bei der Positionsfindung oder Richtungsweisung um den zurückgelegten Weg in einer speziellen Zeit und einem entsprechenden Kurs inkl. der Abdrift, also um die Erfassung überschaubarer Parameter. Lange Zeit konnte man sich die geringe Ausbeute an entsprechenden Gerätschaften nicht erklären. Inzwischen untersuchte man auch die kleinsten Überreste, die nun auch dieser Fundkategorie zuzuordnen sind. Insofern waren auch während des Unterganges Kompass, Kompasshaus und Sanduhr auf dem Schiff verblieben und sind nicht, wie vorerst angenommen, durch Besatzungsmitglieder gerettet worden oder nicht an Bord gewesen. Natürlich wollen wir das Lot nicht vergessen, um die Tiefe und mit der Lotspeise unterhalb des Lotes den Untergrund zu bestimmen, und den Verklicker, um die Windrichtung festzustellen. Nachfolgend werden diese einzelnen Gerätschaften vorrangig anhand von Kleinfunden, die aus dem Schlamm des Achterdecks geborgen wurden, besprochen. Auch diese zeigen auf, dass das Navigationsbesteck vom 16. Jh. an bis ins 19. Jh. hinein kaum einer Veränderung unterlag.

Wir sind nun am Ende dieser etwas ausführlicheren Besprechung angekommen. Die Interpretation der VASA scheint demgegenüber immer noch am Anfang zu stehen, obwohl man das Gefühl hat, nach über 60 Jahren nach ihrer Bergung und Erforschung alles schon zu wissen. Das zeigt, wie wichtig dieser Fund für die Schifffahrtsgeschichte ist, auch die der Hanse, die in der Zeit dieses Regalschiffes sich anschickte, selbst zur Geschichte zu werden, obwohl man gerade aus dieser Zeit ein „Hanseschiff“ in Lübeck mit großem Aufwand abbarg. Dass wir nun neben dem Eindruck dieses besonderen Museumsobjekts, nun auch von der in ihrer Materialität eingeschriebenen Geschichte erfahren, ist vorrangig dem Amerikaner Fred Hocker zuzuschreiben. Die VASA ist also jetzt immer noch ein „internationales“ Schiff, beschrieben in einem besonders wichtigen Buch einer nun fortgesetzten Reihe, die in keinem Bücherschrank maritim interessierter Leser fehlen sollte. Man mag gespannt sein auf Teil II!

M.-J. Sp.

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Jan von Bonsdorff, Kerstin Petermann und Anja Rasche (Hgg.), *Gotland. Kulturelles Zentrum im Hanseraum. Cultural Centre in the Hanseatic Area* (Coniunctiones – Beiträge des Netzwerks Kunst und Kultur der Hansestädte, Bd. 2, Petersberg 2022, Michael Imhof Verlag, 240 S.). – Die Insel Gotland spielte schon in der Wikingerzeit eine beachtliche Rolle für den Handelsaustausch zwischen Ost und West. Die Wikinger holten bis etwa 970 über die russischen Flüsse v. a. arabisches Silber aus dem Kalifat und steigerten gleichzeitig die Kontakte nach Byzanz und Konstantinopel und den religiösen und kulturellen Einfluss. Gotland entwickelte sich im Hochmittelalter dank seiner zentralen Lage im Ostseeraum zu einer bedeutenden Drehscheibe zwischen Ost- und Westeuropa. Viele Kirchen und Steinhäuser wurden erbaut, die noch heute vom damaligen kulturellen und materiellen Reichtum zeugen. Insgesamt 92 Kirchen mit ihrer mittelalterlichen Ausstattung sowie etwa 230 mittelalterliche profane Steinhäuser sind erhalten.

Die vorliegende und mit vielen hervorragenden farbigen Illustrationen versehene Publikation im A4-Format ist das Ergebnis einer Tagung im *Gotlands Museum Fornsalen* in Visby. Die Tagung fand 2015 als Homburger-Gespräch der *Böckler-Mare-Balticum-Stiftung* in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Jan von Bonsdorff (Uppsala) und dem *Netzwerk Kunst und Kultur der Hansestädte* statt. Die insgesamt 17 publizierten Beiträge sind in vier thematische Abschnitte aufgeteilt: *Gotland – Handelszentrum im Mittelalter*, *Künstlerische Austauschprozesse*, *Gotlands Kirchen – Architektur und Ausstattung* sowie *Erhaltung, Erforschung und Pflege des kulturellen Erbes*.

Der Tagungsband ist dem zu früh verstorbenen Hanseforscher Prof. Dr. Rolf Hammel-Kiesow († April 2021) gewidmet. Er diskutiert in seinem Beitrag *Die Bedeutung Gotlands für die Hanse* (14–26) und besonders das Verhältnis zwischen den Gruppen der reisenden niederdeutschen Kaufleute und den städtischen Räten bzw. das Zusammenwirken beider Gruppen. Die Hanseforschung betonte besonders zwischen den 1920er und 1970er Jahren die enorme Bedeutung Gotlands für die Hanse und konstruierte eine mächtige „Gotländische Genossenschaft“, die es unter diesem Namen nie gegeben hat. Deutsche Kaufleute kamen vereinzelt nach Gotland, lernten von den gotländischen „Farmännern“ und fuhren mit diesen nach Novgorod. Die Bedeutung der dänischen Handels- und Kaufleute in der frühen Epoche bis zur Schlacht bei Bornhöved 1227 hätte es verdient, ausführlicher erwähnt zu werden, denn spätestens nach dem Niedergang des regionalen dänischen Ostsee-Imperiums kamen Hansekaufleute vermehrt in den Ostseeraum. Vf. geht den Gruppen in Visby solide nach, untermauert die wachsende Bedeutung der städtischen Räte

und betont letztendlich die Eindämmung des politischen Einflusses Visbys wegen fundamentaler Veränderungen in der europäischen Wirtschaft. Die Stadt verlor im 14. Jh. ihre Rolle als zentraler Umschlagplatz. Gewinner des neuen Systems waren v. a. die wendischen Hansestädte mit Lübeck an der Spitze.

Mit dem ausgeprägten Handel kamen auch Kunstgegenstände vermehrt nach Gotland. Jan von Bonsdorff hebt einige Netzwerke (Franziskaner, Hanse) hervor, die kirchliche Kunstgegenstände sowohl importierten als auch von der Insel exportierten (27–36). Der byzantinische Einfluss ist mit Wandmalereien in mehreren gotländischen Kirchen deutlich erkennbar. Die Produktion und der Export von Taufbecken und Steinskulpturen sowie importierte Kreuze und Altarretabel werden außerdem behandelt.

Handel und Kulturtransfer im Nordosten Europas zwischen Hansekaufleuten und Novgorod/Russland/Moskau vom 12. bis 17. Jh. werden anhand von Beispielen von Iwan A. Iwanov untersucht (37–48). Er hebt v. a. die vertrauensvollen Beziehungen zwischen den deutschen und russischen Handelspartnern als Grundlage hervor sowie die Verfestigung der partnerschaftlichen Beziehungen.

Im zweiten Teil gehen drei Beiträge künstlerischen Austauschprozessen nach. Tomasz Torbus untersucht *Die südliche Vorhalle der Domkirche in Marienwerder* (poln. Kwidzyn, 50–64). Dabei handelt es sich um die älteste Bauskulptur im Ordensland Preußen, die in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s mit Skulpturen aus Gotland gestaltet wurde. Tobias Kunz geht Skulpturenimporten nach Gotland im 14. Jh. am Beispiel der Pariser Barbarafigur aus den 1340er Jahren in Visby nach (65–78). Es ist, wie er zeigt, denkbar, dass die Skulptur auf einer Handelsreise bei einer Werkstatt in Paris, in einer französischen oder flämischen Küstenstadt in Auftrag gegeben wurde.

Die direkten Handelsverbindungen nach Novgorod haben auf Gotland sichtbare und bedeutende Spuren hinterlassen. Barbara Schellewald analysiert die Fragmente der malerischen Erstausrüstung in den Kirchen von Garda und Källunge aus dem 12. Jh. und betont die byzantinischen Vorbilder und Einflüsse (79–97). Durch die engen Handelsbeziehungen nach Novgorod gab es einen Austausch mit den dortigen Werkstätten und Produkten. Lapislazuli wurde für Wandmalereien verwendet, besonders in Dänemark existiert eine große Anzahl von Wandmalereien aus dem letzten Drittel des 12. Jh.s, die durch die Verwendung von Lapislazuli-Pigmenten hervorstechen. Es ist zu hoffen, dass weitere Forschungen auf diesem Gebiet erfolgen werden.

Architektur und Ausstattung der gotländischen Kirchen werden in insgesamt sieben Beiträgen behandelt. Im europäischen Vergleich sind Gotlands mittelalterliche Kirchenausstattungen einzigartig. Die meisten erhaltenen Gegenstände sind zu einem verhältnismäßig frühen Zeitpunkt entstanden, nämlich zwischen 1150 und 1350 (Justin E. A. Kroesen, 123–136). Die

imposante St. Marienkirche in Visby wird mit dem Dombau in Riga verglichen, aber beide wurden durch jeweils unterschiedliche Einflussbereiche geprägt (Agnese Bergholde-Wolf, 99–106). Die Legende von der Seelenrettung Kaiser Heinrichs II. wurde in der Kunst des späten Mittelalters wiederholt dargestellt. Gerhardt Weilandt analysiert eingehend die Darstellung der Seelenwägung des Kaisers in den Kirchen auf Gotland und ihre Metamorphosen (107–122). Es kam zu einer eigenen Entwicklung auf Gotland, die keine neuen Impulse bekam und künstlerische Erfindung und Freiheit hinsichtlich der Bildtradition entwickelte. Das ausgeprägte spätmittelalterliche Stiftungsengagement in ländlichen Kontexten wird anhand von Beispielen aus Gotland und Dithmarschen verglichen. Die Messfrömmigkeit und Memorialkultur in der ländlichen Gesellschaft verdient – wie betont wird – weitere Untersuchungen im Nord- und Ostseeraum, um die Verbreitung des Stiftungswesens in ländlichen Gesellschaften genauer fassen zu können (Julia Trinkert, 137–150).

Auf Gotland sind in vielen Landpfarrkirchen noch Reste mittelalterlicher Farbverglasungen aus dem 13. Jh. erhalten. Stilistische Parallelen mit dem mittleren und nördlichen Deutschland sind in der Forschung mehrfach hervorgehoben worden, die Gründe wurden kontrovers diskutiert. Elena Kosina widerlegt in ihrem Beitrag die ältere Forschungsthese eines Imports niedersächsisch-westfälischer Glasfenster (151–162). Sie hebt hervor, dass zwischen 1230 und 1288 knapp 30 Landkirchen auf Gotland umfangreiche heterogene Umbauten bekommen haben, und vermutet, dass die Errichtung der Bauten als eine „Akkordmaßnahme“ durch leistungsfähige Bauhütten erbracht wurde. Die Standorte für die Glasproduktion vermutet sie mit guten Gründen im norddeutschen Raum unweit der Ostseeküste, aber um diese Frage genauer beantworten zu können, sind weitere Untersuchungen notwendig. Jörg Widmaier untersucht Öffnungen nahe des jeweiligen Chores in der Nordwand in fünf Kirchen auf Gotland und interpretiert sie überzeugend als Stifterlogen und Privatoratorien (163–175). Diese Wandöffnungen ermöglichen es, den Kirchenraum als sozialen Funktionsraum besser zu verstehen. Die gotländischen Kirchtürme und ihre Architektur werden von Jakob Lindblad untersucht (176–191). Er hebt Einflüsse von außen auf einige Kirchen in Visby hervor, die angepasst wurden. Form- und Funktionsmotive wurden weiterentwickelt und in ländlichen Kirchen angewendet.

Der letzte und vierte Teil des Bandes versammelt vier Beiträge. Charlotte Klack-Eitzen präsentiert die Ergebnisse der Restaurierung und Konservierung des Soester Scheibenkreuzes aus der Hohnekirche und hebt offene Fragen und Perspektiven zu den gotländischen Scheibenkreuzen hervor (193–206). Die Anfänge der Erforschung gotländischer Kirchenkunst im 18. Jh. wird von Lars Olof Larsson behandelt mit Namen wie Carl Georg Brunius und

Hans Hildebrand (207–217). Die Grundlagen für die spätere Forschung legte jedoch Johnny Roosval, der Methoden zur Bestimmung von Chronologie und stilistischer Entwicklung der Kirchen und der mittelalterlichen Kunst entwickelte. Moderne Forschungen mit Beiträgen von u. a. Armin Tuulse, Erland Lagerlöf, Kersti Markus und Evert Lindkvist haben auf mehreren Ebenen Roosvals Studien erweitert und ergänzt. Johnny Roosvals energischen Einsatz für den Schutz der Kirchen und Kunstschatze auf Gotland während des Zweiten Weltkriegs stellt Mattias Legnér dar (218–228). Die historischen Beziehungen zwischen Lübeck und Visby erörtert Anja Rasche (229–239). Sie geht auf die Städtepartnerschaft der zwei Städte, die 1999 geschlossen wurde und deren Vorgeschichte ein. Das gemeinsame historische Fundament aus Frieden, Handel und Kriegsereignissen wird inklusive der Geschichte der Stadtmauer und -tore Visbys genauer dargestellt. Die Stadt wurde übrigens 1525 durch Lübecker Truppen eingenommen, der Mauerabschnitt mit dem Namen „Lübecker Bresche“ ist noch heute zu besichtigen. Die friedliche Städtepartnerschaft wird in der Gegenwart fortgesetzt und bereichert die zwei Ostseestädte.

Die vorliegende Publikation liefert insgesamt viele neue prägnante Forschungsergebnisse und -aspekte Gotlands als kulturelles Zentrum betreffend. Die Studien untermauern eindrucksvoll die künstlerischen und kulturellen Reichtümer und Forschungsmöglichkeiten, die mit der Insel verbunden sind. Das Buch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, will aber das auf Gotland Erhaltene in den Blick der europäischen Hanseforschung integrieren und zu weiterer Beschäftigung anregen. Dies ist eine legitime Intention, die die Forschung in vielen Disziplinen international voranbringen und bereichern will. Alles in allem eine gelungene und perspektivreiche Publikation. Der Rz. wartet schon gespannt auf den nächsten Band in der neuen Publikationsreihe.

Jens E. Olesen

Kazimierz Pospieszny, *Domus Marienburg in Preußen. Eine Burg des Deutschen Ordens im Rechtecktypus* (Petersberg 2023, Michael Imhof Verlag, 335 S., zahlr. farb. Abb. und Pläne). – Die Marienburg in Preußen ist sicher das bekannteste Dokument der mittelalterlichen Expansion des Deutschen Ordens im Ostseeraum. Aufgrund aufwendiger Restaurierungsarbeiten bietet sie heute bei flüchtiger Betrachtung das perfekte Bild einer Ordensburg. Doch schon der zweite Blick zeigt Reparaturstellen und Spuren früherer Bauzustände, die neugierig auf die Geschichte des Bauwerkes machen. Mit dieser Monografie zur Marienburg liegt nun ein umfassendes Werk vor, das diese Neugier befriedigt.

Der Aufbau des Buches folgt der historischen Entwicklung der Burg und unterscheidet zwei Bauphasen. Die erste Phase umfasst die kurze Zeitspanne vom Baubeginn um 1274 bis zum Jahr 1309, in der die Burg nur eine von

mehreren Festungen in Preußen war und der Landmeister des Ordens für Preußen in Elbing residierte. Nach dem Fall von Akkon 1291 zog sich der Orden aus dem Heiligen Land zurück. Der Hochmeister verlegte seinen Sitz zunächst nach Venedig und schließlich 1309 nach Preußen auf die nur in Teilen fertige Marienburg. Als Hauptsitz des Ordens erfuhr die Burg nun neben der Fertigstellung weitere bauliche Aufwertungen und Erweiterungen. Dies kommt insbesondere im Bau der Burgkirche zum Ausdruck. Nach der Eroberung durch Danziger und polnische Truppen 1457 wurde die Ordensburg ein Schloss des polnischen Königs. In Auseinandersetzungen mit Schweden im 17. Jh. nahm die Anlage schweren Schaden und verfiel in der Folge. Ab 1772 bis 1872 nutzte das preußische Militär das Gemäuer als Unterkunft und Lager.

Erst 1882 begannen schließlich umfangreiche Restaurierungsarbeiten unter der Leitung von Conrad Steinbrecht. Ganz im Geist des Historismus sollte die Marienburg als „Kaiserburg“ zu einem Zeugnis preußischer Geschichte werden. Steinbrecht kombinierte in 20-jähriger Arbeit vorhandene Substanz mit rekonstruierten und erfundenen Ergänzungen. Seine Entscheidungen basierten auf detaillierten Bauaufnahmen und gründlichen Analysen der ruinierten Anlage und ihrer Schwesterburgen in Preußen. Im Zweiten Weltkrieg erklärte die Wehrmacht die Marienburg zur Festung, was schwere Zerstörungen durch den Beschuss der sowjetischen Armee zur Folge hatte. Wieder war eine aufwendige Restaurierung erforderlich, für die die zeichnerischen und fotografischen Aufnahmen von Steinbrecht eine wichtige Grundlage bildeten.

Vf. erläutert die mittelalterlichen Bauphasen und belegt seine Ausführungen mit historischen wie auch mit aktuellen Plänen und Fotografien. In Zusammenhang mit der ersten Bauphase geht er auch ausführlich auf die Bauorganisation, den Baubetrieb und die Rolle der am Bau beteiligten Personen ein. Interessant und erhellend sind auch die stets vergleichenden Blicke auf Schwesterbauten in der Region.

Anhand stilistischer Vergleiche mit der Bauplastik der ca. 20 Jahre älteren Burg in Elbing legt Vf. die Ausführung der Marienburg durch die Elbinger Bauhütte nahe. Die Burgkirche der zweiten Bauphase weist deutliche Einflüsse der Marienkirchen in Marburg und Lübeck auf. Marburg war die „geistige Hauptstadt des Ordens“ und möglicherweise Herkunftsort der Elbinger Bauhütte. Der Orden war zudem strategischer Partner der Ostexpansion der Hanse und deren einziges nicht städtisches Mitglied. Er unterhielt in Lübeck eine Niederlassung.

Schon im Titel seines Buches betont Vf. die Form der Burg als „Rechtecktypus“. In der Tat war die Burg von Beginn an um einen Innenhof mit Kreuzgang angelegt. Nur die in der zweiten Bauphase hinzugefügte Burgkirche ragt aus dem Rechteck nach außen vor. In einem eigenen Abschnitt geht Vf. der Frage nach, welche Vorbilder zu dieser Konzeption für die preußischen Ordensbur-

gen geführt haben könnten. Mit allzu vielen Beispielen aus verschiedenen Regionen Europas von Böhmen über die Britischen Inseln, die Niederlande bis nach Sizilien zeigt er, dass eine kompakte rechteckige Anlage mit Innenhof damals zu den gängigen Lösungen für Burgen gehörte. Auch die auf einem exakten Quadrat aufgebauten Kaiserburgen auf Sizilien und in Apulien sowie das oktogonal geformte Castel del Monte Friedrichs II. werden als mögliche Vorbilder erläutert. In der Tat waren die Verbindungen des Ordens zum Kaiser, der ihn mit Privilegien ausstattete, ihm Besitz in Palästina übertrug und mit der Expansion nach Preußen beauftragte, eng. Würde man nun erwarten, dass Vf. anschließend die Parallelen der Marienburg zu den Vorbildern einordnet, so muss man noch 60 Seiten warten, bis er die Frage untersucht, wie sehr die Ordensburg den religiös begründeten Vorstellungen einer geometrischen Ordnung entspricht. Dazu legt er Quadrate über den Grundriss und über den Aufriss der Eingangsseite. Der Grundriss zeigt sowohl in den Außenabmessungen wie auch in der Form des Innenhofs deutliche Abweichungen vom Ideal eines Quadrates. Gleiches gilt für die Aufrisse. Es ist daher anzunehmen, dass eine geometrische Perfektion – sofern diese jemals Ziel war – vor den praktischen Anforderungen an eine Burg zurückstehen musste.

Neben der Baugeschichte und den Fragen der Typologie widmet sich Vf. auch intensiv der Technik und der Gestalt der Bauskulptur an diesem Backsteinbau. Diese umfasst auch figural geformte Keramikfriese und skulptierte Backsteine als Kapitelle. Vf. erklärt u. a., warum Backsteinskulpturen selten größer als zwei Backsteine werden konnten. Wenn man den großformatigen Vorbildern der Hausteingotik entsprechen wollte, so griff man in den steinarmen Regionen häufig auf Kunststein, hochgebrannten Gipsmörtel, zurück. Vf. erläutert diese Technik, mit der die großformatigen Figuren gefertigt wurden, die u. a. in der Burgkirche und an der Goldenen Pforte der Marienburg angebracht waren. Neben großen Skulpturen schufen die Bauleute mit dieser Technik auch Schlusssteine, Konsolen und großformatiges Maßwerk für die Ordensburg.

Das Buch liest sich flüssig und interessant. Es ist reich mit farbigen Abbildungen versehen, besitzt umfassende Quellenangaben sowie ein Personen- und Ortsregister. Einziger Kritikpunkt ist die Gliederung der Inhalte. So werden die Techniken der Bauplastik, die Frage der geometrischen Grundkonzeption und möglicher theologischer Bezüge auf verschiedene Kapitel verteilt. Die Ausführungen zu möglichen typologischen Vorbildern sind zu ausführlich und bleiben ohne den entsprechenden Erkenntnisgewinn. Trotz dieser Kritik kann man feststellen: Wer sich intensiver mit der Marienburg, deren Baugeschichte, Gestaltung und Bautechnik beschäftigen möchte, ist mit diesem Buch gut ausgestattet. Gleichzeitig erhält der Leser eine Einführung in die Kulturlandschaft der Burgen des Deutschen Ordens im heutigen Polen und im Baltikum.

Joachim P. Heisel

Birgit Holst und Wolfgang Lutz, *Die Architektur des Nordens. Die Hansestädte Kiel, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald und Wolgast* (Berlin 2021, Hendrik Bäßler Verlag, 176 S., zahlr. farb. Abb., 7 Stadtpläne). – Der Titel stellt eine große Übersicht über die „Architektur des Nordens“ in Aussicht. Doch gibt es diese? Was ist „der Norden“? Schon der Untertitel schränkt das Thema wieder ein, indem er die Städte benennt, deren Architektur das Buch dem Leser näherbringen will: Die Hansestädte an der heutigen deutschen Ostseeküste. Die Bibliothekarin Birgit Holst und der Chemiker Wolfgang Lutz legen mit dem kleinen Band einen Reiseführer vor, der interessierte Laien, mit diesen Städten vertraut machen und zu den wichtigsten baulichen Sehenswürdigkeiten führen will.

Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte der Hanse werden die Städte von Westen nach Osten, also von Kiel bis Wolgast, der Reihe nach vorgestellt. Dies geschieht jeweils in Form eines kurzen Stadtporträts, dem ein Rundgang durch die Innenstadt zu ausgewählten Sehenswürdigkeiten folgt. Ein Stadtplan mit den darin markierten Objekten und farbige Abbildungen bereiten den Leser auf den Besuch vor.

Leider sind die Texte von zu vielen Fehlern, ungenauen, irreführenden oder sich widersprechenden Aussagen geprägt, die z. T. schon durch kritisches Korrekturlesen zu vermeiden gewesen wären. Auf Seite 7 wird z. B. die Gründung Lübecks auf 1157 datiert, auf Seite 31 erfährt der Leser, dass die Stadt 1143 gegründet wurde und 1157 niederbrannte. Die Braunstraße geht gem. Seite 48 „auf die Neugründung von 1159 zurück“. Der aufmerksame Leser bleibt verwirrt zurück. 1138 wurde zudem nicht die Burg Bucu „aufgegeben“, sondern Alt-Lübeck zerstört, das auch nicht „an der gleichen Stelle“ von Adolf II. neu errichtet wurde. Die Stadtgründungen der Hansestädte verliefen nach Vf. „stets nah demselben Schema: Um einen neuen Marktflecken mit Kirche und Rathaus errichteten die hinzugezogenen Kaufleute Häuser mit Zulassung durch den Grundherrn“ (9). Sicher standen Markt und Rathaus nicht vor der Ansiedlung von Kaufleuten. Was ist mit „Zulassung“ gemeint? Die Pfarrkirchen Lübecks wurden angeblich von „bürgerlichen Gilden“ errichtet (10). Das ist nicht belegbar. Auch sprachlich gibt es Unschärfen: So liegen die Koggen-Nachbauten anstatt an einer Pier in den Städten „vor Anker“. Von Kiel heißt es, mit Ausnahme der Nikolaikirche gebe es keine Zeugnisse „mittelalterlicher Kultur“ mehr – gemeint ist vermutlich Baukultur. Auf Seite 22 wird dann jedoch das Franziskanerkloster vorgestellt. Auch liegt die Altstadt Kiels nicht an der Hörn, sondern etwas nördlicher. Zudem ist deren Lage nicht dadurch zu erklären, dass nur dort „freies Siedlungsgebiet“ (15) war, sondern weil hier eine leicht zu sichernde Halbinsel am Ende einer Förde lag. Von Lübeck heißt es auf Seite 31: „Südlich der Altstadt wurde das Wasser sowohl für die Schifffahrt als auch die Stadtverteidigung aufgeteilt und umgeleitet, so

dass die historische Altstadt auf einer Insel zu liegen kam.“ Hier ist wohl der Bau des Elbe-Lübeck-Kanals gemeint, der 1900 fertiggestellt wurde. Ohne Wissen um die Wakenitz, die bis dahin im Osten die Stadt umfloss, muss der Leser davon ausgehen, dass die Stadt bis dahin in diesem Bereich an Land angebunden war. Auch gehen die Gänge nicht nur von den Gruben ab (47), zudem ist es unrichtig, dass die meisten Wohngebäude der Kaufleute auf das ausgehende 17. Jh. bis zur Mitte des 19. Jh.s zurückgehen (48). Sie sind im Kern häufig deutlich älter.

Hinzu kommen kleinere Fehler, so heißt es, alle Städte – auch Kiel – hätten ein H im Autokennzeichen (6). Aus dem Stadtteil Genin wird ein Gemin (31), aus der Mengstraße eine Mengestraße (54) und die Abbildung des Mittelschiffs der Petrikirche – im Buch Langschiff genannt – zeigt die Marienkirche (53). Beide sind kaum zu verwechseln.

Nach der Lektüre der Abschnitte zu Kiel und Lübeck war das Vertrauen in die Verlässlichkeit der Aussagen deutlich erschüttert, sodass auf eine weitere Verifizierung der Aussagen zu den übrigen Städten verzichtet wurde. Doch auch bei der weiteren Lektüre sind manche Aussagen auffällig und wären mit leichter Recherche zu korrigieren gewesen: So ist z. B. der Quistorp-Bau in Greifswald nicht von David-Caspar-Friedrich entworfen (152), sondern von dessen Lehrer, Maler und Architekten Johann Gottfried Quistorp.

Das Buch hätte durch eine Konzentration auf das bauliche Erbe der Hansezeit und mit fachlicher Korrektheit eine Lücke schließen und sich von anderen Reiseführern der Ostseeküste absetzen können. Die Frage, was „Architektur des Nordens“ ist, bleibt unbeantwortet. So lassen Vff. zwei Dinge deutlich werden: 1. Es ist für Laien kaum möglich, ein solch breites Themenfeld mit seiner Komplexität für Laien korrekt aufzubereiten. So überrascht es nicht, dass die Literaturliste für sieben Hansestädte nur 23 Quellen plus Wikipedia aufführt und zudem häufig ältere Titel und einfache Reiseführer nennt. 2. Wissenschaftler sollten sich nicht zu schade sein, auch Bücher für ein breites Publikum – auch Reiseführer – zu erarbeiten. Oliver Auge und seine Mitautorinnen und -autoren haben dies mit ihrem Kulturführer zu den Klöstern Vorpommerns vorgeführt. Ein fundierter Führer „Architektur der Hansezeit – Die deutschen Ostseestädte“ fehlt weiterhin.

Joachim P. Heisel

Rüdiger Marco Booz, *Kölner Dom. Die vollkommene Kathedrale* (Petersberg 2022, Michael Imhof Verlag, 281 S., zahlr. farb. Abb. und Pläne). – Wenn es um Kunst und Kultur der Hansestädte geht, denken die meisten spontan an Städte im Ostseeraum, nicht an Köln. Dabei war die Stadt am Rhein die größte und wirtschaftlich stärkste der Hansestädte. Ihre Kunst und Architektur waren zudem in vielen Bereichen Vorbildlich für andere Städte im Bund. Dies gilt nicht zuletzt für den Dom. Über die große gotische Kathedrale sind viele

Aufsätze und Bücher geschrieben worden. Die Fachliteratur dazu füllt Regale und die Zahl der Bücher für Laien ist ebenfalls beachtlich. Vf. hat dem eine weitere Monografie hinzugefügt. In zwölf Kapiteln wird die Geschichte des Kölner Doms von 1164 bis heute erläutert. Für wen ist diese Veröffentlichung von Interesse?

Schon bei der ersten Durchsicht des Bandes wird deutlich: Dies ist keine Darstellung, die sich in die kunsthistorische Fachliteratur einreihen will. Vf. ist Historiker und schreibt in einem eher journalistischen Stil. Dabei werden Ereignisse und Personen gerne interpretiert und ausgemalt, um sie für den Leser interessanter zu machen. Beispiel: „Der Mord erschüttert das Erzstift“, schreibt Vf. zum gewaltsamen Tod des Erzbischofs Engelbert 1225 (31). Über das Vorstellungsgespräch des ersten Baumeisters erfährt man: „Gerhard ist in seinen Ausführungen vor dem Kapitel lebhaft, fantasievoll und absolut überzeugend.“ (32) Darüber gibt es keine Quellen. Es handelt sich um reine Spekulation. Auf Seite 42 liest man: „Zur Vorbereitung des Termins hat Meister Gerhard die Kathedralen in Nordfrankreich bereist – oder vielmehr ihre Baustellen.“ Zwar sind die Einflüsse aus Frankreich unübersehbar, welche Wege diese jedoch nach Köln genommen haben und welche Vorerfahrungen Meister Gerhard besaß, ist Gegenstand von mehr oder weniger gut begründeten Mutmaßungen. Auch wenn sich das Buch anscheinend v. a. an interessierte Laien richtet, ist es nicht erforderlich, Vermutungen als Tatsachen zu präsentieren und damit bei Lesern ein irreführendes Bild unseres Wissens über die Geschichte dieses Leitbauwerks der Gotik in Deutschland und über historische Personen zu erzeugen. Zwölf Seiten klein gedruckte Literaturliste können nicht ausgleichen, dass man Vf.s Ausführungen stets mit der Frage im Hinterkopf lesen muss, ob diese nun Vermutungen oder belegte Fakten sind.

Dabei hat das Buch auch seine Stärken: Da sind zum Einen der flüssige Schreibstil und die klare, übersichtliche Gliederung. Zu jedem der zwölf Zeitabschnitte werden die Baugeschichte, die zeitgenössische Ausstattung des Gotteshauses, das geschichtliche Umfeld und die wichtigsten Personen beschrieben und meist auch in besonderen Einschüben näher vorgestellt. Der zweite Pluspunkt ist die reiche, farbige Bebilderung, für die die Domfotografen Rainer Gaertner und Klaus Maximilian Gierden Architekturfotografien höchster Qualität beisteuerten und die durch das große Format und den hochwertigen Druck ihre Magie entfalten können. Hinzu kommen historische Darstellungen und Fotografien des Doms.

Trotz der genannten Schwächen ist die Darstellung der Bau- und Kunstgeschichte des Doms nicht grundsätzlich falsch. An vielen Stellen weist Vf. zudem auf unterschiedliche Positionen von Bauforschern und offene Fragen hin – was die Lektüre keineswegs uninteressanter macht. Das Buch ist jedoch weniger für Fachbibliotheken geeignet als für den heimischen Büchertisch.

Rz. muss zugeben, dass die Art der Aufbereitung des Stoffs mit ihren kurzen Kapiteln, großzügigen Bildern und Kurzartikeln zu Personen und Sonderthemen durchaus interessant und anregend zu lesen war. Es ist ein Genussbuch, in dem man blättern und lesend der Faszination gotischer Architektur und Kunst erliegen könnte – bliebe da nicht die Frage im Hinterkopf.

Dieses eher feuilletonistische Konzept mit *human touch* wünschte man auch anderen Sachbüchern, die eine breitere Leserschaft erreichen wollen. Es funktioniert mit Sicherheit auch bei einer Differenzierung zwischen Wissen und Vermutung.

Joachim P. Heisel

Julia Noll, *Zwischen Selbstdarstellung und Seelenrettung. Glasmalerei und ihre Stifter in Köln im 14. bis 16. Jahrhundert* (Studien und Texte zur Geistes- und Sozialgeschichte des Mittelalters, Bd. 15, Affalterbach 2024, Didymos-Verlag, 334 S., Personen- und Ortsreg.), nimmt mit Glasfensterstiftungen eine sehr exklusive, weil durch die reine Fensterzahl klar begrenzte, Sonderform von Stiftungen in den Blick, die gerade im spätmittelalterlichen Köln, Metropole und zudem Zentrum der Glasmalerei, gut belegt ist. Auf der Basis v. a. von Wohltäterverzeichnissen und chronikalischen Zeugnissen werden derartige Stiftungen für *Das Kanonikerstift St. Maria ad Gradus* (19 Stiftungen, 43–87), *Das Kartäuserkloster St. Barbara* (21 Stiftungen, 88–153) und *Die Pfarrkirche St. Jakob* (32 Stiftungen, 153–214) zunächst im Detail rekonstruiert, um auf dieser Basis Stiftungsmotive (215–244) und das soziale Profil der Stifter (245–271) zu analysieren und den Typus der Glasmalereistiftung im mittelalterlichen Stiftungswesen zu verorten (272–286). Die Arbeit verbindet somit Stiftungs- und Sozialgeschichte und wählt dafür bewusst drei bestiftete Kirchen unterschiedlicher Organisation und Struktur, um ein möglichst breites Spektrum an Stiftern in den Blick zu bekommen und die Stiftungsmotive auch institutionenbezogen untersuchen zu können. Dabei erweisen sich für St. Maria ad Gradus, einem der weniger bedeutenden Kölner Kanonikerstifte, in erster Linie personelle Verbindungen als zentrales Stiftungsmotiv, während das hoch angesehene Kartäuserkloster St. Barbara als gleichermaßen frommer wie prestigeträchtiger Ort Stifter anzog, die der (Kaufmanns-)Elite angehörten. Bei der Pfarrkirche St. Jakob gehen Stiftungen häufig auf Amtsträger an dieser Einrichtung zurück oder auf Personen, deren Wohnort in unmittelbarer Nähe zur Kirche lag und die sich teils auch eine Bestattung in „ihrer“ Kirche wünschten. Darüber hinaus zeigt Vf.in aber auch die Beziehungen zwischen einzelnen Stiftern auf (229–244); dabei wird an Fällen wie *Johann von der Beke und Tideman Lemberg* (234 f.), *Gerwin von Breckervelde und Sigebodo Bersword* (235 ff.), *Jakob von Brügge und Johann Rinck* (237) besonders deutlich, dass Handelskontakte und -partnerschaften die Entscheidung für eine Glasfensterstiftung häufig befördert haben. Insgesamt

stellen zu Wohlstand gekommene Kaufleute einen beträchtlichen Anteil in der großen Gruppe bürgerlicher Stifter, gefolgt von Klerikern und Adeligen. Die Motive der Stifterinnen und Stifter sind dabei je individuell zu bestimmen und setzen sich aus unterschiedlichen Bausteinen, z. B. Jenseitsfürsorge, Repräsentationsbedürfnis, räumliche Bindung, zusammen. Es ist das zentrale Verdienst dieser Studie, nicht nur einzelne Stifterpersönlichkeiten, sondern unterschiedliche Stifterkreise mit je spezifischen Motivlagen aufgeschlüsselt und dazu die Glasmalereistiftungen der drei betrachteten Kirchen erstmals vollständig aufgearbeitet und zusammengestellt zu haben. S. N.

Anja Rasche und Nils Jörn, „*Das Wunder von Wismar*“. *Der Wiederaufbau der St. Georgenkirche 1990–2010* (Schriftenreihe der „Freunde und Förderer des Archivs der Hansestadt Wismar e. V.“, Bd. 21, Wismar 2023, callidus. Verlag, 330 S., 228 Abb.). – Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte Wismar grauenvolle Schicksalsmomente: In der Nacht vom 14. auf den 15. April 1945 zerstörte ein Fliegerangriff der Royal Air Force einen beträchtlichen Teil der wertvollen Bausubstanz der Hansestadt. Auch die imposante Georgenkirche wurde von zwei Luftminen getroffen und ging in Flammen auf. Zurück blieb eine riesige Ruine – eine von vielen Wunden in der bis dahin so eindrucksvollen historischen Altstadt. Trotz der politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen – der Nöte der Nachkriegszeit, der deutschen Teilung, des kirchenfeindlichen Regimes der DDR und des allgemein herrschenden Mangels – entstanden schon kurz nach der Zerstörung Pläne zum Wiederaufbau der Kirche. Auch in den folgenden Jahrzehnten, als man sich für die Sprengung der ebenfalls kriegsbeschädigten, jedoch in weiten Teilen noch intakten Marienkirche entschied, hielt man an den Vorstellungen für St. Georgen fest. Konkrete Schritte erfolgten jedoch nicht; unter den Bedingungen der Planwirtschaft und angesichts anderer Prioritäten blieb die gewaltige Ruine dem allmählichen Verfall preisgegeben. Erst mit dem politischen Umbruch in Deutschland kam überraschend die entscheidende Wende: Als bei einem nächtlichen Orkan im Januar 1990 der mächtige Nordhausgiebel einstürzte und zwei benachbarte Wohnhäuser zerstörte, rückte die Georgenkirche schlagartig ins bundesweite Bewusstsein. Plötzlich war allen klar, dass akuter Handlungsbedarf bestand. Trotz der politisch brisanten Lage, der wirtschaftlichen Unsicherheit und der Existenzängste, die den Umbruchprozess begleiteten, begann man in Wismar noch vor der Wiedervereinigung ohne langes Zögern und in enger Zusammenarbeit zwischen Ost und West mit Sicherungsmaßnahmen. Aus diesen zunächst provisorischen Eingriffen entwickelte sich in den folgenden zehn Jahren ein unerwartet großer Erfolg: der vollständige und qualitätsvolle Wiederaufbau des imposanten Gotteshauses. Diesem „Wunder von Wismar“ ist die Publikation von Dr. Anja Rasche und

Dr. Nils Jörn gewidmet. Ihr überaus reich bebildeter Band dokumentiert nicht nur die Nachkriegsgeschichte der Georgenkirche, die langwierigen Diskussionen um ihren Wiederaufbau, den Verfall und schließlich die Restaurierung nach 1990, sondern widmet sich auch der zeitgenössischen Wahrnehmung in Wismar, im übrigen Deutschland und in der Presse. Das aus zahlreichen Arbeiten zur Geschichte der Hansestadt bekannte Autorenteam knüpft damit an sein 2022 erschienenes, ebenso informatives wie üppig bebildertes Buch über das Gotische Viertel in Wismar an (*Wismars verlorene Mitte – das Gotische Viertel. Bedeutung – Zerstörung – Mythos*, Wismar 2022, callidus. Verlag). Beide Bände gehen auf Ausstellungen zurück, in deren Rahmen die bis dahin weitgehend unbekannt, reichen Bildbestände des Archivs der Hansestadt Wismar erstmals umfassend der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

Den Untersuchungszeitraum der Publikation haben Vff. bewusst auf die Jahre 1945 bis 2010 begrenzt. Der Geschichte St. Georgens bis 1945 sowie seiner historischen Ausstattung wollen sie sich in einer weiteren Publikation der Schriftenreihe widmen. Im Mittelpunkt dieses Bandes stehen daher die Fragen, wie es letztlich zur Umsetzung der ambitionierten Vision eines Wiederaufbaus kam, wer die zentralen Akteure waren und welche Faktoren die Realisierung förderten bzw. behinderten. Zudem werden die heutige Funktion der Georgenkirche und ihre künftige Nutzung in den Blick genommen. Nach dem Willen der Vff. soll das Buch „als konstruktiver Beitrag für die zukünftige Diskussion und die Erarbeitung gemeinsamer Lösungen verstanden werden“ (9).

Der Band gliedert sich in zwei Hauptteile: Der erste, aus drei Kapiteln bestehende analytische Teil (Kap. 1–3, 132 S.) dokumentiert quellenbasiert und faktenorientiert die Schicksale der Georgenkirche seit 1945, die Debatten um ihren Wiederaufbau in der DDR sowie die Sicherung und Restaurierung ab 1990. Der zweite, in seinem Umfang noch umfangreichere Teil (Kap. 4–5, 174 S.) erweitert den Blick durch Zeitzeugeninterviews und zeitgenössische Pressestimmen und macht so die Vielfalt der damaligen Meinungen sichtbar. Den Abschluss bildet ein Ausblick (Kap. 6, 16 S.), in dem denkmalpflegerische Fragen, Aspekte der weiteren Nutzung der Georgenkirche und die Präsentation der ehemaligen Ausstattung thematisiert werden.

Im ersten Hauptteil werden die Entwicklungen auf Grundlage schriftlicher Quellen und Dokumente nachgezeichnet. Kapitel 1 behandelt die Jahre 1945 bis 1990: die während des Krieges getroffenen Maßnahmen zum Kulturgutschutz, die Zerstörung, erste – letztlich erfolglose – Wiederaufbauversuche und den fortschreitenden Verfall. Eine tabellarische Chronik am Ende erleichtert den Überblick. Kapitel 2 widmet sich dem entscheidenden Wendepunkt – dem Einsturz des Nordquerhausgiebels im Januar 1990 und den daraus folgenden Aktivitäten sowie den „Akteuren der ersten Stunde“. Kapitel 3 schließlich

dokumentiert den Wiederaufbau zwischen 1990 und 2010 in all seinen Facetten: von den Sicherungsmaßnahmen und Bauschadensuntersuchungen über Planung und Durchführung bis hin zu begleitenden Veranstaltungen, Öffentlichkeitsarbeit und den zu bewältigenden Herausforderungen. Abgeschlossen wird das Kapitel mit einer Darstellung der Jubiläumsfeierlichkeiten zum 20. Jahrestag sowie zur neuen Nutzung der Kirche; eine tabellarische Übersicht fasst die Ereignisse zusammen.

Damit bietet der erste Teil des Buches einen fundierten Einblick in die Geschichte des Wiederaufbaus. Die Darstellung ist bewusst knapp gehalten und lässt viel Raum für das historische Bildmaterial, das in großformatigen, qualitätsvollen Reproduktionen präsentiert wird. Gerade diese umfangreiche Bebilderung ist ein besonderer Vorzug des Bandes: Sie macht ihn sowohl zu einem wichtigen Forschungsbeitrag für die Wissenschaft als auch zu einer anschaulichen Quelle für ein breiteres Publikum. In diesem Zusammenhang ist auch der Verzicht auf einen Fußnotenapparat nachvollziehbar. Bedauerlich bleibt allerdings, dass die genutzten Schriftquellen nicht detaillierter nachgewiesen werden: Archivangaben oder Signaturen fehlen, obwohl sie im Fließtext in Kurzform und in einem Quellenverzeichnis am Ende hätten angegeben werden können. Zwar verweisen Vff. in der Einleitung auf die Bestände des Archivs der Stadt Wismar, ergänzt durch Nachlässe und Materialien anderer Institutionen wie der Deutschen Stiftung Denkmalschutz oder des Landesamtes für Denkmalpflege, doch bleibt der konkrete Aufbewahrungsort der zitierten Dokumente unklar.

Als Gegenstück zur sachlichen Darstellung der Ereignisse enthält der zweite Hauptteil subjektive, persönliche und wertende Stimmen zur Bedeutung des Wiederaufbaus und zur neuen Nutzung der Georgenkirche. Die 21 sehr unterschiedlich langen Zeitzeugeninterviews lassen Erwartungen, Sichtweisen und Wünsche verschiedener Gruppen lebendig werden. Der Kreis der Befragten reicht von prominenten Vertretern maßgeblicher Institutionen über Fördervereine bis hin zu Wismarer Bürgern unterschiedlichen Alters, die den Prozess – teils begeistert, teils kritisch – miterlebten. Auch wenn die Auswahl der Interviews zunächst willkürlich erscheinen mag, liefert jeder Beitrag wertvolle Informationen, die die sachliche Darstellung der ersten Kapitel facettenreich ergänzen. So veranschaulichen die Erinnerungen der damaligen Bürgermeisterin die zu überwindenden Widrigkeiten, die Schilderungen eines Lübecker Fördervereins belegen das Interesse „des Westens“ und die Kindheitserinnerungen älterer Zeitzeugen zeigen, wie die Kirchenruine als Spielstätte im Alltagsleben präsent war. Besonders aufschlussreich sind auch die Ausführungen des Pastors der St.-Georgen-Gemeinde, die u. a. die Frage der (nie offiziell erfolgten) Entwidmung berühren – ein Aspekt von zentraler Bedeutung für die heutige Diskussion um eine angemessene Nutzung des Bauwerks.

Hervorzuheben ist schließlich die tabellarische Zusammenstellung von Pressemitteilungen zum Wiederaufbau aus fast 50 ost- und westdeutschen Zeitungen und Zeitschriften zwischen 1990 und 2010. Ergänzend sind 24 Artikel im Originallayout abgedruckt, die einen unmittelbaren Eindruck der zeitgenössischen medialen Wahrnehmung vermitteln. Die Pressestimmen dokumentieren nicht nur die bundesweite Resonanz auf das „Wunder von Wismar“, sondern spiegeln zugleich das gesamtdeutsche Engagement wider und veranschaulichen damit eine wichtige Facette des deutsch-deutschen Zusammenwachsens in den 1990er und 2000er Jahren.

Gerade diese Mischung aus analytischer, quellenbasierter Darstellung und der Einbeziehung persönlicher und medialer Perspektiven verleiht dem Band eine bemerkenswerte Ausgewogenheit. Sie macht ihn zugleich zu einer fundierten wissenschaftlichen Dokumentation und zu einem lebendigen Geschichtsbuch, das die emotionale Dimension des Wiederaufbaus eindrucksvoll erfahrbar werden lässt.

Agnieszka Lindenhayn-Fiedorowicz

Wolfgang Fehlberg, Jürgen Hamel, Fedor Mitschke und Günther Oestmann (Hgg.), *550 Jahre Astronomische Uhr Rostock. VII. Internationales Symposium in Rostock, 28. bis 30. Oktober 2022* (Leipzig 2023, Akademische Verlagsanstalt, 387 S., zahlr. Farb- und s/w-Abb.). – Aus dem Jahre 1472 stammt die beeindruckende Astronomische Uhr in der Rostocker Marienkirche, die im Jahre 2022 Gegenstand einer internationalen Tagung mit Teilnehmern aus Deutschland, Polen, der Schweiz und Tschechien war. Interessant ist das Spektrum der Fächer, die sich hier versammelten, ergriffen doch neben Historikern und Kunsthistorikern auch Architekten, Astronomen, Astrophysiker, Bauforscher, Computerspezialisten, Denkmalpfleger, Elektrotechniker, Journalisten, Kulturwissenschaftler, Mediziner, Physiker, Restauratoren, Theologen und Umweltwissenschaftler das Wort und näherten sich dem 550 Jahre alten technischen Meisterwerk mit den verschiedensten Fragestellungen an. Beeindruckend ist neben diesem breiten Fächerkanon auch der sehr gelungene, ungewöhnliche Mix der Generationen mit Autorinnen und Autoren, die zwischen 1928 und 1997 geboren sind und sich der Uhr alle auf spezifische Weise annähern.

Der Band liefert eine wirklich umfassende Dokumentation der Tagung. Er umfasst neben den Grußworten auch Anmoderationen und Übergänge, die Lust auf die eigentlichen Beiträge machen. So berichtete der Uhrmachermeister Helmut Langner aus Schwaan über die mit zahlreichen Abbildungen gut dokumentierte Restaurierung des Hauptwerkes (43–62), der Jüngste im Referentenfeld Julian Landgraf zeigt mit seiner Bachelorarbeit, wie die Phänomene um die Uhr mit modernen Mitteln für eine breite Masse der Besucher dargestellt werden können (63–90). Geradezu philosophisch wird

Sabine Bock, wenn sie danach fragt, wie gut die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes die Breite der menschlichen Kulturleistungen repräsentiert und natürlich Argumente für die Aufnahme der Uhr in diese Liste liefert (93–100). Unterstützt wird sie dabei in eigenen Beiträgen von Jörg Haspel, Michael Schmidt, Fedor Mitschke und Wolfgang Fehlberg sowie Ramona Dornbusch. Fedor Mitschke (101–118) schildert seine Erfahrungen bei der Stellung dieses Antrags und stellt eine eigene populärwissenschaftliche Publikation zur Geschichte der Uhr vor. Es folgen mit den Uhren im Straßburger Münster (119–146), in der Stralsunder Nikolaikirche (147–172), im Dom zu Münster (173–186), am Zytglogge in Bern (187–210), am Prager Rathaus (211–254) und in der Danziger Marienkirche (255–264) vergleichende Studien, bevor der Rostocker Mediävist Marc von der Höh die Uhr in den Kontext der spätmittelalterlichen Frömmigkeitsgeschichte stellt (273–298). Ähnlich argumentiert der Technikhistoriker Gerhard Dohrn van Rossum, der den Platz der mechanischen Uhren in der Geschichte des modernen Zeitbewusstseins erklärt (331–346).

Auf diese Weise wird auch deutlich, warum ein Antrag auf Aufnahme in das Weltkulturerbe gestellt werden soll. Der Band ist dafür trotz redaktioneller Schwächen, die sicher auch mit der Kürze der Zeit zwischen Tagung und Publikation zu begründen sind, eine hervorragende Grundlage. Der wichtige Beitrag von Tilo Schöfbeck, der die Uhr dendrochronologisch datiert und sie bauhistorisch untersucht hat, konnte offenbar auch wegen dieses strikten Zeitregimes nicht mit in die Dokumentation einfließen. Immerhin wird aber ein E-Mail-Kontakt zum Autor angeboten, um dort den Vortrag abzurufen. Alles in allem eine sehr moderne Form einer Tagungsdokumentation. Die Beiträge zeigen, dass zu den astronomischen Uhren noch längst nicht alles gesagt ist. Insofern darf man sich nach der VII. auf die VIII. und viele weitere internationale Tagungen freuen. Vielleicht gibt es auf späteren Tagungen auch die Gelegenheit, die astronomischen Uhren in den Hansestädten einmal vergleichend darzustellen. Ein guter Anfang ist mit diesem Band gemacht worden. *N. J.*

Musik aus dem alten Magdeburg. Dressler–Schröter–Weißensee–Grimm–Siebenhaar (Musik der Hansestädte, Vol. 3, Georgsmarienhütte 2025). – Manfred Cordes hat die dritte CD in seiner sehr schönen Reihe der Musik der Hansestädte vorgelegt. Nach dem alten Stralsund und dem alten Danzig, deren musikalische Spuren er sorgfältig gesammelt und ausgewertet hat mit seinem Ensemble junger Musiker aus ganz Europa, begibt er sich nun mit uns ins alte Magdeburg, bis zu seiner Zerstörung durch kaiserliche Truppen im Jahre 1631 eine der größten und reichsten Hanse- und Reichsstädte überhaupt. Auch rechtlich stand Magdeburg mit seinem sehr erfolgreichen Schöppenstuhl, an den sich hunderte Städte wandten, die nach Magdeburger Recht lebten,

mit dem immer wieder als Haupt der Hanse bezeichneten Lübeck auf einer Stufe – vielleicht stand es angesichts der Verbreitung seines Rechtskreises sogar über der Travestadt. Albrecht von Brandenburg, der macht- und prachtliebende Renaissancefürst, Erzbischof von Magdeburg und Mainz und als letzterer auch Kurfürst, war mit seinem schwungvollen Ablasshandel der direkte Auslöser für Luthers Thesenanschlag. Begleitet von mehreren Predigten Luthers führte der Magdeburger Rat bereits 1524 die Reformation ein. Luthers Vertrauter Nikolaus von Amsdorf wurde im selben Jahr erster Superintendent Magdeburgs, ebenfalls 1524 wurde mit dem Altstädtischen Gymnasium eine der ersten protestantisch-humanistischen Lehrinrichtungen überhaupt gegründet. Musik spielte hier immer eine hervorragende Rolle, Luther schätzte sie als „Gabe und Geschenk Gottes“ und war davon überzeugt, dass das „Evangelium auch durch die Musik“ gepredigt werden könne. Das Magdeburger Kantorat wurde eines der angesehensten im Alten Reich, die Kantoren sind seit der Reformation namentlich bekannt, ihre Werke wurden teilweise im Druck überliefert, da sie so die maximale Aufmerksamkeit und Verbreitung weit über Magdeburg hinaus erreichen konnten.

Cordes hat aus dieser reichen Überlieferung mit sicherer Hand Kompositionen von sieben Kantoren ausgewählt, in dem beiliegenden Heftchen werden uns der erste Kantor am Altstädtischen Gymnasium Martin Agricola aus Schwiebus, der Organist am Dom Wolf Heinz, Gallus Dressler aus Nebra als Nachfolger von Agricola, Leonhard Schröter als Freund und Nachfolger Dresslers an der Altstädtischen Schule, die zu diesem Zeitpunkt 1.600 Schüler hatte, der Thüringer Friedrich Weißensee, der um 1600 in Magdeburg wirkte, Heinrich Grimm aus Holzminden, ab 1617 in Magdeburg, und Malachias Siebenhaar aus Böhmen, der seit 1644 am Dom war, kurz biografisch vorgestellt. Mit jedem von ihnen werden einschneidende Ereignisse verbunden, so mit Grimm die Einäscherung der Stadt durch die kaiserlichen Truppen und mit Siebenhaar der vorsichtige Wiederaufbau der Stadt und ihres geistlichen Lebens. Trotz dieser Katastrophe komponierte er bis zu seinem Lebensende im Jahre 1684 acht- bis zehnstimmige Motetten, bereits am 15. Dezember 1644 wurde in der Ruine der Ratskirche St. Johannis eine hölzerne Behelfskirche eingerichtet, in der eine Motette für zwei vierstimmige Chöre mit dem Titel „Der löblichen Uralten Stadt Magdeburgk hellklingender Freudenschall“ uraufgeführt wurde. Auf diese Weise wurde dafür gesorgt, dass die Musikausbildung und -aufführung am Gymnasium und an den Kirchen nicht abbrach, sondern Komponisten wie Johann Theile oder Georg Philipp Telemann hier zu Komponisten ausgebildet wurden. Die lange Geschichte dieser humanistischen Bildungseinrichtung endete 1798 erst mit der Umwandlung in eine Bürgerschule. Diese Entwicklung wird im Begleitheft ebenso knapp wie kundig von Ralph Jürgen Reipsch vorgestellt.

Weitere Texte des Begleitheftes führen in die noch kurze Geschichte des erst 2019 gegründeten Europäischen Hanse-Ensembles ein, das allerdings bereits auf beachtliche Erfolge zurückblicken kann. Die jährlich im September stattfindenden Meisterkurse finden Anklang bei Studenten aus Basel, Bremen, Den Haag, Leipzig, London und Wien, die sich auf Renaissance- oder Barockgesang und Instrumente wie die Barockvioline, den Zink, die Viola da gamba oder die Barockposaune spezialisiert haben. Im Europäischen Hanse-Ensemble erarbeiten sie gemeinsam Werke des 16. und 17. Jh.s, die aus Hansestädten überliefert sind. Stralsund, Lübeck, Danzig und nun auch Magdeburg profitierten bereits von dieser Auseinandersetzung mit dem Material, zahlreiche andere Orte durften Aufführungen des Ensembles erleben. Der Hansische Geschichtsverein schätzt sich glücklich, dass Konzerte des Ensembles mehrfach die Hansischen Pflingsttagungen bereichert haben. Die mit 16 Stücken interessant und qualitativ voll bespielte CD dokumentiert den Konzertjahrgang 2025 und macht Lust darauf, die kleine Sammlung alter Musik, die sehr zu Recht vom Deutschlandfunk Kultur gefördert wird, immer wieder anzuhören und zu erweitern. Besonders freut man sich auf weitere Entdeckungen in dieser verdienstvollen Reihe und wünscht dem Ensemble unter seinem verdienten Leiter noch viele schöne Jahre!

N. J.

Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Regionen

Bearbeitet von *Nils Jörn, Sarah Neumann* und *Ortwin Pelc*

RHEINLAND/WESTFALEN. *Nordrheinisches Klosterbuch. Lexikon der Stifte und Klöster bis 1815, Teil 3: Köln*, hg. von Manfred Groten, Georg Mölich, Gisela Muschiol und Joachim Oepen (Studien zur Kölner Kirchengeschichte 37,3, Siegburg 2022, Verlag Franz Schmitt, 757 S., 3 Ktn.). – Der dritte Band des Grundlagenwerks *Nordrheinisches Klosterbuch* stellt ein für die Kölner Stadt- und die rheinische Landesgeschichte unverzichtbares Referenzwerk dar, dessen Umfang bereits die enorme Bandbreite geistlicher Institutionen in Köln vor Augen führt. Insgesamt 75 solcher Einrichtungen werden in umfangreichen Artikeln, für die 40 Autorinnen und Autoren verantwortlich zeichnen, nach dem bewährten Kategorienschema des Grundlagenwerks erschlossen. Berücksichtigung finden dabei u. a. Lage, (Bau-)Geschichte und Ausstattung, Bildung und Caritas, aber auch Besitzverhältnisse und wirtschaftliche Aktivitäten.

Dies ermöglicht nicht nur detaillierte Einzelbeobachtungen, sondern in der systematischen Zusammenschau auch weiterführende Erkenntnisse, z. B.

zur Verbindung zwischen stadtkölnischen Führungsgruppen und geistlichen Einrichtungen, zu deren Anteil am Stadtgebiet, zur Dimension geistlichen Wirtschaftshandelns oder auch zur Bedeutung von Klöstern für die katholische Reform. Lage und Verbreitung der Einrichtungen im Stadtgebiet lassen sich in der Gesamtschau zudem anhand der dem Band im Anhang beigegebenen Karten – eine Reproduktion des Reinhardt-Plans von 1753 sowie je eine Karte zu Stifte, Klöster und Pfarreien in Köln bis 1802 bzw. nach 1802 – nachvollziehen. Den Artikeln zu den einzelnen Einrichtungen vorgeschaltet ist eine hilfreiche *Einleitung* (11–25), die die Entwicklungslinien der kölnischen Stifts- und Klostersgeschichte sowie deren maßgebliche Akteure nachzeichnet sowie die methodischen Prämissen und überlieferungsgeschichtlichen Herausforderungen für die Erstellung des beeindruckenden Bandes darlegt, der vielfältige Einblicke in die Kultur-, Frömmigkeits- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt, des Erzbistums und des Rheinlands insgesamt eröffnet. S. N.

Markus Jansen, *Die Stadt der Ritter. Kriegerische Habitusformen der Elite der spätmittelalterlichen Stadt Köln* (Stadt und Gesellschaft. Studien zur rheinischen Landeskunde, Bd. 11, Köln u. a. 2024, Böhlau, 571 S., 3 Anh., Orts- und Personenreg.), bietet eine in jeder Hinsicht überzeugende Studie zur Relevanz kriegerisch-ritterlichen Agierens und Repräsentierens für die stadtkölnische Elite. Dazu stützt Vf. sich auf ein umfangreiches Quellenkorpus (dazu 17–27), das neben historiografischen und diplomatischen Texten auch konsequent visuelle und materielle Zeugnisse (z. B. Architektur, Wappen, Stifterbilder) berücksichtigt. Auf die *Einleitung* (11–36), in der u. a. die für die Arbeit zentralen theoretischen Leitbegriffe vorgestellt werden, folgt ein Grundlagenkapitel, das die *Entwicklung der Kölner Elite* (37–56), *Die Konflikte der Stadt Köln bis 1530* (56–81, dazu tabellarische Übersicht in Anhang I, 444–453) und *De(n) Waffenbesitz und seine Probleme in der Stadt* (81–94) aufarbeitet. Auf dieser Grundlage wird in den folgenden drei Kapiteln zunächst die repräsentative Seite des Habitus der stadtkölnischen Elite in den Blick genommen: Untersucht werden zunächst *Kölner Rittererzählungen* (95–131), für die Gottfried Hagens Reimchronik traditionsbildend wirkte; das von ihm um 1270 geprägte Narrativ vom kriegerischen Habitus der Kölner wurde in nachfolgenden Werken aufgegriffen, mit der Zuschreibung von „Rittertum“ verbunden, allerdings nach dem Ende der Geschlechterherrschaft 1396 zugunsten des Motivs der Gemeinde modifiziert. Inwiefern Mitglieder der stadtkölnischen Elite jenseits solcher allgemeinen narrativen Zuschreibungen auch de facto den Rittersitel führten und für ihre Selbstdarstellung nutzten, wird im Folgekapitel geklärt (*Rittersitel und Ritterbilder*, 132–188). Vf. kann anhand einer akribischen Auswertung des Quellenmaterials eine hohe Zahl von Personen/Familien nachweisen, die vom 12. bis 16. Jh. den Rittersitel

fürten (dazu tabellarische Übersicht in Anhang II, 454–491) und diesen Status auch visuell-materiell in Stifterbildern und Grabmälern verdeutlichten. Als Anknüpfungspunkt für diese Selbstdarstellung und das städtische Selbstverständnis insgesamt fungierten zudem auch kriegerisch-ritterliche Figuren wie z. B. Soldaten- und Ritterheilige, *römische Helden wie Agrippa und Marsilius* oder der Kölner Bauer (*Helden und Heilige*, 189–240), die einen festen Platz im Stadtraum einnahmen und zur Nachahmung und Identifikation anregten. Inwiefern dieser umfassend beleuchtete ritterliche Habitus auch aktiv praktiziert bzw. mit kriegerischen oder kriegerisch-konnotierten Praktiken verknüpft war, wird in den folgenden vier Kapiteln untersucht: Dazu beleuchtet Vf. zunächst Akteure im städtischen Kriegswesen (z. B. Burggrafen, Miliz, Schützen) und Handlungsfelder wie Kreuzzüge und Turniere (*Akteure und Felder*, 241–310), um im Anschluss öffentlich-korporative Bauten (Stadtmauer, Rathaus, Gürzenich) und Wohnbauten der Elite hinsichtlich ihrer funktional-militärischen und repräsentativ-ritterlichen Gestaltung zu untersuchen (*Die gebaute Umwelt der Elite*, 311–361). Die Burg als bauliche Manifestation des kriegerischen Habitus wird im Zuge des Kapitels zu *Lehns- und Burgbesitz Kölner Familien* (362–396, dazu tabellarische Übersicht in Anhang III, 492–494) genauer untersucht, bevor abschließend verdeutlicht wird, dass die Ritterwürde in Köln weniger als Option auf politische Teilhabe denn als ein entscheidendes soziales Distinktionsmerkmal fungierte, zu dem ab dem 15./16. Jh. mit dem Junkertitel und der Adelserhebung auch Alternativen zur Verfügung standen (*Akzeptanz und Alternativen*, 397–435). Neben zahllosen wichtigen Detailergebnissen bleibt insgesamt festzuhalten, dass (kriegerisches) Rittertum eine weitaus größere Bedeutung für die Stadt hatte, als bisher angenommen wurde. Die Arbeit rekonstruiert die vielfältigen Verbindungslinien in der „Stadt der Ritter“ umfassend und differenziert, macht dank des weit gesteckten Untersuchungszeitraums vom 13. bis zum 16. Jh. auch Kontinuitäten und Brüche in der Bedeutung und Ausgestaltung des ritterlichen Habitus innerhalb der stadtkölnischen Elite greifbar. Das Ende der Geschlechterherrschaft 1396 markierte auch auf dieser Ebene einen Einschnitt. Darüber hinaus zeigt die Arbeit aber auch, dass die sich als ritterlich begreifende stadtkölnische Elite ab dem 13./14. Jh. eng mit dem sie umgebenden Niederadel verbunden war und mit diesem gemeinsam die ritterliche Kultur ihrer Zeit prägte. Eine pauschale Kontrastierung von städtischer Elite und Niederadel ist somit zumindest für Köln nicht haltbar und sollte angesichts dieser mustergültigen Studie auch für andere Orte überdacht und überprüft werden. S. N.

Das vormoderne Köln steht im Mittelpunkt dreier Beiträge des 71. Bandes von *Geschichte in Köln* (2024). Den Auftakt macht Joseph P. Huffman mit einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Studie zu den Kölner Hos-

pitälern im 13. und 14. Jh., deren Verwaltungsstruktur und Finanzlage auf Grundlage einer minutiösen Auswertung von u. a. Immobilienregistern, Schreinskarten/-büchern und Testamenten rekonstruiert wird (*»Caritas« und die Profitwirtschaft. Hospitalverwaltung und -stiftungspraktiken im mittelalterlichen Köln (circa 1200–1350)*, 11–53). Dabei zeigt sich, dass diese Institutionen lange vor ihrer Kommunalisierung maßgeblich durch die Kapital- und Finanzmanagementpraktiken der sie verwaltenden Bürgerelite geprägt waren, die statt der traditionellen Almosensammlung auf Vermächtnisse in Form von u. a. Mieten, Renten und Immobilien setzte. – Mit dem sowohl handschriftlich als auch gedruckt überlieferten „Dornenkrantz von Köln“ untersucht Alina Ostrowski ein bislang von der Forschung nur am Rande behandeltes Werk (*Ständelehre oder Stadthistoriographie? Beobachtungen zu Inhalt, Überlieferung und Intertextualität des »Dornenkrantz von Köln« 1466/1490*, 55–94). Auf die umfassende Vorstellung des Textes mit Blick auf Überlieferung und Inhalt folgt eine Analyse seiner textlichen Übereinstimmungen mit zwei Schlüsselwerken der stadtkölnischen Geschichtsschreibung, der „Agrippina“ Heinrichs von Beck von 1469–72 und der „Koelhoffischen Chronik“ von 1499 (s. Anhang mit ausgewählten Parallelstellen, 89–93). Auf der Grundlage der so herausgearbeiteten intertextuellen Bezüge kommt Vf.in zu dem Schluss, dass die pauschale Einordnung des „Dornenkrantz“ nicht trägt; vielmehr sollte der Text als im weitesten Sinne stadtggeschichtliches Werk begriffen und sein Wert für die Entstehung der „Koelhoffischen Chronik“ berücksichtigt werden. – Den Beitrag, den die neuere wissenschaftliche Heraldik für die Geschichtswissenschaft zu leisten vermag, führt Markus Jansen am Beispiel der Wappenpraxis der Abtei Brauweiler eindrücklich vor Augen (*Abtei unter Adlerschwingen. Klösterliche Heraldik und das Wappen der Abtei Brauweiler von 1547*, 95–119). Beleuchtet werden dabei die Symbolik des der Abtei 1547 von Kaiser Karl V. verliehenen Adlerwappens und dessen Modifikationen in den Folgejahren, die zeigen, dass die Abtei flexibel auf ein breites Reservoir an Ausdrucksformen zurückgriff und ihr Wappen so als Repräsentations- und Kommunikationsmittel nutzen konnte. – Hinzuweisen ist darüber hinaus auch auf den Beitrag von Carla Meyer-Schlenkrich, der das an der „Forschungsstelle Geschichte Kölns“ angesiedelte Forschungs- und Digitalisierungsprojekt zu den in den 1930er Jahren entstandenen Typoskripten Thea Buykens zu den Kölner Schreinsbüchern des 13./14. Jh.s vorstellt (*Kölner Schreinsbücher des 13. und 14. Jahrhunderts in Transkription. Thea Buykens Typoskripte aus den 1930er Jahren jetzt digital verfügbar*, 227–237). Diese Typoskripte sind weitaus umfassender als bisher ediertes Material und regen insofern zur intensiveren Auseinandersetzung mit dieser einzigartigen Quellengattung sowie mit der Kölner Wissenschaftsgeschichte der 1930er Jahre an.

S. N.

Michael Rohrscheider und Andrea Stieldorf stellen in ‚*Kleine‘ und ‚Große Welten‘ im Rheinland der Vormoderne. Skizze zu einem Projekt an der Universität Bonn* (AHVN 227, 2024, 9–30) das gleichnamige, seit 2022 von der Transdisciplinary Research Area (TRA) geförderte Forschungsprojekt vor, das der Frage nachgeht, ob und wie weniger zentrale Herrschaftsträger Einfluss auf die als ‚Große Welten‘ apostrophierten, übergeordneten Herrschaftsträger nehmen konnten und welche kommunikativen Strategien sie in solchen asymmetrischen Herrschaftsverhältnissen entwickelten. Diese Frage wird im Rahmen des Projektes an vielfältigen Fallstudien behandelt, z. B. zu den zwischen Kooperation und Konflikt changierenden Beziehungen zwischen den Vilicher Äbtissinnen und den Kölner Erzbischöfen, zu den ‚Kleinen Welten‘ des kurkölnischen composite state oder zur Widerspiegelung von Krieg und Frieden in epigrafischen Zeugnissen. Die einzelnen Forschungsvorhaben werden in ihrer Gesamtheit erlauben, die komplexen Verflechtungen unterschiedlicher Hierarchieebenen und die Handlungsmacht von ‚Kleinen‘ und ‚Großen‘ gleichermaßen präzise zu bestimmen. – Chiara Mastandrea stellt im selben Band der Zeitschrift *Die Beglaubigungsstrategien Kölner Konvente im 12. Jahrhundert* (31–73) genauer vor und vergleicht dazu anhand der auch tabellarisch im Anhang (64–73) erfassten Urkunden des Domstifts, des Benediktinerkonvents St. Pantaleon und weiterer Konvente die Verwendung von Siegeln, Siegelankündigungen und Zeugenlisten. Dabei zeigt sich zwar nach wie vor die durchgehend hohe Relevanz von Zeugenlisten als Beglaubigungsmittel, die jedoch gerade für das Domstift bereits frühzeitig um Siegel ergänzt wurden. Der völlige Verzicht auf Zeugenlisten und mithin die Akzeptanz von Siegeln als alleinigen Beglaubigungsmitteln setzte sich in den Kölner Konventen hingegen erst gegen Ende des 12. Jh.s durch. – Alexander Winkens geht in *Zwischen Kontinuität und Wandel* (75–103) der Frage nach, inwiefern die Reformation in den Vereinigten Herzogtümern Jülich-Kleve-Berg von den Zeitgenossen als Zäsur wahrgenommen wurde. Dazu unterzieht er insbesondere die Religionspolitik Herzog Johanns III. einer genaueren Prüfung und stellt fest, dass reformatorische Anliegen in weiten Teilen gut mit der landesherrlichen Praxis seit dem 15. Jh. vereinbar waren, sodass 1517 mithin nicht als Zäsurerfahrung angesprochen werden kann. S. N.

Der auf eine Tagung aus dem Jahr 2021 zurückgehende Band *Mythos als Aufgabe. Geschichtsschreibung am Niederrhein und in Westfalen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, hg. von Ralf-Peter Fuchs, Jens Lieven und Stefan Pätzold (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen NF 78, Münster 2025, Aschendorff Verlag, 351 S., zahlr. meist farb. Abb., Personen- und Ortsreg.), beleuchtet in dreizehn Studien die Entwicklung und Funktionen von Mythenerzählungen in der Historiografie des

niederrheinisch-westfälischen Raumes und bietet dabei auch umfassende Einblicke in eine Vielzahl teils noch unbekannter Quellenbeispiele. Den Auftakt macht Jens Lieven mit einer Untersuchung von Herkunftsmythen in historiografischen Entwürfen für Adelsfamilien, geistliche Gemeinschaften und (Reichs-)Städte aus dem niederrheinisch-westfälischen Raum. Dabei führt er an prominenten Quellenbeispielen, die teils in den nachfolgenden Beiträgen im Detail untersucht werden, die Bedeutung mythischer Figuren in solchen Herkunftserzählungen und die damit verbundenen Forschungsdesiderate deutlich vor Augen (*Herkunftsmythen am Niederrhein und in Westfalen an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Eine Tour d'horizon*, 19–43). Eine wertvolle Ergänzung zu dem Spätmittelalterfokus des Bandes bietet Hans-Werner Goetz, der am Beispiel von Regino von Prüm dem Umgang der frühmittelalterlichen Geschichtsschreibung mit Zeit und Vergangenheit nachgeht, vorschnelle Einordnungen Reginos als einem säkular ausgerichteten Zeithistoriker zurückweist und aufzeigt, dass insbesondere Reginos Überhöhung der frühen karolingischen Herrscher als Mythisierung der Vergangenheit begriffen werden kann (*Regino von Prüm und der Umgang der Geschichtsschreibung mit Zeit und Vergangenheit im frühen Mittelalter*, 45–70). Levold von Northofs Chronik der Grafen von der Mark steht im Zentrum des Beitrags von Stefan Pätzold, der in einer umsichtigen Analyse die Erzähltraditionen und -motive dieses zwischen Lehrschrift und Chronik changierenden Werks durchsichtig macht. Die angebliche Abstammung des Grafengeschlechts von den römischen Orsini und die Gründungserzählung des Klosters Altenberg erweisen sich dabei als wesentliche Konstruktionselemente von „Levolds Märker-Mythos“ (*Levolds Märker-Mythos. Erinnerungselemente und Konstruktionskosmos der „Chronica comitum de Marka“ des Levold von Northof*, 71–97). Dass in Zeiten politischer Krisen in besonderer Weise auf die legitimatorische Funktion von Historiografie gesetzt wird, zeichnet Johan B. Oosterman am Beispiel des Herzogtums Geldern nach. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jh. entstehen hier mit der Chronik von Geldern und der Chronik Wilhelm von Berchens innerhalb von fünf Jahren gleich zwei Werke, zu deren Kernbestand auch die Legende vom mythischen Ursprung des Herzogtums zählt (*Der Beginn der geldrischen Geschichtsschreibung*, 99–117). Für das Herzogtum Kleve liegt mit der sog. Schwanenrittersage ebenfalls eine Ursprungserzählung vor, deren Verbreitung im 15. und 16. Jh. Heinz Eickmans in seinem Beitrag untersucht. Ausgehend von einer detaillierten Vorstellung der Chronik Gerts van der Schuren und seiner Fassung der Sage, die dem Beitrag in mittelniederländischer Fassung und deutscher Übersetzung im Anhang beigelegt ist, zeigt Vf. anhand weiterer klevischer Zeugnisse auf, dass die Sage nicht allein retrospektiv als Beleg des alten Herkommens fungierte, sondern zielgerichtet

für politische und repräsentative Zwecke genutzt wurde (*Die Schwanenrittersage als Klever Ursprungserzählung in der Chronik Gerts van der Schuren und ihre zielgerichtete Verbreitung im 15. und 16. Jahrhundert*, 119–163, 25 Farbabb., Verzeichnis der die Schwanenrittersage überliefernden Zeugnisse aus dem 15./16. Jh.). Dass auch klösterliche Gemeinschaften auf das Instrument historiografisch fundierter Legendenbildung zurückgriffen, zeigt Andreas Rütther am Beispiel des Paderborner Geistlichen Johannes Probus, der im 15. Jh. die Geschichte des Klosters Böddeken bei Büren aufzeichnete und dabei den Klostergründer Meinolf zur Zentralfigur erhob (*Legendenbildung zu den Ursprüngen klösterlicher Gemeinschaften. Die Aufzeichnungen des Johannes Probus aus dem Kloster Böddeken (1409–1457)*, 165–182). Die Bedeutung von Rombezügen für den Kölner Gründungsmythos rekapituliert Georg Mölich und zeigt dabei auch auf, dass gelehrte Kritik an der historischen Triftigkeit dieser Erzählungen bereits im 16. Jh. geäußert wurde, aber weitgehend ungehört verhallte (*Rombezüge als Kölner Gründungsmythen. Eine Skizze*, 183–188). Hiram Kümpfer widmet sich der Arbeit am Mythos des geldrischen Chronisten Mathias Baux, Stadtschreiber und Bürgermeister in Erkelenz in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s, der mythologische Bezüge auf die geldrische Drachenlegende, die legendarischen Vögte und Herrscher der Grafschaft sowie auf die Stadtpatronin Erka in seinen historiografischen Werken nutzte, um in Zeiten eines konfliktbeladenen Herrschaftswechsels die eigene Region und Stadt aufzuwerten (*Zwischen Nostalgie und Pragmatismus. Mathias Baux als geldrischer Landeschronist in Wendezeiten*, 189–220, 9 Abb.). Auch das 1609 in einer ersten Auflage erschienene „Stammbuch der Grafen und Herzöge von Kleve“ ist, wie Anne-Katrin Kunde in ihrem Beitrag zeigt, an einen Konflikt, den jülich-klevischen Erbfolgestreit, rückzubinden. Der Beitrag verortet das Stammbuch zunächst im Kontext der publizistischen Auseinandersetzungen in der Frühphase des Konflikts und bietet dazu auch ein Verzeichnis der Flug- und Streitschriften von 1609/10. Darauf folgen Ausführungen zur Entstehung und Anlage der Stammbuchvarianten von 1609 und 1661 und die Analyse der Umgestaltung des Stammbuchs im 17. Jh., für die beispielhaft die Passagen aus den Stammbuchvarianten von 1609 und 1661 zu den für die Klever Herkunftserzählungen zentralen Figuren Beatrix/Elias, Luthardus und Arnold IV. miteinander kontrastiert werden („*Andächtig gegen Gott, mild gegen den Armen, den Untertanen lieb und wert und im Streit sieghaft*“). *Das Stammbuch der Grafen und Herzöge von Kleve und die Kurfürsten von Brandenburg*, 221–246). Inwiefern der Wissenschafts- und Wahrheitsanspruch des Gelehrten und Predigers Werner Teschenmacher und die damit verbundene dezidierte Absage an alles Mythische in seiner historiografischen Arbeit umgesetzt wurde, untersucht Ralf-Peter Fuchs in seinem Beitrag. Vf. zeigt anhand der Erzählkomplexe um die

Germanen, um legendäre Herrscher und Territorien und um den Rhein beispielhaft auf, dass der Chronist, wenn auch teils distanziert, auf das Mythen-Repertoire der niederrheinisch-westfälischen Geschichte zurückgreift und dabei dem Rhein eine besondere Bedeutung zuschreibt („*Non ex fabulis et lacunis mythologicis sed veris manuscriptis authenticis ...*“). Werner Teschenmacher als niederrheinisch-westfälischer Landeshistoriker in seinen „*Annales Cliviae [...] antiquae et modernae*“ (1636), 247–275). Diese besondere Bedeutung lässt sich auch daran ablesen, dass Teschenmacher ein 1570 entstandenes umfangreiches Flussgedicht des Humanisten Bernhard Moller in sein Werk integriert. Teil dieses Flussgedichts ist auch die „*Descriptio Rurae*“, einer der ältesten ausführlicheren Texte über die Ruhr, die Constantin Mader in seinem Beitrag ediert, übersetzt und kommentiert (*Eine dichterische Beschreibung der Ruhr aus dem 16. Jahrhundert. Bernhard Mollers „Descriptio Rurae“ in Werner Teschenmachers „Annales Cliviae [...] antiquae et modernae*“, 277–295). Im Zentrum des Beitrags von Olav Heinemann steht die wettinische Hofhistoriografie des 16. Jh.s, die den bereits seit dem ersten Viertel des 15. Jh.s bestehenden Mythos von der Abstammung der Wettiner vom Sachsenherzog Widukind um weitere mythische Ahnen, z. B. Alexander der Große, Ottonen, Arminius/Hermann, ergänzt und in einen neuen sächsischen Kontinuitätsmythos transformiert (*Von Widukind zu Arminius – ein Mythos sächsischer Kontinuität*, 297–309). Den Abschluss des Bandes bildet Frank Pohles Beitrag zum Bild Karls des Großen im Werk des Aachener Geschichtsschreibers und Jesuiten Heinrich Thenen, dessen Arbeit nicht ausschließlich strikter Quellenkritik im Dienste der historischen Wahrheit verpflichtet war, sondern auch gegenwartsbezogene Erbauung und Anregung zu einem christlichen Lebenswandel liefern sollte, was auch Thenens Darstellung Karls prägte („*Schutz vnd schirm wider alle vngelegenheit vnnd betrangnuß*“). *Das Bild Karls des Großen bei Heinrich Thenen (1607–1691) zwischen Geschichtsschreibung und Mythenbildung*, 311–332). S. N.

Im Jahresband 2023/24 der *Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark* sind drei Beiträge anzuzeigen: Jan-Willem Waterböhr legt mit *Konrad Bersword als Dortmunder Ratsherr und Fernkaufmann* (7–26) eine auf die Handlungs- und Beziehungsebene eines hansisches Akteurs aus dem 14. Jh. fokussierte Detailstudie vor, in der die eher spärlichen biographischen Informationen zu sowie Zeugnisse über und von Bersword (städtisches Schriftgut, Calendar Rolls Edwards III., Stiftungsnachweise) mit Blick auf seine sich darin spiegelnden lokalen, regionalen und überregionalen Bindungen sowie die ihn leitenden Handlungsmaximen systematisiert werden. So agiert Bersword als Ratsherr und Verfasser eines an Brügge gerichteten Klagelibells der Stadt Dortmund zurzeit der großen Flandernblockade als

Interessenvertreter seiner Stadt und nimmt zugleich eine aktive Rolle in der gesamthansischen Politik gegenüber Brügge ein. Darüber hinaus spiegelt auch sein karitatives Engagement die Einbindung in unterschiedliche, sich teils überlappende Netzwerke: Seine Förderung des neuen Gasthauses in Dortmund ist Ausdruck stadtbürgerlichen Engagements; seine memoriale Schenkung an die Kölner Kartause St. Barbara ist hingegen als symbolische Handlung im Kontext seiner Eheschließung und der Übernahme des Ratsherrenamtes zu verstehen, während die Memorialstiftung für die Trierer Kartause St. Alban in erster Linie auf die Sicherung des Seelenheils Berswolds und seiner Familie ausgerichtet ist. Deutlich wird darüber hinaus aber auch, dass der Stiftungssektor in hohem Maße von der interurbanen Vernetzung von Fernhandelskaufleuten und Ratsherren geprägt ist. Der Beitrag liefert insofern nicht allein ein differenziertes Bild eines Hansekaufmanns des 14. Jh.s, sondern verdeutlicht auch, auf welchen Ebenen sich hansische Zugehörigkeit manifestieren konnte. – *Die ehemalige Grabplatte Graf Gerhards von der Mark in der katholischen Pfarrkirche St. Agnes in Hamm und sein Kampf und die Herrschaft in der Grafschaft Mark* steht im Zentrum des Beitrags von Hans Gerd Dormagen (27–38), in dem zunächst die Grabplatte des Grafen Gerhard von der Mark zu Hamm detailliert untersucht und sodann wesentliche Etappen seiner Herrschaft skizziert werden. – Gerhard E. Sollbach untersucht *Die landesherrliche Kornmühle in Hagen* (39–54) und zeigt an diesem Beispiel Bedeutung und Wandlungsprozesse im Mühlenwesen vom 14. bis ins 19. Jh. auf. S. N.

Vier der sieben Beiträge aus dem 109. *Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e. V.* (2024) sind der Vormoderne gewidmet: Den Auftakt macht Ulrich Andermann mit *Die Wahrnehmung Ravensbergs in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung* (9–22). Vf. sichtet für den Zeitraum vom 12. bis 16. Jh. historiografische Werke von ravensburgischen Chronisten (Heinrich von Herford, Gobelín Person) und „Außensichten“ auf das Territorium, u. a. aus der Mindener und Osnabrücker Geschichtsschreibung. Abgesehen von Heinrich Hamelmann, der Ravensberg im 16. Jh. im Zuge seiner Reformationsgeschichte ausführlicher erwähnt, findet die Grafschaft in der Geschichtsschreibung jedoch kaum Erwähnung. Dies ist jedoch nicht als Beleg für eine geringe Bedeutung dieses Herrschaftsgebietes zu verstehen, sondern auf strukturelle Faktoren zurückzuführen: So wurde die Grafschaft seit 1346 zum Nebenland von Mehrfachherrschern; überdies prägte sich eine geschlossene Landesherrschaft erst nach dem 15. Jh. aus. Zudem waren in der Grafschaft bis ins 18. Jh. kaum Städte oder andere Institutionen wie Klöster oder Universitäten zu verzeichnen, die die Geschichtsschreibung in besonderer Weise beförderten. – Anna Krabbe beleuchtet in ihrem Beitrag *Zwischen*

Santiago und dem Luttenberg – Das Pilgerwesen in Herford (23–39) und zeigt, dass Herford bis in die 1520er Jahre nicht nur eine Durchreisestation auf dem Jakobsweg, sondern insbesondere aufgrund des Pusinnakultes und des Festes der Marienvision am Luttenberg auch ein regional bedeutsamer Wallfahrtsort war, der über eine entsprechende Infrastruktur zur Pilgerbetreuung verfügte. Dies änderte sich mit der Einführung der Reformation, die jedoch das für die Herforder identitätsstiftende Fest der Marienvision in säkularem Gewand beibehielt. – Dieter Besserer beleuchtet *Die Kupferverarbeitung in Bielefeld seit dem 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Industriegeschichte* (40–72); dazu rekonstruiert er die Geschichte des im 16. Jh. in Brackwede-Brock von den Ravensberger Grafen gegründeten Kupferhammers, beleuchtet die Bedeutung dieser Anlage für das Bielefelder Schmiedewesen und zeichnet die industrie- und besitzgeschichtliche Entwicklung des Kupferhammers bis ins 19. Jh. nach. – Wolfgang Schindlers Beitrag *Die demografische Entwicklung Bielefelds in der Vormoderne und die konfessionelle Struktur der Bevölkerung* (73–126) bietet neben einer ausführlichen Diskussion der Forschungs- und Quellenlage die bis dato noch ausstehende systematische Erforschung der Bevölkerungsentwicklung Bielefelds, die einige bisherige Positionen korrigiert: So zeigt sich z. B., dass zu Hochzeiten von einer höheren Einwohnerzahl auszugehen ist und dass nach Einführung der Reformation – entgegen der verbreiteten Annahme – Katholiken nur noch einen sehr kleinen Teil der Bevölkerung ausmachten. S. N.

NIEDERSACHSEN. Aus dem 129. Band der *Osnabrücker Mitteilungen* (2024) sind drei Beiträge anzuzeigen: Sara Snowadsky stellt die erhaltenen Schriftzeugnisse zur Ansiedlung der Franziskaner-Minoriten in Osnabrück ausführlich vor, korreliert die schriftliche Überlieferung mit neuesten archäologischen Grabungsergebnissen zu einem Areal um die Katharinenkirche (2023) sowie mit den Befunden zur Turm-/Lohstraße (2014/15) und kann auf diese Weise die einzelnen Stationen des Ordens im Stadtraum und die Entwicklung der Katharinenkirche von einem ersten bescheidenen Kirchenbau in der ersten Hälfte des 13. Jh.s hin zu einem repräsentativeren Bau im 14. Jh. nachzeichnen (*Die Barfüßer in Osnabrück – Archäologische Erkenntnisse zur mittelalterlichen Franziskanerkirche*, 9–33). – Martin Schürer beleuchtet anhand der Ende des 15. Jh.s entstandenen Chronik der Grafen von Bentheim, die im ersten Teil des Beitrags ausführlich vorgestellt wird, den in kriegerische Auseinandersetzungen mündenden Konflikt Ottos von Rhieneck, Herr von Bentheim, mit Bischof Hartbert von Utrecht in den 1140er Jahren. Vf. macht im Abgleich mit weiteren Zeugnissen plausibel, dass dieser Konflikt insgesamt an den Herrschaftswechsel von Lothar III. zu Konrad III. im Jahr 1138 rückzubinden ist und letztlich erfolgreich durch die

Ritualhandlung einer *deditio* beigelegt werden konnte (*Kämpfen, Verfluchen und Verhandeln. Konfliktführung im 12. Jahrhundert am Beispiel des Herrn von Bentheim und des Bischofs von Utrecht*, 35–51). – Heinrich Voort liefert mit der Auswertung des 1486 angelegten Bentheimer Heberegisters einen wichtigen Beitrag zur Finanzverwaltung der Grafschaft. Die Art und Verteilung von Geld- und Naturaleinkünften auf die vier Rentämter, die der Beitrag auch tabellarisch erfasst, zeigen dabei, dass die Bentheimer Finanzverwaltung nicht auf die Bedürfnisse des Landes, sondern auf die des Fürsten und seines Hofes zugeschnitten war („*van allen upboringen inde uthgiffen jarlix rekenen.*“ *Die Finanzen des Landesherrn der Grafschaft Bentheim am Ende des 15. Jahrhunderts*, 52–64).
S. N.

Corinna von Brockdorff, *Stadtverweis. Ausschluss und Ausgrenzung als Sanktion im spätmittelalterlichen Reich* (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen, Bd. 105, Köln u. a. 2024, Böhlau, 406 S., Ortsreg.), bietet eine umfassende rechts- und kriminalitätsgeschichtliche Studie zu bislang nur unzureichend beleuchteten, regional und lokal divergierenden städtischen Ausweisungs- und Ausgrenzungsinstrumenten im Zeitraum von 1300 bis 1500. Um diese Divergenzen durchsichtig machen zu können, betrachtet Vf.in mit Frankfurt, Mühlhausen, Fritzlar, Hildesheim, Göttingen, Braunschweig und Goslar eine Auswahl von Städten, die sich durch differente Stadtrechte, differente Ausschlussmechanismen und durch differente Formen der Stadtherrschaft auszeichnen. Neben profunder Kenntnis der jeweiligen stadtspezifischen Kontexte erfordert dies auch die Erarbeitung stadtspezifischer Quellenkorpora, die in der Summe auch die Bandbreite der für das Thema generell in den Blick zu nehmenden Zeugnisse illustrieren (*Quellenüberlieferung*, 49–52). Die Spezifika der städtischen Überlieferung und der darin zu greifenden Ausgestaltung des Themas sind auch leitend für den Aufbau der Arbeit: Jede Stadt wird in einem Großkapitel untersucht und dabei auch stellvertretend mit einem Themenschwerpunkt verknüpft; Vergleichsperspektiven zu den übrigen betrachteten Städten werden am Ende der Großkapitel eingebunden. Frankfurt am Main und die *Innerstädtische Konfliktvermeidung* (55–125) stehen am Beginn der Betrachtung: Untersucht werden hier die dem Stadtverweis oder der Verfestung nach sich ziehenden Delikte sowie die Delinquenten (55–125). Am Beispiel Mühlhausens rückt sodann die Frage in den Fokus, welche Bedeutung dem Stadtverweis für die Ratsherrschaft und die städtische Gemeinschaft zugewiesen wurde (*Friedenswahrung und Selbsterhalt*, 126–166); in diesem Zusammenhang finden auch die Städte- und Landfriedensbündnisse um Braunschweig, Hildesheim, Goslar und Göttingen genauere Betrachtung. Dass das den Städten inhärente (*Im Spannungsfeld von kirchlicher und weltlicher Macht* (167–206) auch

Relevanz für die ratsherrliche Stadtverweis- und Verfestungspraxis hatte, wird am Beispiel Fritzlars aufgezeigt. Die in diesem Kontext angesprochenen Konkurrenzen und Konflikte zwischen weltlichen und geistlichen Gerichten spielen auch eine Rolle in dem Hildesheim gewidmeten Kapitel *Ratsherrliche Dominanz unter bischöflicher Herrschaft* (207–232), das darüber hinaus die Stadtverweispraxis im Kontext der Konflikte zwischen Stadt und Bischof sowie zwischen Rats- und Vogtgericht untersucht. Die Funktion des Stadtverweises als Mittel zur *Wiederherstellung der städtischen Ordnung* (233–269) im Zuge von Fehden und Urfehden wird vornehmlich am Beispiel Göttingens beleuchtet, während am Beispiel Braunschweigs v. a. danach gefragt wird, inwiefern Stadtverweis und Verfestung von den Ratsherren als politische Instrumente in eigener Sache genutzt werden konnten (*Ausschlussanktionen als (politische) Instrumente*, 270–309). Die am Beispiel Goslars behandelte Frage nach den *Auswirkungen für den Delinquenten und sein soziales Umfeld* (310–365) bildet den Abschluss der Analyse. Insgesamt ergibt sich so ein repräsentatives Gesamtbild, das neben zahlreichen Detailergebnissen zu den untersuchten Städten auch wichtige übergreifende Erkenntnisse zu den betrachteten Ausschlussinstrumenten liefert, die in der abschließenden Zusammenschau noch einmal gebündelt werden (366–383): So sind Ausgrenzungsmaßnahmen im Kern getragen von dem Leitgedanken des Schutzes bzw. der Wiederherstellung der städtischen Ordnung und Einheit. Darüber hinaus konnten aber auch machtpolitische Interessen Einfluss auf die Anwendung und Ausgestaltung von Ausschlussinstrumenten nehmen, wie sich am Beispiel von städtischen Unruhen zeigt. Nach Art der Stadtherrschaft differierende Zugriffe auf das Instrument des Stadtverweises lassen sich dabei nicht ausmachen. Insgesamt kommt dem Stadtverweis im Untersuchungszeitraum der Status eines präferierten Sanktionsmittels zu, dessen Anwendung teils noch verschärft wurde.

S. N.

MECKLENBURG/POMMERN. Anlässlich ihrer dreißigsten Ausgabe erschienen die *Wismarer Beiträge* 30 (2024) in einer gewichtigen Jubiläumsausgabe mit 24 informativen und attraktiv bebilderten Beiträgen, überwiegend zur neuzeitlichen Geschichte von der Schifffahrt bis zum Theater, von Schule und Verkehr bis zu Restaurierungsprojekten und moderner Archivarbeit (Nils Jörn, 310–339), die man auch digital verfolgen kann (www.zeitreise-wismar.de). Hier sollen vier Beiträge näher vorgestellt werden. Cathrin Patzelt beschreibt die *Ausgrabungen am Poeler Tor in Wismar* (8–21), das vom Ende des 14. Jh.s bis 1870 bestand und dessen Feldsteinfundament und Backsteinmauerwerk untersucht wurden, ebenso wie von dem daneben an der Stadtmauer angebauten Haus eine Herdplatte und eine Abfallgrube. Nils Jörn untersucht *500 Jahre Reformation in Wismar? 500 Jahre Bürgerschaft in*

Wismar! (22–39), die von den Predigten an Wismarer Kirchen zu Ostern 1524 ausging, auch auf die Ausstattung der Kirchen beträchtlichen Einfluss hatte, besonders aber durch die Einführung eines Bürgerausschusses zur Kontrolle des Rats 1525 für das Stadregiment bedeutsame Veränderungen mit sich brachte. Interessant ist, dass die Namen der Beteiligten überliefert sind, deren soziale Stellung und Überlieferung in Grabplatten dargestellt wird. Wiederum Cathrin Patzelt untersucht *Die ältesten Holzwasserleitungen in Wismar. Die neuzeitlichen Befunde der archäologischen Untersuchung in der Mecklenburger Straße, Teil 2* (40–57, Teil 1 in Wismarer Beiträge 29, 2023), die ab 1563 angelegt wurden, um Wasser nicht mehr aus Brunnen, sondern von außerhalb der Stadt zu gewinnen. Heinz Falkenberg, *Ein Scharfrichter in Hohen Viecheln?* (58–65) beschreibt einen Streitfall über Zuständigkeiten von Scharfrichtern und Abdeckern aus dem Beginn des 18. Jh.s. O. P.

Die *Stralsunder Hefte für Geschichte, Kultur und Alltag* (2/2025), hg. vom Stralsunder Geschichtsverein, haben zwei hansisch interessante Beiträge veröffentlicht.

Der Stralsunder Bau- und Bodendenkmalpfleger Gunnar Möller beschäftigt sich im Septemberheft mit *Juden im mittelalterlichen Stralsund* (57–64). Er kann Juden bereits im ersten Stralsunder Stadtbuch (1270–1310) nachweisen, eine sog. Judenstraße ab 1403. In den Quellen tauchen Stralsunder Juden im Zusammenhang mit Pferdediebstahl, der Überschreibung einer Bude sowie Pfand- und Geldanleihen auf. Er kann in den beiden ältesten Stadtbüchern mehrere Geldanleihen bei verschiedenen Juden nachweisen. Aus dem Verfestungsbuch der Stadt Stralsund, das zwischen 1310 und 1472 lief, lässt sich der Fall eines Juden belegen, der eine goldene Spange im Wert von 40 Mk. gestohlen hatte und aus der Stadt entkommen konnte. Aus diesem Verfestungsbuch erhellt auch, dass drei Stralsunder Juden zwischen 1328 und 1339 eine Frau, die zum Christentum konvertiert war, aus der Stadt entführten. Ob die Suche nach ihnen erfolgreich war, erhellt nicht. 1350 wurden die Juden mit dem Ausbruch der Pest in Zusammenhang gebracht und verfolgt, im Juni d. J. stimmten sich Ratsherren aus Rostock, Wismar und Stralsund über das gemeinsame Vorgehen ab. Zwei Christen hatten das Gerücht verbreitet, dass ihnen zwei Juden Gift und Geld gegeben hatten, um Christen zu vergiften. Daraufhin wurden die Juden in Wismar verfolgt, für die anderen beiden Städte können wir dies nicht belegen. Jedenfalls erlosch in diesen Jahren die Jüdische Gemeinde in Stralsund, die nie groß genug war, um eine eigene Synagoge zu haben. Archäologische Funde, die einen Gebetsraum o. Ä. hätten identifizieren können, gibt es bisher nicht. Mit dem Sternberger Judenpogrom endete im Jahre 1492 zunächst das jüdische Leben – auch in Vorpommern.

Hartmut Möller beschreibt den *Überrest/Fragment eines Gesangbuchs der Franziskaner im Stadtarchiv Stralsund* (65–71). 1254 gestattete Fürst Jaromar II. von Rügen den Franziskanern, in der Nähe des Sundes ihr Kloster St. Johannis zu bauen, 1525 verließen die Brüder es im Zusammenhang mit der Reformation. Die zurückgelassenen Bücher wurden wahllos zerschnitten, das Pergament wurde als Einband für Rechnungsbücher und Gerichtsprotokolle genutzt. Eines dieser Fragmente kann Vf. anhand von drei Merkmalen als Teil eines Gesangbuches der Franziskaner identifizieren. Er führt zunächst kurz in die franziskanische Liturgie ein, bevor er die franziskanische Quadratnotation beschreibt und erklärt und dann auf die melodische Uniformität eingeht. Da das Blatt aus der Sammlung des Kolbergers Otto Dibbelt stammt, der seinen Lebensabend in Stralsund verbrachte, lässt sich nicht klären, ob der Entstehungszusammenhang in Kolberg oder in Stralsund zu suchen ist. Da im Stralsunder Archiv noch mehrere hundert unbestimmte Fragmente schlummern, lässt sich das vorliegende Gesangbuch vielleicht noch um weitere Seiten ergänzen, sicherlich um andere Funde bereichern. N. J.

Das Tagebuch des Rostocker Bäckermeisters Joachim Schultze 1646–1693, hg. von Ernst Münch (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe C: Quellen zur mecklenburgischen Geschichte, Bd. 17, Lübeck 2024, Schmidt-Römhild, 183 S., zahlr. s/w-Abb. und Ktn.). – Auch wenn das vom ehemaligen Landeshistoriker Ernst Münch mustergültig edierte Tagebuch ganz am Ende der späten Hansezeit einsetzt, soll es doch hier wegen seiner Bedeutung als Quelle für die Stadt- und mecklenburgische Landesgeschichte wenigstens angezeigt werden. Die nur 110 Seiten umfassende Quelle ist durch ein sehr nützliches Glossar niederdeutscher, fremdsprachiger und veralteter Wörter, ein geografisches und ein Personenregister hervorragend erschlossen. Die geografischen Einträge erstrecken sich von Abo bis Wolfenbüttel über Augsburg, Dänemark, Danzig, Den Haag, Dresden, Finnland, Frankreich, Heidelberg, Holland, Karlsbad, Königsberg, Lund, Malmö, Nyköping, Nijmegen, Norwegen, Öland, Preußen, Russland, Schlesien, Schweden, Ungarn, Westfalen und Wien und zeigen schon, dass hier jemand Tagebuch führt, der nicht den heute erwarteten Horizont eines Bäckers des 17. Jh.s hatte. Schultze, der sich als Verfasser dieses Ego-Dokuments selbst im Hintergrund hält, ist Sohn des Rostocker Bäckers Michael Schultze, seit 1646 Rostocker Bürger, seit 1667 Ältermann des Weiß- und Fastbäckeramtes und 1693 verstorben.

Hg. stellt seinen Protagonisten ausführlich vor, untersucht seine Schreibmotivation, führt in Anlage, Aufbau und Sprache des Tagebuchs ein, bevor er den Inhalt kurz vorstellt. Schwere Umstände wie der Stadtbrand von 1677, der Niedergang der Universität, des Brauwesens und damit der städtischen Wirtschaft beeinflussen die Stimmung des gottgefälligen Bäckers und treuen

Untertanen des Rates. Seine Begeisterung für das „Lösen der Stücke“, die sein Tagebuch durchzieht, wird ihm 1680 beim Test neuer Kanonen fast zum Verhängnis, als er durch die Explosion eines Geschützes leicht verletzt wird. Großes Interesse zeigt er für Straftaten in der Stadt und ihre öffentliche Ahndung, v. a. bei Hexen und Zauberern, Todesfällen von Vertretern der Oberschicht in Stadt und Herzogtum, Prediger- und Ratswahlen, herzoglichen Besuchen sowie militärischen Einquartierungen und Durchmärschen. Zuverlässig notiert werden Getreidepreise, er berichtet über das Wetter und damit zusammenhängende Schäden an Kirchen und anderen städtischen Gebäuden. Sehr interessant ist der Umgang mit unterschiedlichen Maßen und Gewichten, wenn etwa Getreide nach Danzig und andernorts verschifft wird, die überwiegende Wahrnehmung der Studenten als Störenfriede, die allgegenwärtige Gewalt in der Stadt, auch ohne einquartiertes oder durchziehendes Militär. Schultze dürfte den typischen städtischen Erlebnishorizont abbilden und wird so zum Zeugen des Rostocker Alltags in der späten Hansezeit. N. J.

„*Prelaten Manne Unde Stede*“. *Aspekte ständischer Herrschaft im nördlichen Deutschland*, hg. von Martin Buchsteiner und Michael Busch (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe B Neue Folge: Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Bd. 9, Lübeck 2024, Schmidt-Römhild, 384 S.). – Das Buch geht zurück auf die Jahrestagung der Historischen Kommission für Mecklenburg im Jahre 2023, die im Fürstensaal des Rostocker Rathauses anlässlich des 500. Jahrestages der Gründung der Union der Landstände unter dem Titel „Aus der Zeit gefallen“ stattfand. „Mit der Union schloß die Ritterschaft, die Gesamtheit der Vasallen in Mecklenburg, die seit dem 13. Jahrhundert von den Landesherrn in bestimmten Angelegenheiten zusammengerufen wurden, mit der Landschaft, der Vertretung der Städte, die die Ritterschaft mit Beginn des 14. Jahrhunderts zu ihren Versammlungen hinzuzog, ein als ewig bezeichnetes Bündnis.“ (7) Ab dem 15. Jh. bis zur Reformation nahmen auch die Geistlichen an diesen Versammlungen teil, schieden nach der Reformation aber wieder aus. Ein „Engerer Ausschuß“, der zur Klärung von Problemen zwischen den Ständen gegründet worden war, bestimmte die Entwicklung Mecklenburgs über Jahrhunderte entscheidend mit. Für die Hansegeschichte lohnen sich v. a. die grundlegenden Aufsätze von Oliver Auge, *Mecklenburg und das Reich um 1500* (15–34), und Ernst Münch, *Die Union der Landstände von 1523 und ihre Untersiegler. Konturen der werdenden landständischen Verfassung Mecklenburgs* (35–75), in der er auch die Texte der Großen und Kleinen Union von 1523 ediert. René Wiese widmet sich den *Landtage(n) in Mecklenburg und ihre(r) Eröffnung auf dem Judenbergr bei Sternberg* (227–238). Der gut ausgestattete, reich in s/w bebilderte Band zieht seine Vergleiche v. a. nach Bremen-Verden und

Westfalen, explizit auf die Rolle der beiden Hansestädte Rostock und Wismar geht er nicht ein. Der unbestrittene Verdienst dieser Aufsatzsammlung ist die moderne Betrachtung und umfassende Darstellung eines zu Beginn des 20. Jh.s tatsächlich aus der Zeit gefallen wirkenden Phänomens. N. J.

Tobias Pietsch, *Vom Ritterhof zum Gut. Die niederadligen Eigenwirtschaften Mecklenburgs im spätmittelalterlichen Wandel* (Goldberger Studien zur mecklenburgischen Geschichte, Goldberg 2023, Solivagus-Verlag, E-Book, 364 S., umfangreiches Personen- und Hofverz., zahlr. Abb., Ktn., Stammtaf. und Tab.). – Die Erforschung der spätmittelalterlichen Geschichte des südlichen Ostseeraums weist einige Desiderate auf. Vf. ist es mit seiner Untersuchung in beeindruckender Weise gelungen, gleich mehrere dieser Forschungslücken zu schließen.

Aus agrargeschichtlicher Perspektive ist die Frage nach der Entstehung der Gutswirtschaft, die seit dem 16. Jh. weite Teile des südlichen und östlichen Ostseeraumes geprägt hat, bis zum heutigen Tag nur in Ansätzen beantwortet worden. Weder war bisher der Zeitraum für das Aufkommen dieses Phänomens genauer eingegrenzt worden noch war eine präzise Lokalisierung möglich. Hier setzt nun der Vf. mit seiner Studie eine Wegmarke. Dazu hat er den mittelalterlichen Urkundenbestand im Landeshauptarchiv Schwerin vollständig gesichtet und die darin enthaltenen Aussagen zum Kreditwesen des mecklenburgischen Adels erfasst. Eine derartig systematische Analyse dieses zentralen Quellenbestandes hat es bisher nicht gegeben, was u. a. auf die institutionelle Schwäche der mecklenburgischen Landesgeschichtsforschung in den zurückliegenden Jahrzehnten zurückgeführt werden kann. Dem Vf. ist es jetzt dank seiner umfassenden Auswertung des Urkundenmaterials möglich, zwischen dem frühen 14. und dem ausgehenden 15. Jh. vier Phasen mit vermehrten Pfandverschreibungen im niederen Adel Mecklenburgs herauszuarbeiten, die er sowohl auf witterungsbedingte Missernten als auch auf Finanzkrisen zurückführt. Damit bietet er – beinahe nebenher – einen wesentlichen Beitrag zur aktuellen Diskussion um die Folgen von Klimaveränderungen im spätmittelalterlichen Europa. Der Verfall der Getreidepreise in der spätmittelalterlichen Agrardepression, die Mecklenburg fast das gesamte 15. Jh. über prägte, ruinierte zahlreiche niederadlige Familien in diesem Territorium und führte zu ökonomischen Konzentrationsprozessen innerhalb jener Elite mit weitreichenden Auswirkungen auf das Machtgefüge sowohl innerhalb des Adels als auch im Verhältnis zur Landesherrschaft, zu den Städten sowie zu den Feldklöstern und Domkapiteln.

Die Hansegeschichtsforschung bereichert die Untersuchung von Vf. durch die Fokussierung auf die Bedeutungsunterschiede zwischen den kleinen und mittleren Landstädten einerseits sowie den großen Seestädten andererseits

als potenzielle Kreditgeber für den mecklenburgischen Niederadel. Um hier eine differenzierte Betrachtung vornehmen zu können, hat Vf. das Gebiet des Fürsten- bzw. ab 1348 des Herzogtums Mecklenburg und der Hochstifte Schwerin und Ratzeburg in sechs Wirtschaftsregionen, bestehend aus jeweils vier bis elf Vogteien, aufgeteilt. Die Beziehungen zwischen Inhabern der Ritterhöfe, die seit der Kolonisationszeit im 12. und 13. Jh. entstanden waren und bis ins 14. Jh. i. d. R. durch die Lohnarbeit von Bauern bewirtschaftet wurden, und den größeren geistlichen Institutionen – neben den Klöstern und Domkapiteln waren dies auch die Pfarrkirchen der Städte – sowie dem städtischen Patriziat waren in diesen sechs Teilräumen des mittelalterlichen Mecklenburgs sehr unterschiedlich beschaffen. Erst sehr langsam lässt sich hier eine Marktausrichtung beobachten, nachdem ursprünglich fast ausschließlich für den Eigenbedarf des niederen Adels produziert wurde. Eine stärkere Marktorientierung, die dann zum Kennzeichen der Gutswirtschaft im Ostseeraum werden sollte, ist seit dem ausgehenden 14. Jh. zuerst im Umfeld der größeren Hansestädte Lübeck, Wismar und Rostock erkennbar. Es gelingt Vf. sehr anschaulich, die Funktion der „Umschläge“ herauszuarbeiten, die als Jahrmärkte für den Getreidehandel und das Kreditwesen von zentraler Bedeutung waren. Bisher gab es in der finanz- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschung lediglich Aussagen zum „Kieler Umschlag“, die mangels vergleichender Untersuchungen für Mecklenburg und Pommern zu der offenkundigen Fehlinterpretation führten, die Gutswirtschaft sei in der ersten Hälfte des 15. Jh.s in Holstein entstanden. Dem Vf. ist es möglich, detailliert nachzuweisen, dass neben Holstein auch das nordwestliche Mecklenburg eine der Keimzellen für die Entstehung neuer Bewirtschaftungsformen gewesen ist, bei denen die nicht mehr vergüteten Dienste der Bauern das prägende Kennzeichen wurden, das in der weiteren Entwicklung schließlich zur Leibeigenschaft führen sollte.

In siedlungsgenetischer Hinsicht kann Vf. zahlreiche Beobachtungen zur Entwicklung der Ritterhöfe beisteuern, die unser Bild von den Wüstungsprozessen des Spätmittelalters im nördlichen Mitteleuropa vervollständigen. Die Historische Geografie wird daher die Ergebnisse seiner Arbeit dankbar rezipieren. Der Übergang von der stark bäuerlich geprägten Siedlungslandschaft der Zeit des Landesausbaus hin zu einem von Gütern dominierten ländlichen Raum im Laufe der Frühen Neuzeit wird in der vorliegenden Studie sowohl in seinen Ursachen als auch in seinem Verlauf fassbar, womit für den gesamten ostelbischen Raum gewichtige Denkanstöße geliefert werden.

Resümierend lässt sich feststellen, dass Vf. eine über den mediävistischen Rahmen hinausreichende Untersuchung vorgelegt hat, die in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einen Meilenstein in der Forschung darstellt. Dabei ist er in der Lage, nicht zuletzt dank seiner fundierten Kenntnisse der Genealogie des mecklenburgischen Adels im Spätmittelalter, eine flächendeckende

Darstellung für dieses, verglichen mit anderen Teilräumen des Heiligen Römischen Reiches, relativ große Territorium zu liefern, die auch in vergleichender Perspektive in der deutschen Landesgeschichte neue Maßstäbe setzt. Die Anregungen, die Vf. für weiterführende Forschungen zum Themenkomplex rund um die Entstehung der Gutswirtschaft liefert, können hoffentlich bald von der Landesgeschichtsforschung in Schleswig-Holstein, Pommern und Brandenburg aufgegriffen werden.

Haik Thomas Porada

Skandinavien

Bearbeitet von *Carsten Jahnke*

Multidisziplinäre Forschungsprojekte sind für die historische Forschung ein zukunftsweisender Weg. Mit der Kombination verschiedener Forschungsrichtungen eröffnen sich neue Möglichkeiten. Sie bergen aber auch die Gefahr der Fragmentation, wenn die einzelnen Teildisziplinen nur marginale Überlappungspunkte haben. Ist dieses in einem Projekt häufig unproblematisch, so lange die Teildisziplinen in ihrem Bereich zu guten Ergebnissen kommen, so kommt es spätestens bei der Präsentation der Ergebnisse zu Inkonsistenzen. Dieses kann auch als übergeordnetes Fazit des von Noëlle L. W. Streeton, Tine Frøysaker und Peter Bjerregaard herausgegebenen Bandes *Sacred Medieval Objects and Their Afterlives in Scandinavia* (The Northern World, Vol. 98, Leiden 2025, Brill, 570 S., zahlr. Abb.) gelten, wobei dies nicht als Kritik an der herausgehobenen akademischen Qualität der einzelnen Beiträge verstanden werden soll.

Der Band präsentiert die Ergebnisse eines 2010 in Norwegen initiierten Forschungsprojektes mit dem Titel „After the Black Death: Painting and Polychrome Sculpture in Norway“, das vom norwegischen Forschungsrat unterstützt wurde und verschiedene Forschungseinrichtungen in Norwegen und Dänemark zusammengebracht hatte. Die leitende Forscherin dieses Projektes war Noëlle L. W. Streeton, die in diesem Band gleich mit sieben Artikeln als Autorin oder Coautorin vertreten ist. In 17 Beiträgen werden nun die Ergebnisse in vier Teilbereichen vorgestellt.

In ihrer Einleitung (1–32) stellt Noëlle L. W. Streeton die historischen Entwicklungen dar, die in Norwegen-Dänemark zum Erhalt resp. zur Zerstörung mittelalterlicher Zeugnisse in Kirchen geführt haben. Sie zeigt tiefgründig, wie religiöse, modische aber auch zeittypische Sichtweisen zum Erhalt, aber auch zur Zerstörung mittelalterlicher sakraler Kunst in Skandinavien geführt haben, wobei die für die Kunstgeschichte so bedeutsame Versteigerung des Inventars des Roskilder Domes im Jahr 1806 (<https://natmus.dk/historisk-viden/temaer/genstande-af-enestaaende-betydning/>

genstande-fra-danmarks-mittelalder-og-renaissance/den-skjulte-skat/) erstaunlicherweise unerwähnt bleibt.

Hierauf folgt der erste Abschnitt *Original Object. Original Experience*, in dem der historisch-religiöse Kontext des Entstehens sakraler Kunst in Skandinavien behandelt wird. Jón Viðar Sigurðsson und Anne Irene Riisøy beschreiben zuerst in ihrem Beitrag *Blót and bænir: Communicating with the Divine before and after Christian Conversion* (35–57) die mentalen und religiösen Voraussetzungen, die eine Abbildung des Heiligen (im Gegensatz zum im Christentum verbotenen Götzendienst) überhaupt ermöglichten. Dieses Thema wird dann von Noëlle L. W. Streeton und Jón Viðar Sigurðsson im folgenden Beitrag *The Dilemmas of the Medieval Sculptor* (58–90) weiter vertieft. Ausgehend von dem mittelalterlichen Spruch: „Nec Deus est nec homo præsens quam cernis imago / Sed Deus est et homo præsens quam signat imago“ und 5 Mose 8: „Du sollst dir kein Bildnis machen, keinerlei Gleichnis, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, noch des, das im Wasser unter der Erde ist“, beschreiben sie die Entwicklung, die die sakrale Kunst im Norden überhaupt erst ermöglichten. Dieselben Vf. edieren dann im nächsten Abschnitt *Making Images in the Far North* (91–120) zwei hochmittelalterliche Texte, den *Likneskjusmið* (Das Schaffen von Abbildungen) und *Að mála upp á tré* (Das Malen auf Holz), zwei kunsthistorisch bedeutsame Texte für Skandinavien. Bei der Beschreibung des Inhaltes der Texte stellen Vf. auch Berechnungen an, wie viele Skulpturen es z. B. auf Island gegeben haben wird (ca. 1.560) und was dieses für die Verbreitung, aber auch für die Anschaffung von Skulpturen bedeutet hat. Abschließend geht Noëlle L. W. Streeton in ihrem Artikel *The Original Functions of a Weeping Sculpture: The Cult of Saint Anne, Active Images and Late Medieval Piety* (121–160) auf eine Skulptur der *Anna selbdritt* aus dem Kunsthistorischen Museum in Oslo ein, die einen Tränenmechanismus besaß. Vf.in zeigt dabei nicht nur den Aufbau und die wahrscheinliche polychrome Fassung der Skulptur, sondern geht auch auf den Annen-Kult sowie weinende Skulpturen als solche ein.

Im zweiten Abschnitt *Ageing Gracefully?* geht es um konservatorische Aspekte. Im ersten Artikel behandeln Noëlle L. W. Streeton, Francesco Caruso, Calin Constantin Steindal, Tine Frøysaker, Elena Platania und Maite Maguregui konservatorische Überlegungen zur zuvor behandelten *Anna selbdritt* aus Oslo (*Revealing Saint Anne with the Virgin and Child: Decoding Damage Via Non-Invasive Scientific Investigations*, 163–198), bevor Tine Frøysaker, Noëlle L. W. Streeton, Hana Lukesova, Alexandra Böhme, Irka Hajdas und Francesco Caruso zwei mittelalterliche Prozessionsfahnen, *panni depicti*, aus Oslo resp. Växjö untersuchen (*Interpreting and Misinterpreting the Appearances of Age in*

Two Painted Processional Banners, 199–237). Abschließend geht es noch einmal um die schon lange in der Forschung diskutierte angebliche Vorherrschaft Lübecker Werkstätten bei sakraler Kunst in Skandinavien, wenn Noëlle L. W. Streeton, Elena Platania, Aoife Daly, Anna Vila, David Buti und Jørgen Wadum Retabeln, resp. Figuren aus Bygland, Røldal und Skjervøy untersuchen (*Long-Lost Relations and New-Found Distinctions: Redefining Lübeck Attributions for Three Late Medieval Fragments*, 238–284).

Der dritte Abschnitt *Interrogating Materials. Decoding Transformations* bietet ein *bouquet coloré* an Themen. Aoife Daly und Jørgen Wadum stellen anhand zahlreicher Beispiele neue *non-invasive* Möglichkeiten der Dendrochronologie dar (*Dating and Beyond: The Science of Dendrochronology for the Study of Late Medieval Wooden Objects*, 285–320); Elena Platania, Francesco Caruso, Austin Nevin, Anna Vila, David Buti und Einar Uggerud präsentieren die Resultate chemischer Analysen polychromer Skulpturen (*Transformations of Late Medieval Church Art: The Role and Challenges of Conservation Science*, 231–358), ein Thema, das durch Katrine S. Scharffenberg, Elena Platania, David Buti und Anna Vila in deren Beitrag *Reconstructing Gilding Structures in Search of Original Surface Effects* (359–384) noch weiter vertieft wird. Abgeschlossen wird dieser Teil mit den Ausführungen von Jørgen Wadum, *The complex Trajectories of Heritage Objects* (385–401), in denen er über die Bewahrung, Aufbewahrung und Repräsentation von Kunstobjekten reflektiert.

Der vierte Abschnitt *Becoming Medieval Heritage* schlägt dagegen eine völlig andere Richtung ein. In ihm berichten drei Kustoden, Lena Liepe (*The Museum of National Antiquities in Stockholm: The Display of the Medieval Collections*, 405–437), Poul Grønder-Hansen (*Medieval Church Art and the National Museum of Denmark*, 438–472) und Karoline Kjesrud (*Medieval Displays at the Museum of Cultural History, University of Oslo*, 473–503), über das Entstehen und die Entwicklung der permanenten Mittelalterausstellung in den drei skandinavischen Ländern, wobei das Fehlen des Kansallismuseo, des finnischen Nationalmuseums, schmerzhaft registriert werden muss. Abgeschlossen wird dieser Teil durch einen imponierenden Überblick über den modernen Medievalismus in Norwegen von Karl Christian Alvestad, ein Beitrag, der sowohl die Wurzeln, die Auswüchse als auch den modernen Gebrauch mittelalterlicher Symbolik in den Blick nimmt (*Mundane Medievalism: Changes in Materiality and Meaning, from the Extraordinary to the Ordinary*, 504–529).

Abgeschlossen wird der Band durch eine Art Zusammenfassung von Elina Gertsmann, die als *Response* anhand des Kruzifixes von Borre auf Gotland weitere Überlegungen bietet (*The Borre Cross and the Long Lives of Sacred Objects in Medieval Scandinavia: A Response*, 533–546), wobei unklar bleibt, auf was die Vf.in respondiert.

Auf 570 Seiten werden hier eine unglaubliche Vielzahl von interessanten und wohlfundierten Themen abgehandelt. Jedes für sich setzt sich an die Spitze der Forschung. Doch in der Zusammenschau bleibt ein fahler Beigeschmack. Wird man Karl Christian Alvestads inspirierenden Beitrag in einem Band über die chemische Zusammensetzung polychromer Farbfassungen vermuten? Passen die museologischen Ausführungen zu den historisch-religiösen Überlegungen zur Herstellung von Skulpturen in Skandinavien und wie passen die MRT-Aufnahmen der *Anna selbdritt* und die Überlegungen zu Mechanismen weinender Gottesgnadenbilder in dieses Konzept? Es ist gut und wichtig, dass die Ergebnisse dieser Forschungen veröffentlicht werden, doch stellt sich die Frage, ob das unbedingt in einem Band erfolgen musste. Aber die Farbwahl ist ja bekanntlich Geschmackssache. C. J.

DÄNEMARK. Eine nützliche Zusammenfassung der neuesten Ergebnisse der Pestforschung präsentiert ein Sonderband *Epidemihistorie* der Zeitschrift *TEMP* 28 (2024). Hierin sind für die Hanseforschung zwei Beiträge besonders hervorzuheben. Zum Ersten berichtet Lars Bisgaard in seinem Beitrag *Døden kommer fra Lübeck. Den Sorte Død og kirken 1350–1400* (14–29) über die neuesten Erkenntnisse zur skandinavischen Pestforschung. Nachdem 2011 *Yersinia pestis* als Erreger in mittelalterlichen Skeletten nachgewiesen wurde, richten sich die Diskussionen nicht mehr auf die Erreger, sondern vielmehr auf die Ansteckungswege und die Ausbreitung. Wichtig ist hierbei u. a. die neuere Erkenntnis, dass die Pest endogen in Tierpopulationen überleben kann – wobei die Gegend um Frankfurt a. M. als endemischer Pool ausgemacht werden kann. Mit dem Fernhandel über Frankfurt konnten sich so neue Wellen ausbreiten. Vf. versucht weiterhin, anhand neuer Quellengruppen, v. a. von Schenkungsbriefen, die Pestdurchzüge in Dänemark neu zu rekonstruieren.

Im zweiten Beitrag, *Pest i pattedyr og parasitter. En tværfaglig tilgang til studiet af Den Sorte Død* (30–53), geht David L. G. Miedzianogora auf einen bisher wenig beachteten Aspekt der Pestforschung ein. Seit Alexandre Yesins Forschungen zur Pest in Hong Kong gilt die schwarze Ratte (*Rattus rattus*), resp. deren Rattenfloh (*Xenopsylla cheopis*), als Vektor der Infektionsübertragung. Diese Erkenntnis passt nun aber selten zu den in den Quellen überlieferten Ereignissen, wo z. B. nie über Rattensterben etc. berichtet wird, wie schon David Herlihy in seinen berühmten Untersuchungen zur Pest ausgeführt hatte. Vf. zeigt nun aber, dass *Rattus rattus* nicht der einzige Wirt des Pestbakteriums ist. Über 300 Tierarten sind hierfür anfällig und können somit auch als Vektoren gedient haben. Besonders weist er dabei im urbanen Milieu auf Katzen hin, die durch den Verzehr von infizierten Ratten selbst zu Überträgern werden konnten, wie auch Schafe und Kaninchen im ländlichen Raum als Zwischenträger fungiert

haben können. Dieses würde dann einen Zusammenhang zwischen der bekannten Schafseuche der Jahre 1367 bis 1369 und dem Pestausbruch im letzteren Jahr erklären. Wichtig ist aber auch die Erkenntnis, dass *Yersinia pestis* in freier Natur endemisch vorhanden war und somit als Pestreservoir für spätere Ausbrüche dienen konnte. Insgesamt bietet der gesamte Band einen nützlichen Zwischenstand in der Erforschung von Epidemien im Norden Europas. Das Zusammenspiel zwischen Medizin, Naturwissenschaft und Geschichte ist gerade dabei, die Sichtweisen auf dieses Ereignis zu revolutionieren, sodass dieses mit Sicherheit nur als Zwischenfazit gelten kann. Für die Geschichts- und Hanseforschung ergeben sich dabei neue und spannende Perspektiven, die zu weiteren Untersuchungen anregen. C. J.

Die Übergangszeit kurz nach der Reformation gerät in den letzten Jahren immer mehr in den Fokus der Forschung, die zu Recht bemerkt hat, dass die protestantische Welt nicht fix und fertig von einem Tag zum anderen eingeführt wurde. In diesen Reigen der neuesten Forschung reiht sich nun auch Per Ingesman mit seinem Beitrag *Den lovlige troløvelse: Et nyt rets-begreb i protokoller med ægteskabsdomme fra Lunds domkapitel 1577–1579 og 1589–1597* (Scandia 90, Nr. 2, 2024, 174–202) ein. Die Reformation brachte die alte Rechtsaufteilung zwischen kirchlichem und weltlichem Recht durcheinander, und das v. a. im Bereich des Eherechts, das die weltlichen Herrscher, wie das Beispiel Heinrichs VIII. von England zeigt, gern in ihre eigene Hand gebracht hätten. Anhand der Protokolle des Lundener Domkapitels vom Ende des 16. Jh.s kann Vf. nun zeigen, dass alte Rechtsprinzipien und -gänge auch Jahrzehnte nach der Reformation noch immer ihre Gültigkeit besaßen. Bei seiner Untersuchung von gelösten (oder imaginierten) Verlobungsversprechen zeigt sich, dass die alten Vorstellungen zur Gültigkeit von Verlobungen (natürlich) nicht mit der Reformation verschwunden waren. Es zeigt sich aber auch, dass im 16. Jh. die Zeugung eines Kindes allein kein Grund für eine spätere Ehe darstellte, sondern, dass kirchenrechtliche Vorstellungen schwerer wogen als die Folgen eines Sexaktes. Alles in allem dient diese Spezialuntersuchung nicht nur dazu, die kirchenrechtlichen Verhältnisse in Dänemark nach der Reformation tiefer zu beleuchten. Diese Untersuchung zeigt vielmehr auch, wie langsam und schattierungsreich der Reformationsprozess eigentlich vorstättenging, wider aller teleologischer Interpretation. Und damit ist schon viel gewonnen. C. J.

SCHWEDEN. Die Historiografie zur Insel Gotland und der Stadt Visby im Mittelalter ist seit der Zeit Dietrich Schäfers, Karl Jordans und Hugo Yrwings geprägt von Anfeindungen und Verbitterung. Jeder, der sich in diese Abgründe wagt, setzt sich sehr schnell beißender Kritik aus – oder zieht sich zurück;

und die Kommunikation zwischen den Forschern zu dieser spannenden Insel, in Schweden wie auch in Deutschland, ist daher eher eklektisch und selten. So kann man dankbar zur Kenntnis nehmen, dass einer der größten Kenner der mittelalterlichen Geschichte Visbys Dick Wase begonnen hat, seine bisher in diversen regionalen Zeitschriften veröffentlichten Beiträge und Gedankensplitter in Sammelbänden zusammenzufassen.

Vf. ist nicht unumstritten und er ist mit Sicherheit Teil der gotländischen Forschungstradition mit ihren tiefen, teils persönlichen Gräben. Nichtsdestotrotz ist er einer der größten Kenner des Materials zur gotländischen Geschichte und auch der Visbyer Prosopografie des Mittelalters (s. HU 2019, 223 f.). In den letzten Jahren hat er begonnen, das von ihm gesammelte Material zur gotländischen Geschichte zu systematisieren und eine Webseite (www.medeltidsgotland.se) aufzubauen. Aus diesem Zusammenhang heraus hat er Gedankensplitter resp. Artikel v. a. in der regionalen (und außerhalb Gotlands wenig verbreiteten) Zeitschrift *Haimdagar* (<https://haimdagar.se>) veröffentlicht, die bisher nur einen begrenzten Leserkreis erreicht haben. Aus seinem Fundus hat Vf. 31 Beiträge ausgewählt und in diesem Band *Fler texter kring gotländsk medeltid ...och vissa andra* (Stockholm 2024, 391 S., zahlr. Abb.) zusammengefasst.

Der Band ist in fünf Abteilungen aufgeteilt: Gotland im Allgemeinen, Handel, *Visbyencia*, Personengeschichte und Rezensionen. An diesem Ort alle Beiträge vorzustellen, ist nicht möglich, doch sollen einige Highlights hervorgehoben werden. So kommt Vf. mit neuen Gedanken zu Magnus Ladulås' Urkunde zum Handel vom 23. Mai 1276 (*Ytterligare en spik i „farmännens“ kista – Magnus Ladulås brev om handeln 1276*, 35–38), versucht auf neuer Grundlage die Bevölkerungszahl auf Gotland zu errechnen (*Funderingar kring befolkningsnumerären på Gotland omkring 1335*, 39–48), den Steuerdruck zu bestimmen (*Taxuslistorna och skattetrycket på Gotland före 1361*, 49–66) oder macht sich seine Gedanken zur Funktion des Hafens von Västergarn mit seinen zwei „Kirchen“ (*Vad var hamnen i Västergarn? – ännu en spik i farmannakistan?*, 73–78).

Auch in den folgenden Abschnitten finden sich zahlreiche Beiträge, die einen direkten Bezug zur Hanse- und Regionalgeschichte innerhalb des Hanseraumes besitzen. So gibt er im Abschnitt „Handel“ drei kürzere Beiträge aus *Heimdagar* wieder: Einen Gedankensplitter zum „Alten Frieden“, den Fürst Jaroslav von Novgorod 1191 bekräftigt hat (*När – och varför – avslöts „den gamla freden“?*, 81–88), einen kurzen Beitrag zur Frage, welcher Teil Gotlands Handel trieb, Visby oder auch die Landdistrikte (*Vilka delar av Gotlands var de gotländska köpmännens?*, 85–96) und zu den Besitzverhältnissen am gotischen Hof in Novgorod im Jahr 1331 (*Om Gutagårds tillhörighet 1331*, 97 f.).

Der folgende Abschnitt *Visbyencia* sammelt wesentliche und wesentlich längere Beiträge zu folgenden Bereichen: dem mittelalterlichen Heiliggeisthospital in Visby und seinen (auch architektonischen) Verbindungen nach Lübeck und Rom (*Det medeltida Helgeandshuset i Visby*, 101–142), dem Bau der Stadtmauer von Visby (*Kung Magnus hade „förlåtit“ murbygget redan före 1288*, 143–147 u. Exkurs: *När, varför och hur byggdes den äldsta (sjö)muren*, 148–150), der Schwertingschen Vikarie in Visby und ihren Patronen (*När instiftades den Swertingska vikarian – och av vem?*, 151–158), der Haltung der Stadt Visby unter den Valdemarskriegen (*Visbys åtaganden i hanseaternes krig mot Waldemar*, 159–167) oder ein Beitrag zum Entstehungszeitpunkt und -prozess des Visbyter Stadtrechts (*När tillkom Visby stadslag?*, 227–230). Den breitesten Raum aber nimmt eine bisher unveröffentlichte und erweiternde Besprechung des Bandes von Michael Lutterbeck, *Der Rat der Stadt Lübeck*, Lübeck 2002 (s. HU 2003, 245 f.) ein (*Visbyrådet med perspektiv utifrån rådet i Lübeck*, 173–226). In diesem Beitrag vergleicht Vf. systematisch die Erkenntnisse Lutterbecks zu Lübeck mit seinem Material aus Visby, kritisiert einige der Lutterbeckschen Erkenntnisse und ist in der Lage, dessen Liste der Lübecker Ratsherren aus seiner Kenntnis des Visbyter Materials heraus zu ergänzen und zu korrigieren (*Bilaga 1: Synpunkter på och kompletteringar till Rådmanlistan i Lutterbeck*, 210–224). Des Weiteren stellt er Erkenntnisse und Vermutungen zu eingewanderten Ratsherren in Lübeck zur Diskussion (*Bilaga 2: Rådmän som invandrat till Lübeck och deras kända eller troliga ursprungsorter*, 224 ff.).

In den abschließenden Abschnitten vertieft Vf. sich u. a. in die Geschichte der Familie Bretholt im Mittelalter (*Bretholt – en medeltida Visbyslåkt*, 243–264) sowie anderer gotländischer Familien, bevor er einige ausgewählte Rezensionen mit teils persönlichen Verbindungen wiedergibt.

Insgesamt ist der gesamte Band ein wichtiger Diskussionsbeitrag zur Geschichte Gotlands. Vf.s unbestreitbare Quellen- und Ortskenntnis geben wichtige Ergänzungen und Anregungen und bieten viel Stoff zum Nachdenken. Auch kritisiert er (zu Recht) viele Spekulationen anderer Kollegen, die ohne Quellenbezug erfolgt sind. Allerdings hält sich Vf. auch mit eigenen Spekulationen nicht zurück. Ebenso wenig scheut Vf. sich, seiner Kritik an anderen durch Fettdruck und Ausrufezeichen Nachdruck zu verleihen. Er steht damit ganz und gar in der Tradition der Forschungen über diese Insel, einer Tradition, die eine übergreifende Zusammenarbeit erschwert.

So bleibt festzuhalten, dass dieser Band unumgänglich in die kommenden Forschungen über Visby und Gotland miteinbezogen werden muss. Ob man mit Vf. jederzeit übereinstimmt, wird die Zukunft zeigen, aber alle kommenden Diskussionen werden auf der umfassenden Quellenkenntnis der Diskutanten aufbauen müssen. Und – für alle kommenden Diskussionen ist in diesem Bereich noch immer anzuraten *pellis crassior fite*. C. J.

Seit Leopold von Ranke gibt es eine romantisierende Idee der Verbindung zwischen Archivarbeit und der Geschichtswissenschaft. Quellen sind unser größtes Gut – und jede Forschergeneration klagt vehement über die Unlust der Jugend, sich mit ungedruckten Quellen zu befassen. Je stärker die Unlust ausgeprägt ist, desto wichtiger wird der Wert gedruckter Quellenpublikationen. Dass diese aber keine neutrale Abbildung der Originalquelle darstellen und als solche auch einer medialen Transformation unterliegen, zeigt Alexander Isacsson in seinem Beitrag *I floden av källpublikationer: Mediehistoriska perspektiv på svensk urkundsutgivning, 1834–1847* (SHT, Vol. 145, 2025, Nr. 2, 216–249). Anhand des (ebenfalls nun gedruckten) Briefwechsels zwischen den Urvätern der schwedischen Urkundenpublikationen Hans Järtas und Bror Emil Hildebrand aus den Jahren 1837–1847 zeigt Vf. nicht nur die Motivationen auf, die hinter der Herausgabe von „wichtigen“ Urkunden standen, sondern geht auch auf ganz allgemeine Probleme des täglichen Geschäftes ein. Es wird deutlich, dass das „Nationale“ durchaus ein leitendes Motiv darstellte, weshalb u. a. isländische Sagen nicht veröffentlicht wurden, da sie nichts zur schwedischen Nationbildung beitrügen, aber v. a. auch persönliche Überlegungen der wichtigsten Herausgeberpersönlichkeiten sowie Geldzwänge eine Rolle spielten. Besonders eine unterverstandene und niemals definierte Aufteilung von Akten in „wichtig“ und „unwichtig“ sowie eine daraus resultierende Kürzung, *gallring* (eigentlich Pikierung resp. Auslichtung), der edierten Texte steuerten die frühen schwedischen Quellenpublikationen. Mit diesem Beitrag, der nach schwedischer Art mit einer sehr theoriereichen Einleitung beginnt, wird ein wichtiger Erkenntnissschritt zur Beurteilung der auch heute noch wichtigen Quellenwerke des 19. Jh.s vollzogen – nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland und dem Hanseraum. C. J.

Am 8. November 1543 importierte ein Kaufmann aus Lübeck „Katt-Bälle“ (*kase boller*) für sechs Öre nach Stockholm. Das ist der erste Beleg für das Tennisspiel in Schweden, wie Isak Lidtröm in seinem Beitrag *Kungarna på racketbanan: Tennis, status och tidigmodern sportifiering* (SHT, Vol. 144, 2024, Nr. 4, 625–658) nachweisen kann. Ist Heinrich VIII. als Boris Becker seiner Zeit berühmt, so fehlten bisher Untersuchungen über Ballsportaktivitäten in Skandinavien. Dabei hatte schon Christian I. auf seiner berühmten Romreise 1474 einem professionellen Tennismatch in Mailand beigewohnt und u. U. die Kenntnis vom *Jeu de Paume* (mit seinen noch einem Ritterturnier ähnlichen Regeln) in den Norden mitgebracht. Vf. zeigt in seinem Beitrag nicht nur die Erwähnungen dieses Sports in den schwedischen Quellen. Besonderen Wert legt er auf die Stellung, die der Ballsport – und v. a. das Tennisspiel – in der Erziehung, Diplomatie und Selbstinszenierung der Prinzen der Wasakönige spielte. So sandte z. B. Erich XIV. seinen Bruder nach England, um um die Hand

von Elisabeth I. anzuhalten – wobei dieser Diplomatie auf dem Tennisplatz ausführte, was man dort wohlwollend zur Kenntnis nahm – und wo er für mehr als 230 Dutzend verlorene Bälle bezahlen musste. Mit diesem Beitrag wird die Rolle des Ballsports im adligen Lebensstil des 16. und 17. Jh.s eingehend beleuchtet – und gleichzeitig ein noch völlig unbeleuchtetes Handelsgut ans Licht gebracht. Spiel, Satz und Sieg oder wie man im Französischen sagen würde: Tenez! (Nimm!).

C. J.

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Norbert Angermann, Marina Bessudnova, Karsten Brüggemann, Inna Pöltzsaam-Jürjo* und *Anti Selart*

Der dritte Band der Zeitschrift *Caurus* (2024) wurde in vier Ausgaben von der Staatlichen Jaroslav-der-Weise-Universität zu Velikij Novgorod herausgegeben. Er behandelt weiterhin die vielfältigen Kontakte zwischen dem russischen Nordwesten mit Groß-Novgorod an der Spitze und dem westeuropäischen Raum im Mittelalter und in der Neuzeit und bietet thematisch ähnliche Beiträge.

Die erste Ausgabe (94 S.) enthält einige Vorträge der 4. Internationalen Konferenz der Reihe „Baltische historische Lesungen“, die dem Thema „Meinungsverschiedenheiten und Konflikte im baltischen Kommunikationsraum im Mittelalter und in der Neuzeit“ gewidmet war. In ihrem einleitenden Beitrag *Quellen der rechtlichen Regulierung von Handelskooperation und Konfliktlösung im mittelalterlichen England* (Istočniki pravovogo regulirovanija trgovogo sotrudničestva i uregulirovanie konfliktov v Srednevekovoj Anglii, 9–20) untersucht Ju[lija] I[gorevna] Careva (Moskau) die rechtliche Unterstützung für die Aktivitäten ausländischer Kaufleute im mittelalterlichen England sowie das ganze rechtliche Umfeld, in dem Handelskonflikte durch Gerichtsbehörden beigelegt worden sind. Es sollte bedacht werden, dass die königliche Macht eine enorme Rolle bei der Lösung von Konflikten zwischen englischen und ausländischen Kaufleuten spielte. Es waren die Könige, die die Höhe der Handelszölle regelten und auch die Privilegien einzelner Gruppen ausländischer Kaufleute durch Urkunden bestätigten. Bei der Betrachtung der Rolle der Könige bei der Beilegung von Handelsstreitigkeiten müssen sowohl politische als auch wirtschaftliche Aspekte berücksichtigt werden. Einerseits wurden im englischen Parlament häufig Fragen nach der Einschränkung der Privilegien ausländischer Kaufleute in England aufgeworfen, und der König war deswegen gezwungen, darauf zu hören, da der Erfolg seiner Finanzpolitik im Land von seinem Verhalten in dieser Angelegenheit abhängig war. Andererseits liehen sich Könige oft beträchtliche Geldsummen von ausländischen

Kaufleuten und mussten ihnen deshalb nachgeben. Der politische Aspekt war auch für die Lösung von Handelskonflikten wichtig, insbesondere von denen, die zu Kaperkriegen führen konnten. Es wird hier darauf hingewiesen, dass die Normen des Handelsrechts in Bezug auf Betrug, Fälschung usw. oft den Regeln des Seerechts und sogar des Strafrechts ähnlich waren. Vf.in hat sich aber nicht eingehend mit diesen Bereichen befasst, da sie einer gesonderten Untersuchung bedürfen. – A[leksej] V[ladimirovič] Vostrov (St. Petersburg) behandelt die *Transformation des Landstraßensystems der Karelischen Landenge und des Gebiets an der Neva im 17. Jahrhundert* (Transformacija sistema suhoputnyh dorog Karel'skogo perešjeka i prinevskich zemel' v XVII stoletii, 35–46), d. h. in den Jahren von der Beendigung der Wirrenzeit (*Smuta*) bis zur Wende zum 18. Jh. Aufgrund erfreulicher Quellen- und Kartenkenntnis entwirft Vf. das überzeugende Bild eines hochverdichteten und teilweise richtungsmäßig geänderten Wegenetzes im Novgoroder Land und in den angrenzenden finnischen Gebieten. Allgemeine Tendenzen der Entwicklung erklärt Vf. mit der wachsenden militärisch-strategischen Bedeutung der ganzen Region in der Politik Schwedens ebenso wie Russlands. Auf schwedischer Seite manifestierte sich größerer Erfolg, insbesondere beim Bau von Festungen und in der Organisation des Postdienstes. – A[nna] R[oslavna] Džioeva (St. Petersburg), *Handschriftliche Karten der baltischen Region aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Bibliothek der Russischen Akademie der Wissenschaften* (Rukopisnye karty Baltijskogo regiona pervoj poloviny XVIII veka v Biblioteke Rossijskoj Akademii Nauk, 47–63), bietet einen Überblick über Karten und Pläne zum Baltikum der ersten Hälfte des 18. Jh.s aus der Sammlung handschriftlicher Karten von Peter I., die in der Bibliothek der Russischen Akademie der Wissenschaften gespeichert sind. Der angegebene Zeitraum ist in zwei Abschnitte von jeweils einem Vierteljahrhundert unterteilt. Innerhalb jeden Abschnitts werden geografische und hydrografische Objekte, Tiefbauprojekte und Architekturzeichnungen berücksichtigt. Die Unterteilung des kartografischen Materials in bestimmte Gruppen ermöglicht eine visuelle Übersicht über den Inhalt des präsentierten Sammlungsteils, der seinerseits den wichtigsten historischen Ereignissen und ebenso den Entwicklungstendenzen in der Kulturgeschichte entspricht. Mit der Untersuchung der Militärkarten und Befestigungspläne zu jedem der genannten Zeiträume fördert die Studie die Kenntnis der militärpolitischen Entwicklung Russlands in zwei wichtigen Phasen seiner Geschichte, nämlich unter Peter I. und unter seinen nächsten Nachfolgern. In den präsentierten Kartengruppen sind Materialien ausländischer Herkunft und originale inländische Werke besonders beachtenswert, darunter militärische landschafts-topografische Karten und Pläne sowie auch Zeichnungen von Befestigungen. Es wurde versucht, einige Gegenstände zuzuordnen, in einigen Fällen sogar dank Wasserzeichen

des Papieres. Einige stilistische Merkmale der hier genannten Kartengruppen sind erwähnt, mit dem Versuch sie zu erklären. – Die Quellenrubrik enthält einen Aufsatz von A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov (Velikij Novgorod) mit Erträgen seiner Recherchen zur Identifizierung von Dokumenten der „Revalfahrer“-Korporation aus Lübeck. Es handelt sich um eine im Tallinner Stadtarchiv aufbewahrte Sammlung von Briefen des Lübecker Stadtrates an Reval. Diese Texte stellen die Interaktionen der „Revalfahrer“ mit den Stadtbehörden von Lübeck, Anwerbungen von Soldaten zur Sicherung der Handelsschiffe, die Gehaltszahlung an jene sowie die Charterung der Handelsschiffe dar. Vollständig transkribierte Texte hat Vf. im Anhang beigefügt, dies mit russischer Übersetzung und erforderlichen Kommentaren.

In der zweiten Ausgabe (80 S.) kann man weitere Vorträge der 4. Internationalen Konferenz „Baltische historische Lesungen“ finden, die den politischen Ereignissen in Osteuropa gewidmet sind. Mit der Hanseforschung hat allein die weitere Publikation von Briefen der Lübecker „Revalfahrer“ und „Novgorodfahrer“ aus dem Tallinner Stadtarchiv zu tun, die A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov präsentiert. Es werden fünf Briefe aus dem beginnenden 16. Jh. Vorgelegt: zwei zu Gerichtsverfahren in Lübeck und drei zu Ereignissen am Vorabend des Krieges der Hanse gegen Dänemark 1509–1512. Im Anhang werden wieder die vollständigen Texte mit russischen Übersetzungen und Kommentaren geboten.

Die dritte Ausgabe der Zeitschrift (114 S.) umfasst sechs Aufsätze zur Geschichte der geistlichen Ritterorden im Ostseeraum, darunter *Narva im Wirtschaftssystem des livländischen Ordensstaates* (Narva v chozjajstvennoj sisteme livonskogo ordenskogo gosudarstva, 64–86) von M[arina] B[orisovna] Bessudnova und V[alentina] A[ndreevna] Jakunina. Vf.innen erklären die prominente Rolle des livländischen Ordens in Person seiner Vögte bei den Handelsunternehmen von Narva in der Frühen Neuzeit, für die auf den ersten Blick kein direkter Bezug zur hansischen Geschichte gegeben zu sein scheint. Sie weisen darauf hin, dass die Aufmerksamkeit der Vögte von Narva auf den wirtschaftlichen Zustand der Stadt v. a. durch ihre persönliche Verantwortung für die Materialversorgung der Ordensburg und der Stadt bestimmt wurde, die aufgrund ihrer Grenzlage von strategischer Bedeutung war. Verschiedene Formen des Unternehmertums, allen voran die kommerzielle Fischerei, dienten diesem Zweck. Zugleich waren wirtschaftliche Ressourcen in Narva aufgrund des für die Landwirtschaft wenig geeigneten Gebiets, des kleinen Hinterlandes und des nicht-hansischen Status der Stadt eng begrenzt. Diese Umstände zwangen die Ordensadministration, sich auf den Außenhandel Narvas, insbesondere auf den Russlandhandel, zu konzentrieren. Die Gewährung von Handelsprivilegien durch die Ordensleitung ebenso wie positive Einflüsse von Vögten auf den Handel der Stadt

kompensierten teilweise den fehlenden Hansestatus und gewährleisteten die enge Zusammenarbeit zwischen den städtischen Ordens- und Stadtbehörden, die ihrerseits zum stabilen Anstieg des Handels führte. Bei Spannungen in den russisch-livländischen Beziehungen nutzten beide Verwaltungen Narvas Nicht-Hanse-Status, um hansische Handelsverbote zu umgehen, und trugen auf diese Weise zur Umwandlung der Stadt in ein Zentrum des russisch-livländischen sog. „ungewöhnlichen“ Handels bei. Um die ununterbrochene Versorgung Narvas mit russischen Exportgütern unter Umgehung von Reval und der Hanse zu gewährleisten, nutzten die Vögte ihre Verwaltungsressourcen auf lokaler Ebene und in Reval.

Von den Beiträgen der vierten Ausgabe (84 S.) seien hier nur zwei vorgestellt. O[leg] Ju[r'evič] Lašmanov und V[alentina] A[ndreevna] Jakunina, *Auswirkungen der Handelsverbote der Hanse und Livlands auf die Handelsaktivitäten an der Grenze bei Narva im 15. Jahrhundert* (Vlijanie ganzejskich i livonskich torgovych zapretov na torgovuju aktivnost' na narvskoj granice v XV veke, 34–41), gehen der Frage nach, unter welchen Voraussetzungen Narva sich zu einem bedeutenden Handelszentrum entwickeln konnte und welche Faktoren hingegen eine derartige Entwicklung hinderten. Man sieht in der Fachliteratur eine Wachstumstendenz des Handels in Narva in Zeiten hansischer und/oder livländischer Handelsverbote, die bei Spannungen zwischen Livland und Russland in Kraft traten. Es mangelt dabei aber an Forschung, die es uns ermöglichen würde, einen tatsächlichen Einfluss von hansischen und livländischen Verboten auf das Wachstum oder den Rückgang der Handelsaktivitäten an der Narva-Grenze festzustellen. Aufgrund quantitativer Indikatoren aus der Handelstransaktionen betreffenden Korrespondenz von Narva mit Reval im 15. Jh. werden hier mehrere Grafiken geboten, wo Trends der Hanse- und Ordensverbote die Handelsentwicklungslinie von Narva überlagern. Diese Methode zeigt visuell, dass die Handelsverbote in Narva dann ihre größte Wirkung zeigten, wenn sie gleichzeitig von der Hanse und vom Orden kamen. In Fällen der Hanseverbote allein nahm der Handel im nicht-hansischen Narva sogar zu, dank der Ankunft hansischer Kaufleute, die den sog. „ungewöhnlichen Handel“ trieben. – M[aksim] Ju[r'evič] Kolpakov, *Arten des Land- und Wassertransports der Teilnehmer am „ungewöhnlichen Handel“ im russisch-livländischen Grenzgebiet des 15.–16. Jahrhunderts* (Vidy suchoputnogo i vodnogo transporta učastnikov „neobyčnoj torgovli“ v zone rusko-livonskogo pograničja XV–XVI vekov, 42–64), bietet einen guten Überblick über die Transportpraxis der Geschäftsleute im russisch-hansischen Handelsraum seit dem Ende des 15. Jh.s. Einige handelten unter Verstoß gegen hansische Gewohnheiten und betrieben den sog. „ungewöhnlichen Handel“, der eine spezielle Handelslogistik erforderte. In dieser Hinsicht analysiert Vf. alle ihm zugänglichen Hinweise auf Wasser- und

Landtransportfahrzeuge in Schriften von Teilnehmern des „ungewöhnlichen Handels“. Im Einzelnen sind dies Dokumente und Materialien aus dem Tallinner Stadtarchiv, das Tagebuch von Samuel Kiechel, Berichte von Thomas Southam und John Sparke sowie das Wörterbuch von Tönnies Fonne. Die gewonnenen Informationen werden mit archäologischen und ethnografischen Funden sowie Daten aus den Novgoroder Zollbüchern der zweiten Hälfte des 16. bis frühen 17. Jh.s korreliert. Es werden Schlussfolgerungen zu den Besonderheiten der Nutzung von Rad-, Gleit- und Wassertransportmitteln gezogen. Der Aufsatz ist reich illustriert. M. B.

Der Sammelband *Der Hansebund: von der Entstehung bis zur Wiedererweckung* entstand als Ergebnis einer am 28. und 29. September 2023 in Novgorod durchgeführten Konferenz junger Historiker. Er enthält aber nicht nur wissenschaftliche Beiträge, die aus den Vorträgen der Teilnehmer hervorgegangen sind, sondern auch Beiträge von Forschern, die Interesse an der Veröffentlichung ihrer Arbeiten sowohl zur Hansegeschichte als auch zur allgemeinen Geschichte des geografischen hansischen Handelsraums bekundet hatten (Ganzejskij sojuz: ot zaroždenija k vozroždeniju: sbornik naučnych trudov molodych učenyh. Vypusk 1., hg. von A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov u. a., Velikij Novgorod 2024, Verlag NovGU im. Jaroslava Mudrogo, 232 S.). Darin untersucht E[lizaveta] K[onstantinovna] Poljanskaja die soziale Stellung von Kindern in der isländischen Gesellschaft des 13. Jh.s am Beispiel der „Isländersaga“. Vf.in analysiert sprachliche Konstruktionen des Textes und kommt zu dem Schluss, dass sich trotz indirekter Erwähnungen von Kindern bestimmte Merkmale des Status' eines geborenen Kindes – ob außerehelich oder ehelich – sowie die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern feststellen lassen (*Institut detstva v „Sage ob irlandcach“*, 13–26). – E[lizaveta] R[omanovna] Galuščak betrachtet das Thema der Ehe- und Familienbeziehungen in Reval im letzten Viertel des 13. Jh.s auf der Grundlage des Revaler Kodex des Lübisches Rechts von 1282. Im Anhang zum Artikel wird eine Übersetzung der für die Untersuchung verwendeten Bestimmungen des Kodexes aus dem Mittelniederdeutschen ins Russische veröffentlicht (*Brak i sem'ja v Revele po dannym revel'skogo kodeksa ljubekskogo prava 1282 goda*, 27–42). – K[onstantin] S[ergeevič] Vorob'ev analysiert die Ornamente von 167 miniaturhaften Blei-Zinn-Äxtchen aus dem 14.–17. Jh., die auf dem Gebiet mittelalterlicher Städte der südlichen Niederlande, Preußens und Englands gefunden wurden. Vf. kommt zu dem Schluss, dass diese Gegenstände zwei Funktionen erfüllen konnten: eine identifikatorische Rolle spielen oder als Amulette dienen (*Svincovye miniatjurnye toporiki Vostočnoj i Zapadnoj Evropy (XIV–XVII veka): sravnitel'nyj analiz*, 43–57). – A[nastasija] A[leksandrovna]

Darovskaja beschreibt kurz die Methoden der Erschließung der preußischen Gebiete durch den Deutschen Orden. Vf.in hebt dabei den Festungsbau, die Umsiedlung der Bevölkerung, die Herausbildung eines Adelsystems sowie den Einsatz von Gewalt hervor (Politika Tevtonskogo ordena po kolonizaciji Prussii, 58–64). – R[oman] A[ndreevič] Andropov untersucht die Konflikte zwischen den hansischen Städten, Novgorod und Pleskau, die dem Abschluss des Nieburfriedens im Jahr 1392 vorausgingen. Vf. kommt zu dem Schluss, dass Novgorod und Pleskau eine besondere Stellung im hansischen Handel einnahmen und dass in den Handlungen Lübecks, Visbys und der livländischen Städte keine Einheitlichkeit festzustellen ist (*Vzaimootnošeni-ja Severo-Zapadnoj Rusi i Ganzejskogo sojuza v konce XIV veka čerez prizmu nemeckich istočnikov: ot konflikta s Livoniej do Niburova mira*, 65–74). – N[ikita] A[leksandrovič] Malinovskii untersucht die Konflikte zwischen den Akteuren der Hanse und den Novgorodern, die zu Beginn des 15. Jh.s in der östlichen Richtung des hansischen Handels auftra-ten. Um den dynamischen und heterogenen hansischen Raum zu beschreiben, schlägt Vf. vor, die Struktur der Funktionsweise der Hanse in drei Ebenen zu gliedern: überregionale, regionale und lokale (*Ganzejskie torgovye otnošenija v Novgorode. Issledovanie sobytij 1405–1407 godov*, 75–89). – I[l'ja] D[mitrievič] Andreev beschreibt kurz die Verwaltungsstruktur Novgorods und die Funktionen ihrer Vertreter bei der Lösung von Konflikten mit den Hansen (*Administrativnyj faktor russko-ganzejskich otnošenij v Novgorode*, S. 90–96). – V[sevolod] S[ergeevič] Golovaškin untersucht das Thema der Festnahmen von Kaufleuten, die im Verlauf der Konflikte zwischen Hansen und Novgorodern stattfanden. Anhand von Quellen aus dem frühen 15. Jh. kommt Vf. zu dem Schluss, dass die Festnahmen aus unterschiedlichen Gründen erfolgten und als Mittel des Druckausübens dienten. Vf. betont, dass die Praxis der Festnahmen nicht mit dem Begriff „Arrest“ gleichzusetzen ist (*Priroda proischoždenija ganzejskich zaderžanij*, 97–103). – E[lisej] S[ergeevič] Kuznecov unternimmt den Versuch, den hansischen Handel auf der Grundlage genuesischen Aktenmaterials in einen breiteren Kontext zu stellen, und schlägt die Verwendung des Konzepts des „polygonalen Handels“ (mnogougol'naja torgovlja) (Novgorod–Mongolei–genuesisches Gazaria–Italien–Hanse) vor. Vf. stellt fest, dass das untersuchte Material das Fehlen beständiger wirtschaftlicher Verbindungen zwischen der Hanse und Gazaria zeigt und äußert Vermutungen über Perspektiven für weitere Forschungen zu diesem Thema (*Svedenija genužskogo aktovogo materiala ob ekonomičeskich svjazjach Respubliki sv. Georgija i Ganzejskoj ligi*, 104–112). – A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov untersucht und veröffentlicht ein Fragment des Rezesses des Hansetags in Lübeck von 1476. Das Dokument ist eine Kopie, die von den Lübecker „Novgorodfahrern“ angefertigt wurde.

Vf. schließt, dass ein bedeutender Teil des Lübecker Stadtrats der Kaufmannskorporation der „Novgorodfahrer“ angehörte und dass das gezeigte Interesse der „Novgorodfahrer“ an den eingeführten Zöllen von Stade auf ihre Beteiligung am Binnenhandel hinweisen könnte (*Fragment iz recessa ganzetaga v Ljubeke 1476 goda, chranjaščijsja v archive „novgorodskich gostej“*, 113–129). – A[lena] S[ergeevna] Cvetkova und A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov analysieren und veröffentlichen einen Brief der Ältermänner der hansischen Kaufleute in Antwerpen an den Lübecker Stadtrat aus dem Jahr 1492. Das Dokument ermöglichte den Vf., die Forschung zu den anglo-hansischen Beziehungen zu ergänzen und die These von der Stärkung der Position Lübecks innerhalb der Hanse zu bestätigen (*Pis'mo oldermenov ganzejskich kupcov v Antverpene 1492 goda v kontekste anglo-ganzejskich otnošenij (iz archiva ganzejskogo goroda Ljubeka)*, 130–138). – V[alentina] A[ndreevna] Jakunina veröffentlicht ein Dokument aus dem Bestand des Tallinner Stadtarchivs. Vf.in stellt fest, dass der Brief vom Narvaer Bürgermeister Frederik Korff an Otto Manow, den Sekretär des Revaler Stadtrats, geschrieben wurde und Forderungen des Ivangoroder Statthalters Ywan Mykytytz Buthurlyn enthielt. Zudem vermutet Vf.in, dass der Brief im ersten Halbjahr 1515 verfasst wurde (*K voprocu ob atribucii odnogo dokumenta načala XVI veka iz Tallinnskogo gorodskogo archiva*, 139–148). – N[onna] D[mitrievna] Spivak gibt einen Überblick über kranio-metrische und kranioskopische Forschungen im Kontext des Themas „Berufung der Waräger“ (*prizvanie varjagov*). Vf.in kommt zu dem Schluss, dass diese soziale Gruppe im betreffenden Zeitraum auf dem Gebiet von der Neva bis zum Weißen See sowie von der Wolga bis zum oberen Lauf des Dneprs präsent war (*„Prizvanie varjagov“ v kontekste sovremennyh istoriko-antropologičeskich dannych*, 149–159). – A[lena] S[ergeevna] Cvetkova analysiert die „ausländische“ (deutsch- und französischsprachige) Historiografie zum Thema der anglo-hansischen Beziehungen im späten 14.–15. Jh. und identifiziert deren Besonderheiten. Vf.in stellt fest, dass sich die Forscher auf die Untersuchung innerer hansischer Widersprüche sowie auf eine Reihe einzelner Themen konzentrierten, die die Organisation des Stalhofs betrafen (*Specifika anglo-ganzejskich otnošenij konca XIV–XV vekov v zarubežnoj istoriografii*, 160–173). – I[rina] I[gorevna] Semenova untersucht die „ausländische“ (vorwiegend deutschsprachige) Historiografie des späten 19. Jh.s, die sich der Erforschung des hansischen Kontors in Brügge widmet. In dem Artikel werden die Entstehung des Interesses an dem Thema erläutert, Besonderheiten der Autoren-narrative herausgearbeitet und insbesondere die Arbeit von Walther Stein hervorgehoben (*Ganzejskaja torgovlja v Brjugge v trudach zarubežnych istorikov konca XIX veka*, 174–187). – A[nastasija] A[leksandrovn]a Lebedeva erforscht die deutsche Historiografie aus der

zweiten Hälfte des 20. Jh.s zum Thema des hansischen Kontors in Bergen und zieht dabei auch Arbeiten anderer Autorinnen und Autoren heran. In dem Artikel werden eine Vermutung über die Ursachen der begrenzten Anzahl von Publikationen in diesem Zeitraum geäußert, thematische Besonderheiten der Narrative herausgearbeitet und Zusammenhänge zwischen ihnen aufgezeigt. Besonderes Augenmerk wird dem Beitrag von Friedrich Bruns gewidmet (*Ganzejskaja trgovlja v Brjuggje v trudach nemeckich istorikov vtoroj poloviny XX veka*, 188–196). – M[arija] V[ladimirovna] Belych bietet einen Überblick über die „ausländische“ Historiografie zur Rolle Kölns innerhalb der Hanse im 12. bis 17. Jh. Vf.in verfolgt die Veränderungen der Forschungsschwerpunkte und kommt zu dem Schluss, dass sich die Studien zur Geschichte Kölns seit dem 20. Jh. von einem ereignisorientierten zu einem problemorientierten Erzählstil gewandelt haben (*Mesto Kel'na v strukture Ganzejskogo sojuza XII–XVII vekov: analiz zarubežnoj istoriografii*, 197–208). – A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov widmet seinen Beitrag der Thematik „Die Lübecker Novgorodfahrer“. Vf. diskutiert die Notwendigkeit, den Begriff „Novgorodfahrer“ ins Russische als „novgorodskie gosti“ zu übersetzen, und bringt Argumente für die Verwendung des Begriffs „Korporation“ zur Beschreibung dieser sozialen Gruppe vor (*Die Lübecker Nowgorodfahrer: „gosti“ ili „ezdoki“, kolegija ili korporacija?*, 209–222). – I[rina] I[gorevna] Semenova, K[onstantin] A[leksandrovič] Lauk und N[adežda] M[aksimovna] Smoljak berichten über die Ergebnisse ihrer Arbeit am Projekt eines russisch-hansischen Online-Wörterbuchs. Unter Einbeziehung gedruckter und Online-Wörterbücher vom Mittelniederdeutschen ins Hochdeutsche erstellten die Projektteilnehmer ein hansisches Wörterbuch mit Schlüsselbegriffen und am häufigsten verwendeten Wörtern mit Beispielen aus den Originaltexten (*Sozdanie rusko-ganzejskogo onlajn-slovarja v ramkach proektnoj dejatel'nosti NovGU*, 223–231).

Dieser Band zeigt das lebhafteste Interesse von Studierenden und Promovierenden an der Erforschung des hansischen Raums, was zweifellos für die Zukunft der Forschungen zur Hanse von großer Bedeutung ist. In der Publikation stehen hoch spezialisierte Untersuchungen neben Übersichtsartikeln, deren Relevanz nicht immer überzeugend dargestellt wird. Trotz dieses Kontrasts stellt der Sammelband einen wertvollen Querschnitt dar, der die Vielfalt der Themen und Problemstellungen aufzeigt. Nikita Malinovskii

Der zweite Halbband des Sammelwerkes *Der Hansebund: von der Entstehung bis zur Wiedererweckung* von 2024 enthält ausschließlich Beiträge von Studierenden und Promovierenden der Staatlichen Jaroslav-der-Weise-Universität zu Velikij Novgorod (*Ganzejskij sojuz: ot zaroždenija k vrozroždeniju: sbornik naučnych trudov molodych učenyh. Vypusk 2.*, hg. von A[rtem]

V[ladimirovič] Ušakov u. a., Velikij Novgorod 2024, 140 S.). Die Aufsatzfolge ist in zwei Abschnitte gegliedert: „Geschichte“ und „Historiografie“. E[lizaveta] R[omanovna] Galuščak untersucht die Verwaltungs- und Wirtschaftsstruktur Revels auf der Grundlage des Revaler Kodexes des Lübschen Rechts von 1282. Vf.in beschreibt ausführlich die Artikel, die dem Bauwesen, dem Handwerk und dem Privateigentum gewidmet sind, und zieht Vergleiche zwischen dem Revaler Kodex und anderen Rechtsformen. Im Anhang zum Artikel wird eine Übersetzung der für die Untersuchung herangezogenen Bestimmungen des Kodexes aus dem Mittelniederdeutschen ins Russische veröffentlicht (*Administrativno-chozjajstvennoe ustrojstvo srednevekovogo Revelja po dannym Revel'skogo kodeksa ljubekskogo prava 1282 goda*, 11–43). – A[lena] S[ergeevna] Cvetkova analysiert mithilfe der Methode der deskriptiven Statistik den ersten Band der Sammlung von Briefen des Lübecker Stadtrates an Reval, der im Stadtarchiv Tallinn aufbewahrt wird. In dem Beitrag wird erläutert, welcher Prozentsatz der Quellen bereits veröffentlicht wurde und in welcher Form: als Annotationen oder als Volltexteditionen. Es wird auch auf die Besonderheiten dieser Publikationen hingewiesen. Zudem kategorisiert Vf.in die Quellen nach thematischen Gruppen und stellt Tendenzen einer Zunahme des Umfangs der Korrespondenz zwischen Lübeck und Reval im Zeitraum von den 1400er bis zu den 1440er Jahren fest (*Korrespondencija magistrata Ljubeka pervoj poloviny XV veka v Tallinnskom gorodskom archive: analiz s primeneniem metoda opisatel'noj statistiki*, 44–57). – V[sevolod] S[ergeevič] Golovaškin untersucht den Friedensvertrag von 1448 zwischen dem Livländischen Orden und Novgorod sowie den Waffenstillstand von 1450 zwischen der Hanse und Novgorod. Vf. analysiert die Besonderheiten der in den Dokumenten enthaltenen Artikel und Formulierungen und weist auf die gestiegene Rolle der livländischen Städte bei der Lösung von Konflikten mit Novgorod hin (*Mir 1448 goda i peremirie 1450 goda v ramkach pravovykh osnov russko-ganzejskich otnošenij*, 58–64). – A[rtem] V[ladimirovič] Ušakov analysiert ein Dokument aus dem Archiv der Hansestadt Lübeck – eine Liste der Waren, die die Lübecker „Novgorodfahrer“ auf dem Seeweg von Lübeck nach Livland transportierten. Im Artikel werden das Sortiment der Waren, das Ausmaß des Warenverkehrs und die Art der Beziehungen zwischen den Lübeckern und den Livländern betrachtet. Vf. datiert das Dokument auf die Jahre 1491–1492 und veröffentlicht im Anhang die in der Quelle enthaltene Liste der an dem Transport beteiligten Kaufleute (*Ėpizod iz istorii torgovli „novgorodskich gostej“ Ljubeka v Livonii konca XV veka*, 65–72). – V[alentina] A[ndreevna] Jakunina analysiert auf Grundlage von Materialien des Stadtarchivs von Tallinn aus der ersten Hälfte des 16. Jh.s alternative, d. h. verbotene Handelsformen in Narva. Es werden drei Typen unterschieden: 1) ungewöhnlicher Handel (neobyčnaja

torgovlja), 2) „Ranefahre“ (bedingt ins Russische mit „Schleichhandel“ (kontrobanda) übersetzt) und 3) abenteuerlicher Handel (avantjurnaja torgovlja). Vf.in betont, dass jede dieser Formen ihre eigene Spezifik hatte und als eigenständige Handelspraxis betrachtet werden sollte (*Razvitie al'ternativnych form torgovli v Narve v pervoj polovine XVI veka i nakanune Livonskoj vojny*, 73–87). – Anželika Viktorovna Pokrovskaja widmet ihren Artikel dem Thema des Handelswettbewerbs zwischen Reval und Lübeck während des Livländischen Krieges (1558–1583), um das Recht in Wyborg Handel zu treiben. Vf.in beschreibt die von den Seiten angewandten Handels- und diplomatischen Praktiken und betont, dass der Übergang Revals unter den Schutz des schwedischen Königs dafür ein entscheidendes Ereignis darstellte. Die Sprache des Artikels ist stellenweise emotional und gibt die Rhetorik der Quellen wieder (*Vyborg v torgovoj konkurencii Revelja i Ljubeka v period Livonskoj vojny*, 88–98). – A[nastasija] A[leksandrovna] Lebedeva untersucht, wie in der Historiografie des 19. bis 21. Jh.s die Datierung der Gründung des hansischen Kontors in Bergen betrachtet wird. Vf.in kommt zu dem Schluss, dass keine einheitliche Meinung existiert, jedoch die Datierung am häufigsten auf den Zeitraum zwischen 1343 und 1366 fällt (*Problema obrazovanija ganzejskoj kontory v Bergene v istoriografii*, 99–113). – I[rina] I[gorevna] Semenova analysiert die Historiografie des 20. und 21. Jh.s zum Thema des hansischen Handels in Brügge. Vf.in systematisiert die Arbeiten nach einem chronologischen Prinzip, hebt die Besonderheiten jeder Studie hervor und stellt sie in einen allgemeinen sozialpolitischen Kontext (*Ganzejskaja torgovlja v Brjuge v istoriografii XX veka*, 114–138).

Der zweite Teil des Sammelbandes zeigt weiterhin das beständige Interesse von Studierenden und Promovierenden an der Erforschung des hansischen Raumes. Die methodologische und thematische Vielfalt der Arbeiten spiegelt das Bestreben wider, Forschungsansätze weiterzuentwickeln und neue wissenschaftliche Perspektiven zu erschließen. *Nikita Malinovskii*

Der jüngste Sammelband *Archäologie und Geschichte Pleskaus und des Pleskauer Landes* (Archeologija i istorija Pskova i Pskovskoj zemli 38. Materialy 68–go zasedanija seminara imeni akademika V. V. Sedova, hg. von P[etr] G[rgor'evič] Gajdukov u. a., Moskau–Pskov 2023, Institut archeologii RAN, 343 S., Abb.) umfasst viele Beiträge, von denen aber nur einer für die Hanseforschung besonders zu beachten ist: M[arina] B[orisovna] Bessudnova, „Livländische Beschwerden“ und der russisch-hansische Handel in der Mitte des 16. Jahrhunderts („Livonskie otjagočšenija“ i rusko-ganzejskaja torgovlja v seredine XVI v., 140–154), präsentiert den im Archiv der Hansestadt Lübeck vorhandenen Urkundenkomplex *GRAVAMINA LIVONICA* mit Abschriften von einigen hansischen Dokumenten aus den

Jahren 1540–1559. Jene Bezeichnung ist auf der Titelseite der Sammlung angegeben, wo das Jahr 1556 genannt wird; die Bildung des ganzen Komplexes konnte jedoch nicht früher als im Jahre 1559 abgeschlossen worden sein, wie aus seinem Inhalt hervorgeht. Die Entstehung des Komplexes lässt sich durch die Handlungen eines unbekanntes Archivars erklären, der einige thematisch ähnliche Dokumente zu einer einzigen Sammlung mit einem seiner Meinung nach passenden Titel zusammenfasste. Ein ganz konkretes Ziel ist jedoch nicht ausgeschlossen. Alle Urkunden aus dem präsentierten Komplex widmen sich einem einzigen Thema, nämlich der gastfeindlichen Politik der livländischen Städte gegenüber den überseeischen Hansestädten als Teilnehmer am Handel mit Russland. Es lässt sich darin ein wichtiges Element der Neustrukturierung der russisch-hansischen Handelsordnung erkennen. Die vielfältigen und bedrückenden sog. „livländischen Belastungen“, die in den behandelten Urkunden ausführlich beschrieben wurden, schufen ein äußerst ungünstiges Regime für den Russlandhandel der überseeischen Hansen in den livländischen Städten, was die Lübecker zwang, nach günstigeren Standorten für ihren Russlandhandel zu suchen, z. B. in Narva oder in Vyborg. Als „Pilotprojekt“ in demselben Bereich kann auch der Deutsche Hof in Pleskau gelten. Auf dieser Grundlage wurde nach dem Livländischen Krieg (1558–1583) die Idee verwirklicht, dass Lübeck eigene Handelshöfe in Russland („Russische Stapel“) errichten sollte. Mit ihrem Aufkommen Ende des 16. Jh.s wurde die mittelalterliche Struktur der russisch-hansischen Beziehungen, gem. der die livländischen Städte dominierten, endgültig aufgelöst. Die gastfeindliche Politik der livländischen Städte, die auf den Hansetagen seit 1540 stets besprochen worden ist, führte zur Zunahme innerhansischer Widersprüche, was in den genannten Dokumenten deutlich sichtbar ist und auf dem Hansetag von 1559 letztendlich zur Weigerung der überseeischen Hanse den livländischen Städten im Krieg gegen Russland zu helfen, wofür ihr die livländischen Gasthandelsverbote einen guten Grund gaben. Die Urkunden zu diesem Thema, meist sorgfältig kopiert, waren vermutlich als Begründung für die Position der überseeischen Städte beim bevorstehenden Hansetag gedacht. M. B.

Aliaksandra Valodzina, Die Waldenser vom späten 12. bis zum frühen 15. Jahrhundert: Zwischen häretischer Sekte und volkstümlicher Religiosität (Val'densy u kancy XII – pačatku XV stagoddzja: pamiž erytyč-naj sektaj i narodnaj religijnascju, Minsk 2024, IVZ Minfina, 440 S.). – Mit ihrer Monografie widmet sich die belarussische Forscherin den Waldensern, einer im Hoch- und Spätmittelalter weitverbreiteten häretischen Bewegung. Das Buch basiert auf ihrer Dissertation, die sie 2019 an der Belarussischen Staatlichen Universität (Minsk) verteidigt hat. Vf.in betont, dass es sich um

die einzige „häretische“ (in diesem Fall in Anführungszeichen) Bewegung des Mittelalters handelt, die bis heute überlebt hat: Gemeinden der Waldenser existieren noch immer in Norditalien. Dies spiegelt sich auch in der vorliegenden Publikation wider: Als Rezensenten der Monografie fungierten Professor Viktor Fedosik (Minsk), eine führende Figur der modernen belarussischen Mediävistik, und Professor Lothar Vogel (Facoltà Valdese di Teologia, Rom, Italien), der ein Forschungszentrum repräsentiert, das mit der Waldensergemeinde verbunden ist. Somit nutzte Vf.in auf gelungene Weise die für Mediävisten seltene Gelegenheit, ein „Feedback“ zu ihrer Arbeit direkt von ihrem „Forschungsobjekt“ – den Waldensern selbst – zu bekommen.

Die Untersuchung gliedert sich in zwei Teile: einen theoretischen (15–173) und einen quellengestützten (174–397). Der theoretische Teil umfasst vier Kapitel, in denen die Geschichte der Waldenser systematisch aufgearbeitet wird. Kapitel 1 widmet sich den Quellen und der Historiografie der Waldenserbewegung. Vf.in verweist zu Recht auf die umfangreiche Forschungsliteratur zum Thema (in Französisch, Italienisch, Deutsch u. a. Sprachen) und skizziert deren wesentliche Ausrichtungen. Kapitel 2 widmet sich dem „klassischen“ Waldensertum – der Phase der Entstehung und Entwicklung der Bewegung in ihrer Frühzeit bis zum Ende des 13. Jh.s. Kapitel 3 untersucht die regionalen Ausprägungen der Waldenserbewegung während ihrer Blütezeit im 14. und 15. Jh. Vf.in hebt Regionen wie das Languedoc und Burgund, die Westalpen, Nord- und Süditalien, die deutschen Länder, Böhmen, Polen und Ungarn hervor und charakterisiert sie. Basierend auf diesen Erkenntnissen bietet Vf.in in Kapitel 4 einen systematischen Überblick über die Gemeinsamkeiten und regionalen Spezifika der Glaubensvorstellungen und -praktiken der Waldenser (Predigt, Rituale, Gemeindeleben, Rolle der Frau u. a.). Die besondere Aufmerksamkeit für die Region Ostmitteleuropa ist zweifellos eine Stärke des Buches, da sich der Fokus der Historiografie traditionell auf die Hauptzentren der Waldenserbewegung in Frankreich, Italien und Deutschland konzentriert. In diesem Zusammenhang sind insbesondere die Beobachtungen der Vf.in über die Korrelationen zwischen den Divergenzen in der Waldenserlehre und den sozio-politischen Gegebenheiten der jeweiligen Region sowie der sozialen und ethnischen Zusammensetzung der Waldensergemeinden von hohem Erkenntniswert.

Im zweiten Teil der Untersuchung veröffentlicht Vf.in etwa 90 Dokumente zur Geschichte der Waldenser. Die in Bezug auf das Genre vielfältigen Dokumente (Predigten, polemische Schriften, Materialien von Gerichtsverfahren, Chroniken usw.) vermitteln ein umfassendes Bild der Waldenserbewegung und des Lebens ihrer Gemeinden. Ein besonderes Gewicht liegt auf den Materialien der Inquisition, die Vf.in in thematisch gegliederten Abschnitten nach Regionen – Frankreich, Italien, Heiliges

Römisches Reich, Böhmen, Polen – anordnet. Die Gliederung dieses Teils des Buches folgt somit der Struktur des theoretischen Teils. Ergänzend dazu wird bei der Zitierung einer Quelle im theoretischen Teil mithilfe eines speziellen Systems von Querverweisen auf den vollständigen Text der Quelle im zweiten Teil verwiesen. Dies ermöglicht es dem Leser, die Schlussfolgerungen der Vf.in besser nachzuvollziehen. Alle Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Belarussische stammen von Vf.in; jede Quelle ist zudem mit einer Annotation versehen, die ihre Bedeutung für die Erforschung der Geschichte der Waldenser verdeutlicht. Somit hat dieser Teil des Buches eine eigenständige Bedeutung, da ein umfassendes Korpus von Quellen zur Waldenserbewegung erstmals in einer osteuropäischen Sprache vorliegt. Den Abschluss der Arbeit bilden ein detailliertes bibliografisches Verzeichnis (451 Einträge) sowie Karten und Tabellen, die die Ausbreitung der Waldensergemeinden illustrieren.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass die Monografie von Vf.in eine wissenschaftlich anspruchsvolle Arbeit darstellt, die dem Leser eine umfassende Perspektive auf die Waldenserbewegung im Mittelalter bietet. Das Buch ist zudem ein anschauliches Beispiel für die Entwicklung der mediävistischen Forschung im modernen Belarus. *Aleksey Martynioug*

Von Halle nach Rom, Jerusalem und Nowgorod. Das Gedenkbuch des Hallenser Apothekers Wolfgang Holtzwirth aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, hg. von Hartmut Kühne (Schriftenreihe der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung, Bd. 46 = Sondershäuser Kataloge 16, Berlin 2024, Lukas Verlag, 225 S., Abb.). – Wolfgang Holtzwirth (1522–1580) war in Halle geboren. Er erlernte in Deutschland den Beruf des Apothekers, reiste dann in den 1540er Jahren in Italien und im Heiligen Land. Über Österreich, Mähren und Polen kam er 1549 nach Danzig, ließ sich dann aber für eine kürzere Zeit in Reval nieder. Aus Reval besuchte Holtzwirth Novgorod und Antwerpen. Letztendlich wurde er 1553 in Halle Apotheker, wo er um 1560 sein Gedenkbuch verfasste. Die jetzt erstmals publizierten Memoiren enthalten reichhaltiges Material zum Alltag des Reisens in der Frühen Neuzeit und zahlreiche Details zur Kulturgeschichte, auch derjenigen des Hanseraums. So erwähnt Vf., wie er für den Öseler Bischof Johannes von Münchhausen Klarett und Marzipan herstellte und ihm für 12 Taler und ein hübsches Pferd eine Drachme Ainkhörn verkaufte. Er wäre gern am Hof des Bischofs geblieben, aber man soff dort zu viel. In Reval hatte Holtzwirth die Möglichkeit, die Witwe des bisherigen Apothekers zu heiraten und sein Nachfolger zu werden, aber die Frau war zu alt, 45 Jahre. In Novgorod machte er mit in Leipzig gekauftem Tuch ein gutes Geschäft und kaufte ein Eisbärenfell. Diese und andere Kleinigkeiten machen das Gedenkbuch gleichzeitig zu einem unterhaltsamen Lesestoff. *A. S.*

ESTLAND/LETTLAND. In ihrem Beitrag *Livonijas loci amoeni. The Rhetorical Inclusion and Subjugation of Nature in the Medieval Sacred Landscape in the First Half of the 13th Century, Part I (Livonijas loci amoeni. Dabas retoriskā iekļaušana un pakļaušana viduslaiku sakrālajā ainavā 13. gadsimta pirmajā pusē, I daļa*, in: LVIŽ 2024, 2 (122), 38–64, engl. Zusammenf.) untersuchen Andris Levāns und Rūdolfs R. Vītoliņš wie Texte der päpstlichen Kurie die „heilige Landschaft“ Livlands beschrieben und mit welchen sprachlichen Mitteln sie in die mentale Kartografie des christlichen Europas integriert wurde. Die genutzten Bilder entstammen auch hinsichtlich Livlands einer Rhetorik der symbolischen Transformation der Natur von der Ödnis in eine blühende Landschaft. In einem zweiten Teil soll beschrieben werden, wie sich dies auf die literarische Tradition des Rigaer Domkapitels auswirkte. *K. B.*

Mihkel Mäesalu berichtet auf der Grundlage von veröffentlichten Quellen über den *Eisenimport in das mittelalterliche Livland im 14. Jh.* (Raua import 14. sajandi Liivimaale, in: Tuna 2024, 2, 12–29, engl. Zusammenf.). Die lokale Eisenproduktion habe vom 12. bis zum 14. Jh. eine Blütezeit erlebt, ging dann aber dramatisch zurück. Für Vf. lag dies am umfangreichen Import von Eisen nach Livland seit dem 14. Jh., v. a. aus Schweden, der seit den 1330er Jahren nachweisbar ist. Spätestens in den 1360er Jahren wurde schwedisches Osemund-Eisen aus Reval nach Lübeck exportiert, im 15. und 16. Jh. auch aus Riga. Nur für 1368/69 gibt es Hinweise, dass schwedisches Eisen aus Lübeck nach Livland gelangt ist. In der zweiten Hälfte des 14. Jh.s wurde Osemund auch aktiv in Livland gehandelt, wobei dessen Preis nur wenig über dem des lokal produzierten Eisens lag. Die Osemund-Einfuhr scheint die lokale Nachfrage nach importiertem Eisen übertroffen zu haben. Eventuell wurde Osemund in so großen Mengen importiert, dass die heimische Produktion ihre wirtschaftliche Rentabilität verlor. *K. B.*

In seinem Aufsatz *Salär und Gottespfennig. Die estnischen Fuhrleute im Dienst des Hansekaufmanns am Vorabend des Livländischen Krieges* (Palgasool ja jumalaraha. Eesti voorimehed hansakaupmehe teenistuses Liivimaa sõja eelõhtul, in: Keelde. Keelel. Keelest. Pühendusteos Külli Habichtile 60. sünnipäevaks, hg. von Külli Prillop und Annika Viht, Eesti Teaduste Akadeemia Emakeele Seltsi Toimetised 84, Tallinn 2024, EKSA, 133–154, 1 Abb.) untersucht Jüri Kivimäe ausführlich die Kaufmannsbücher der Handelsgesellschaft der Brüder Jürgen und Hans Honerjeger aus den Jahren 1554–1558. Jürgen und Hans hatten Geschäftspartner in Narva und Lübeck. Als Jürgen Bürger Revals war, fungierte Hans zugleich als Bürger Dorpats. Vf. untersucht Angaben über etwa 300 Warensendungen zwischen Reval, Dorpat und Narva, wobei die Rechnungsbücher nicht nur die Warenauswahl,

Schiffe und Herkunftsorte der Kapitäne dokumentieren, sondern auch über die Gewichte, Maße und Preise informieren. Die aus dem Westen importierten Waren wurden mit kleinen Schiffen, die meistens von Esten gesteuert wurden, weiter nach Russland geliefert. Auch die Fuhrleute waren hauptsächlich Esten. Laut der Rechnungsbücher standen 224 Fuhrleute im Dienst der Brüder, Vf. zufolge dürfte deren Zahl tatsächlich noch größer gewesen sein, weil nicht alle schriftlich registriert wurden. Diese estnischen Fuhrleute erhielten ihr Gehalt oft in Form von Salz. Die Rechnungsbücher der Hansekaufleute gelten zudem als wertvolle Quellen für die Untersuchung der älteren estnischen Schriftsprache. Die zahlreichen estnischen Personen- und Ortsnamen sowie Amtsbezeichnungen wurden wohl nach der Aussprache niedergeschrieben. Die Kaufmannsbücher illustrieren damalige Kommunikationspraktiken und bezeugen, dass zwischen Esten und Deutschen im Mittelalter eine gewisse gegenseitige sprachliche Kompetenz herrschte. *I. P.-J.*

In den *Forschungen zur baltischen Geschichte* 18 (2023) diskutiert Juhan Kreem unter dem Titel *Zwischen Vergangenheit und Zukunft: Über die weltlichen Räte des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens im 16. Jahrhundert* (1–20) wie seit der zweiten Hälfte des 15. Jh.s Personen, die aus verschiedenen deutschen Regionen stammten und einen weltlichen Hintergrund aufwiesen, den Landmeister zu beraten begannen, was letztlich zu einer Professionalisierung der Administration führte. Inna Põltsam-Jürjo wiederum entwirft ein lebendiges Panorama von *Pfarrfrauen im frühneuzeitlichen Est- und Livland* (21–46). *K. B.*

Der Minsker Historiker F[ilipp] D[mitrievič] Podberezkin [Pilip Padbjarozkin] publizierte eine kleine Studie über *Das Gemeindeleben der orthodoxen Nikolaikirche zu Riga im 15.–Anfang des 16. Jahrhunderts* (Prihodskaja žizn' pravoslavnoj cerkvi sv. Nikolaja v Rige (XV – načalo XVI vekov): popytka rekonstrukcii, in: Paleorosija. Drevnjaja Rus' vo vremeni, v ličnostjach, v idejach 1, 2024, 111–121). Vf. hebt hervor, dass die Kirche in materieller Hinsicht als Besitz der Stadt galt, sich zugleich aber unter der kirchlichen Jurisdiktion des orthodoxen Bischofs von Polozk befand. Vergleichbar mit dem Hansekontor in Novgorod habe es sich faktisch um einen Handelshof der Polozker Kaufleute gehandelt. Der Rigaer Rat kassierte einen Teil des Profits der Besucher des Hofes ein und zahlte aus diesen Mitteln einen Lohn für die orthodoxen Priester, die vom Polozker Bischof nach Riga geschickt wurden. Die Priester nahmen auch selbst aktiv am Handel teil. Die Konfliktfälle, die mit der Kirche verbunden waren, hatten einen rein materiellen Hintergrund; in den Gottesdiensten wurde nicht nur für den Großfürsten von Litauen und den Bischof von Polozk, sondern auch für den Rigaer Rat gebetet. *A. S.*

Der jüngste Band der Reihe *Vana Tallinn* (Altes Tallinn) 33 (37, 2024) bietet u. a. auch drei für die Hanseforschung relevante Beiträge: Tiina Kala, „*Ein tüchtiger und vertrauensvoller Mann*“? *Der Stadtbewohner in den narrativen und rechtlichen Quellen Livlands im 13. Jahrhundert* („Tubli usaldusväärne mees“? Linlane 13. sajandi Liivimaa jutustavates ja õiguslikes allikates, 9–35, engl. Zusammenf.). – Das 13. Jh. gilt als Formierungszeit der livländischen Städte, nicht nur hinsichtlich ihres Äußeren, sondern auch in Bezug auf die Rechtsstellung der Stadtbevölkerung. Die städtische Einwohnerschaft setzte sich aus Personen verschiedener sozialer und ethnischer Herkunft zusammen, weshalb die Disziplinierung dieser Kontingente von wesentlicher Bedeutung war. Wie Vf.in betont, wurde eben dadurch die rechtliche Entwicklung der Städte zunächst wesentlich gestaltet. Neben den ansässigen Städtern spielten solche Bewohner – vornehmlich Kaufleute –, die sich nur für einen bestimmten Zeitraum bzw. nur für eine Saison in Riga oder Reval niederließen, eine wichtige Rolle. Die zeitweiligen Stadtbewohner blieben rechtlich Bürger ihres Herkunftsortes, sie besaßen keinen Grundbesitz in einer livländischen Stadt. In der ersten Hälfte des 13. Jh.s hatten solche zeitweiligen Einwohner z. B. in Riga größere Rechte als später. Vf.in zufolge war dies dadurch bedingt, dass die Zahl der Bürger noch gering war und besonders der Fernhandel von jenen mobilen Bewohnern stark abhing. Der König von Dänemark begünstigte wiederum in Reval die ansässigen Stadtbewohner, Immobilien in Besitz zu nehmen. Vf.in betont, dass die Stadtrechte eine Vorstellung davon bieten, welche Eigenschaften vollberechtigte und ehrbare Bürger erwartungsgemäß haben sollten. Laut des Lübisches Rechts konnte nur derjenige als Zeuge auftreten, der über städtischen Grundbesitz verfügte und gerichtlich nicht angeklagt war. Übrigens sollte ein vollberechtigter Bürger sich standesgemäß ernähren können und ferner bereit sein, seine Stadt zu verteidigen.

In seinem Aufsatz *Über die Beziehungen Tallinns mit dem Adel im Mittelalter* (Tallinna ja aadelkonna suhetest keskajal, 36–63, engl. Zusammenf.) thematisiert Juhan Kreem das Verhältnis Revals zum örtlichen Adel. Diese Beziehungen waren nicht nur durch Konflikte geprägt, auch wenn Letztere in den schriftlichen Quellen mehr Spuren hinterlassen haben als Berichte über das freundliche Auskommen beider Seiten. Diese Kontakte reichten von familiären Verbindungen, repräsentativen Angelegenheiten und Immobiliengeschäften bis zu ökonomischen und politischen Beziehungen. Die mittelalterliche Stadt war für Adlige ein bedeutender Schauplatz, wo sie sich sehen lassen konnten. Zudem wurden in den Gildehäusern Adelshochzeiten mit bürgerlichen Gästen gefeiert. Diese Adelshochzeiten galten auch für die städtische Elite als wichtige Sozialisierungsorte. In den Kirchspielkirchen Revals wurde wiederum die Erinnerung an die Adligen hochgehalten; Letztere stifteten Vikarien und bestellten Gedenkfeiern in den Kirchen der Stadt: So erklangen

ihre Namen noch lange nach ihrem Tod in der städtischen Öffentlichkeit. Die Adligen besaßen in der Unterstadt Immobilien, was indes in den städtischen Nachlassverzeichnissen nur sehr selten zum Ausdruck kommt. Der Besitz einer städtischen Residenz wurde aber immerhin zum wichtigen Bestandteil des Lebensstils eines Adligen. Um den standesgemäßen Konsum zu sichern, war es nötig, sich an städtische Kaufleute zu wenden. Adlige kauften daher in Reval verschiedene Importwaren ein. Vf. zufolge war die Standesgrenze zwischen der Bürgerschaft und dem Adel überwindbar, wovon mehrere Beispiele zeugen. Obwohl die beiden Stände eng miteinander verbunden waren, fehlte es freilich auch nicht an Konflikten.

Lea Kõiv, *Von der Priesterlade bis zum Ministerium: Über die evangelische Geistlichkeit und Organisation der Geistlichkeit in Tallinn im 16. Jahrhundert und am Anfang des 17. Jahrhunderts* (Preestritelaekest ministeriumini: evangeelsest vaimulikametist ja vaimulikonna organiseerumisest Tallinnas 16. sajandil ja 17. sajandi algul, 64–100, engl. Zusammenf.). – Im Laufe der Umgestaltung des Kirchenlebens, die mit der Reformation einsetzte, begannen die weltlichen Machthaber zusammen mit den evangelischen Geistlichen die Funktionen des Pfarramtes und die Rolle des Pfarrers genauer zu bestimmen. Während dieses Prozesses entstanden in den Städten Norddeutschlands korporative Vereinigungen der Kirchherren – die geistlichen Ministerien. Bei der Vereinigung der Geistlichen in Reval spielte Magister Heinrich Bock eine entscheidende Rolle. Dieser hatte in Wittenberg studiert und wurde 1540 Superintendent. Erst unter seiner Leitung begannen die Revaler Pfarrer, als eine gemeinsame Gruppe zu fungieren. Von wesentlicher Bedeutung war dabei die Gründung der sog. Priesterlade im Jahre 1549. Es handelte sich um eine Kasse der gegenseitigen Hilfe für die Pfarrer, Schullehrer und Küster. Gleich zu Beginn formulierten die Mitglieder der Lade gemeinsame Regeln, die im Laufe der Zeit ergänzt wurden. Aufgrund dieser Regeln und zusätzlicher Ratsverordnungen bildeten sich die Normen des Pfarramtes in Reval heraus, was besonders gut in der Kirchenordnung von 1606 zum Vorschein kommt. Die Geistlichkeit wurde darin mit dem Wort „Ministerium“ bezeichnet. So blieb es das ganze 17. Jh. Die Priesterlade Revals galt als eine korporative Vereinigung, die eine entscheidende Rolle im Konsolidierungsprozess der evangelischen lutherischen Geistlichkeit als einer neuen sozialen Gruppe spielte. Vf. in betont zudem die wesentliche Rolle des Revaler Rats in diesem Prozess. Von dessen Einfluss zeugt u. a. die Tatsache, dass er 1599 die Kontrolle über die Predigten übernahm. I. P.-J.

Mithilfe der umfangreichen Nachlassinventare des Tallinner Stadtarchivs versucht Ivar Leimus der Frage nachzugehen, welche fremden Münzen in Reval zirkulierten: *Ausländische Münzen in den Nachlassverzeichnissen Revals*

bis 1560 (Välismaa mündid Tallinna pärandiloendites kuni aastani 1560, in: Acta Historica Tallinnensia 30, 2024, 1, 3–49, engl. Zusammenf.). Die Forschung weiß mittlerweile dank umfangreicher Münzfunde, dass in erster Linie lokale Prägungen in Gebrauch waren, die nur dann durch fremde Münzen ersetzt wurden, wenn lokale knapp waren. Allerdings gilt dieser Befund nicht ohne Weiteres für die livländischen Städte, da es in ihnen bislang noch keine Münzfunde gab und die wirtschaftliche Situation der Bürger ohnehin eine andere war. Anhand der beeindruckenden Summen an Gold- und Silbermünzen, die vererbt wurden, schließt Vf., dass sie wohl im Besitz nahezu aller Schichten der Bevölkerung sein konnten. Manche Vertreter der Mittelklasse konnten mehr vererben als Ratsmitglieder. Im 16. Jh. kursierten mehr als 50 Arten von Goldmünzen, so sind z. B. mehr als 1.800 Gulden des Bischofs von Liège, Jean de Hornes, vertreten, aber auch viele Emdener und Rheinische Gulden. Kleinere Münzen stammten v. a. aus Skandinavien. K. B.

Einen Überblick über die zahlreichen, in den letzten Jahren in Tallinn entdeckten Pilgerabzeichen liefern Anu Mänd und Anti Selart in ihrem Beitrag *Die Heilig-Blut Reliquie und in Tallinn gefundene Pilgerabzeichen* (Püha Vere reliikvia ja Tallinnast leitud palverännumärgid, in: Tuna 2024, 2, 30–47, engl. Zusammenf.). Zuvor waren nur unspezifische Abzeichen aus dem späten 13. Jh. entdeckt worden, doch erlauben die neuen Funde davon auszugehen, dass in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s spezielle Souvenirs mit einem konkreten Verweis auf die Heilig-Blut Reliquie in Riga produziert wurden. Zugleich erlaubt der auf dem Abzeichen abgebildete „guncelinus greue van swery[n]“ Vf.n nähere Hinweise auf die enge Zusammenarbeit der Grafen von Schwerin mit dem Erzbisum Riga: Gunzelin III. diente in den 1260er Jahren dem Rigaer Erzbischof Albert Suerbeer und Gunzelins Sohn Johannes wurde 1294 Erzbischof von Riga. Die Quellen lassen vermuten, dass Riga und Schwerin in dieser Zeit auch Reliquien austauschten. K. B.

2009 publizierte das Tallinner Stadtarchiv einen illustrativen Überblick über Federzeichnungen städtischer Bediensteter in den Rechnungsbüchern, den Juhan Kreem zusammengestellt hatte, der mit einer Ausstellung in Zusammenhang stand, die unter dem Titel „Sketches of a Clerk“ 2003 organisiert worden war. Daraus war eine kleine Monografie Kreems hervorgegangen (HGbl. 125, 2007, 332; HGbl. 128, 2010, 321). Das Archiv hat eine in der Ostseeregion wohl einzigartige Kollektion derartiger Zeichnungen nicht-professioneller Künstler, die einen einmaligen Einblick in den Alltag städtischer Bediensteter geben. Aus Anlass des 130. Jubiläums dieser ältesten ohne Unterbrechung tätigen Tallinner Institution erarbeitete das Archiv eine Ausstellung mit Zeichnungen des Ratsherrn Conrad Dellingshusen aus dem 16. Jh., die sich

in der nun vorzüglich illustrierten und von Inna Põltsam-Jürjo besorgten Publikation *Conrad Dellingshuseni joonistatud maailm. The Worlds of Conrad Dellingshusen in Quill and Ink* (Tallinn 2024, Tallinna Linnaarhiiv, 231 S., zahlr. Ill., est.-engl. Paralleltext) wiederfinden. Dellingshusen (1527–1603) war ein damals einflussreicher Syndikus und Ratssekretär in Reval, den heute nur noch Spezialisten kennen. Besonders die Ratsprotokolle aus seiner Feder, die er wohl für private Dokumente hielt, sind zahlreich und kunstvoll verziert mit allerlei Vignetten oder Porträts, die v. a. von Frauen stammen, aber auch Narrengesichter oder Fantasiewesen zeigen. Prägnant in das soweit möglich rekonstruierte Leben des Herren eingeführt von der Vf.in, bietet das Album etliche Möglichkeiten, sich in das geistige Auge eines städtischen Elitenvertreters hineinzuversetzen, der in der Zeit des Livländischen Krieges lebte. Gerade bei den düstereren Darstellungen (gesammelt unter den Rubriken *The Darker Side of Life* und *Out of this World*) vermeint man, Reflexionen des Weltgeschehens zu erkennen. K. B.

Der Band *Die Machtzentren II: Das Bistum Dorpat 1224–1558. Das mächtigste Gebiet* (Võimukeskused II: Tartu piiskopkond, 1224–1558. Kõige võimsam territoorium, hg. von Koit Rikson, Tallinn 2024, Eostre, 224 S., zahlr. Abb. und Ktn.) enthält Beiträge von mehreren Autorinnen und Autoren, darunter Madis Maasing, Ain Mäesalu, Mihkel Mäesalu, Anti Selart, Heiki Valk und Aldur Vunk, die die Geschichte des Bistums Dorpat von seiner Entstehung bis zu seiner Auflösung abhandeln. Dabei wird insbesondere die Entwicklung der politischen Strukturen und Machtverhältnisse im Bistum betrachtet. Große Aufmerksamkeit wird auch den Beziehungen zu den östlichen Nachbarn in der Rus' bzw. Russland gewidmet. Das Buch enthält zahlreiche Illustrationen, darunter auch bemerkenswerte alte Karten, Pläne und speziell für diesen Band produzierte Rekonstruktionen der mittelalterlichen Burgen und Stadtbefestigungen. Selbstverständlich wird auch die Geschichte der Hansestadt Dorpat gebührend thematisiert. Dabei wird v. a. die Entwicklung des städtischen Raums und der Befestigungen aufgrund des archäologischen Fundmaterials und der kartografischen Quellen des 17. und 18. Jh.s betrachtet (Heiki Valk, *Tartu*, 101–130). Der Bau der Stadtmauer begann in Dorpat im ausgehenden 13. Jh. Die aus Ziegeln und Feldsteinen erbauten Befestigungsanlagen waren in ihrer besten Zeit ebenso mächtig wie die in Reval, doch waren sie am Vorabend des Livländischen Krieges schon veraltet und nicht mehr der veränderten Waffentechnik angepasst worden. Vf. zufolge veränderte sich die Struktur des städtischen Raums an der Wende vom 13. zum 14. Jh., als Dorpat sich in die Richtung des Flusses ausdehnte. Im 14. Jh. wurden die Stadthäuser überwiegend aus Stein gebaut, wodurch sich das Stadtbild stark veränderte. I. P.-J.

Mihkel Mäesalu diskutiert die Informationen der schriftlichen Quellen über die Entwicklung Dorpats *Von einer vorzeitlichen Burg zu einer Bischofsstadt: Tartu im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts* (Muinaslinnusest piiskopilinnaks: Tartu 13. sajandi I veerandil, in: Tuna 2024, 4, 9–31, engl. Zusammenf.). Üblicherweise wird auch in der jüngsten archäologischen und kunsthistorischen Forschung das Jahr 1224, als Dorpat zu einem Bischofsitz wurde, als Startpunkt für die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt angesehen. Nach Ansicht Vf.s dürfe dabei das Jahr 1220, als der Orden der Schwertbrüder die Burg zum Sitz seines Vogts erkor, nicht übersehen werden, genauso wenig wie der Estenaufstand 1223/24, der erst die Voraussetzungen dafür schuf – die Schwächung der Position des dänischen Königs –, einen Bischofssitz in Dorpat zu schaffen. Insgesamt plädiert er dafür, den Anfang des 13. Jh.s als Transformationszeit anzusehen und nicht nach einem konkreten Datum für den „Beginn des Mittelalters“ zu suchen. *K. B.*

Unter dem Titel *Art in Medieval Tartu* (Baltic Journal of Art History 27, 2024, 12 Abb., 89–120) bietet Anu Mänd einen kleinen Überblick über die Kunst und Kunstproduktion im mittelalterlichen Dorpat. Ihre Untersuchung beruht in hohem Maße auf schriftlichen Quellen und betrachtet in erster Linie die sakrale Kunst. Es ist Tatsache, dass das heutige Tartu sehr arm an mittelalterlichen Kunstobjekten ist. Aus der schriftlichen Überlieferung kommt aber z. B. zum Vorschein, dass Dorpater Goldschmiede 1520 ein Retabel von Michel Sittow bestellt haben, der ein in Reval gebürtiger, an den europäischen Höfen durchaus bekannter Künstler gewesen ist. Allerdings kann man nur vermuten, in welcher Kirche der Stadt sich Sittows Werk befand. Unter den profanen Kunstwerken beschreibt Vf.in die wenigen aus Tartu erhaltenen Beischlagsteine. Aufgrund der fragmentarischen Informationen lassen sich die charakteristischen Züge des Kunstlebens im mittelalterlichen Dorpat schwer bestimmen. Vf.in macht darauf aufmerksam, dass Kunstwerke aus Norddeutschland und den Niederlanden nach Dorpat importiert wurden. Dies zeugt von Kunstbeziehungen mit dem Westen, daher dürften nicht nur verschiedene Kunstwerke und -objekte, sondern auch Handwerksmeister und Künstler Dorpat erreicht haben. *I. P.-J.*

Die dunklen Kräfte und das Licht des Evangeliums. Die Quellen zum livländischen Bildersturm und ihre Interpretationen (Tumedad jõud ja evangeeliumi valgus. Liivimaa pildirüüste allikad ja tõlgendused, in: Tuna 2024, 3, 17–42, engl. Zusammenf.) lautet der Titel eines Beitrags von Tiina Kala, der sich der Frage widmet, warum von allen Zeitgenossen, egal welcher Konfession, verurteilte, höchstens kurzfristige Gewaltausbrüche für die spätere Betrachtung von solcher Wichtigkeit waren. Vf.in benennt die Übertreibungen in

den überlieferten Augenzeugenberichten, die ihrer Ansicht nach eher den Standards des Genres entsprechen als Geschehenes adäquat wiedergeben. Ähnlich kritisch sieht sie die später entstandenen Chronik-Berichte. In der protestantischen Historiografie des 19. Jh.s wurden die Erzählungen von den Bilderstürmen zu einem klassischen Akt sozialer Unruhen umgedeutet, zumal solche sonst in der livländischen Vergangenheit fehlen, selbst wenn die Authentizität der Quellen zumeist fraglich ist. K. B.

BELARUS. A. I. Gruša [Aljaksandr Ivanavič Hruša], *Tradition und ihre Überwindung: Die Rus' und das Großfürstentum Litauen vom 12. bis zum ersten Drittel des 16. Jahrhunderts* (Tradicija i eë preodolenie. Rus' i Velikoe Knjažestvo Litovskoe v XII – pervoj treti XVI v., Vilnius 2024, Verlag Ciklonas, 444 S., 24 Abb.). – Im Mittelpunkt dieser Studie stehen zwei Phänomene: die „Starina“ („Altertum“) als Form der Herrschaft der Tradition im Großfürstentum Litauen und ihre Überwindung. Das Buch setzt logisch eine frühere Arbeit fort, nämlich: *Krise des Vertrauens? Entstehung und Durchsetzung des Rechtsdokuments im Großfürstentum Litauen (Ende des 14.–erstes Drittel des 16. Jahrhunderts)* (Krizis doverija? Pojavlenie i utverždenie pravovogo dokumenta v Velikom Knjažestve Litovskom (konec XIV – pervaja tret' XVI v.), Sankt Petersburg 2019, Verlag Centr gumanitarnyh iniciativ, 608 S.), deren Thema die Verdrängung des Rituals durch das Schriftstück war. Das beeindruckende Material, das über zwei Jahrzehnte hinweg durch akribische Arbeit mit Dokumenten der litauischen Kanzlei zusammengetragen wurde, ermöglichte es, eine neue konzeptionelle Ebene zu erreichen. Während der Fokus von „Krise des Vertrauens“ auf dem Aufkommen des Dokuments und dem Ende des religiösen Denkens lag, erzählt „Tradition und ihre Überwindung“ von den Menschen hinter diesen Dokumenten, die entgegen den etablierten Normen handelten. Diese Akzentverschiebung prägte die Struktur des Buches. Jedes Kapitel stellt eine Fallstudie dar, die einer Individualität der westrussischen Gebiete des 12.–16. Jh.s gewidmet ist. Im Kapitel *War die altrussische Stadt Izjaslavl' eine Gemeinschaft der Erinnerung?* geht Vf. davon aus, dass Izjaslavl' im 12. Jh. ein Ort war, an dem eine lokale Identität existierte, die auf der Erinnerung an Fürst Izjaslav basierte. Das Kapitel „*Ein Mensch, geboren in einem barbarischen Land*“. *Wladyslaw Jagiello – sein typisiertes Verhalten* problematisiert die Verhaltensnormen dieses Königs: Großzügigkeit, Gastfreundschaft, den Glauben an magische Rituale sowie christliche Frömmigkeit. Im Kapitel *Priester Fedor und seine Marienikone* wird die Hypothese aufgestellt, dass die Ikone, die vom Vorsteher der Minsker Kirche der Entschlafung der allreinen Gottesmutter Fedor aus Smolensk im 15. Jh. gebracht wurde, und die berühmte Ikone der Muttergottes von Minsk ein und dieselbe Reliquie sind. Am Beispiel des Gerichtserfolgs des

litauischen Herrn Juri Senowitsch im Jahr 1467 über den hohen Beamten Olechno Sudimontowicz (Kapitel *Gerechtigkeit für den Herrscher. Der Prozess von 1467 im Kontext soziokultureller Veränderungen in der Gesellschaft des Großfürstentums Litauen in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s*) wird gezeigt, wie die Entwicklung unkonventioneller Rechtsentscheidungen aus der Entwertung der gewohnten Gerichtsverfahren resultierte. Im Kapitel *Und wieder über gegenseitige Gaben. Nachbarschaft, Pragmatismus und Wohltätigkeit in den Beziehungen zwischen Ruthenen und Litauern im Großfürstentum Litauen im ersten Drittel des 16. Jh.s* hat Vf. gezeigt, wie der Brauch des Gabentauschs die persönlichen Verbindungen zwischen Individuen unterschiedlichen sozialen Hintergrunds prägte. Der Anlass für das Interesse an Fürst Fedor Ivanovič Jaroslavič (behandelt im Kapitel mit dieser Überschrift) war das „merkwürdige“ Verhalten des Fürsten, der seinen Untertanen „diente“: Er verfasste Verleihungsurkunden und schenkte Ikonen. Vf. sieht die Ursache für solche Handlungen in den „verstärkten religiösen Gefühlen“ des Fürsten. Das Kapitel *Francysk Skaryna* zieht Bilanz aus den jahrelangen Studien von Vf. über die Motivation des ostslawischen Erstbuchdruckers. Vf. entmythologisiert den Skaryna der sowjetischen Geschichtsschreibung und betrachtet ihn als einen mobilen Professional der Neuzeit, dessen hohes Selbstwertgefühl auf dem Bewusstsein der persönlichen Erwählung durch Gott basierte. Anhand des Materials des Evangeliums von Drutsk aus dem 14. Jh. (*Evangelium von Drutsk: Neue Kontexte seiner Erforschung*) wird nachvollzogen, wie die Verfasser von Kircheneinträgen im Laufe der Zeit aufhörten, die göttliche Strafe zu fürchten. Im Kapitel *Wann und warum begannen „russische“ Schreiber der polnischen Könige und litauischen Großfürsten, Kurrentschrift zu schreiben?* zeigt Vf., wie die Säkularisierung zur Ursache der Kurrentschrift wurde. Das Buch von Vf. umfasst nur einige Vertreter der Eliten, die in einem breiten chronologischen Zeitraum vom 11. bis zum 16. Jh. lebten, angefangen von Fürst Izjaslav Vladimirovič (10.–11. Jh.) bis hin zu Francysk Skaryna (16. Jh.). Der Versuch, das „Traditionelle“ und „Untraditionelle“ in ihrem Verhalten zu betrachten – insbesondere angesichts der äußerst begrenzten Verfügbarkeit von Material – führt zwangsläufig zu strittigen Schlussfolgerungen. Das Ausmaß der Hypothetik seiner Konstruktionen ist dem Vf. selbst wohl bewusst. Wir werden nur einige problematische Momente vorstellen. Die These, dass die Menschen in Izjaslavl' eine „Gemeinschaft der Erinnerung“ waren, beruht auf der Geschichte ihres Gründers, Izjaslav Vladimirovič. Der Fokus liegt auf den Volkserzählungen, die in der Laurentiuschronik von 1128 stehen. Vielen Historikern zufolge (z. B. Dmitrij Lichačëv) basieren diese Erzählungen auf einer mündlichen Überlieferung aus dem Umfeld von Dobrynja, einem Gefolgsmann des Fürsten Vladimir. Vf. meint, dass unter „Volksmund“ der Laurentiuschronik jedoch die Er-

zählung gefangener Einwohner von Izjaslavl' zu verstehen ist. Der „Typ“, der im Verhalten von König Władysław Jagiełło entdeckt wird, bedarf einer Klärung. Der Chronist Jan Długosz schreibt die „Aberglauben“ des Königs (z. B. den Brauch, dreimal einen Strohalm zu werfen, bevor er zu Menschen ging) seiner Mutter zu. Sie hielt sich an den „griechischen Ritus“. Aber solches Verhalten wurde auch im orthodoxen Umfeld kritisiert. So wird z. B. in der Chronik von Galizien-Wolhynien Mindaugas verurteilt: Er betrat keinen Wald, wenn ein Hase herauslief. Offenbar gab es in den litauisch-russischen Eliten verschiedene Gruppen und sogar Personen mit ihrem eigenen Verhaltenstyp. Der „Barbar“ Vytautas wuchs in einem ähnlichen kulturellen Umfeld auf, war aber das absolute Gegenteil seines Cousins Jagiełło. Unserer Meinung nach lassen sich die Verhaltensweisen des polnischen Königs nur sehr bedingt auf ein bestimmtes Verhaltensmuster reduzieren. Im Kapitel über den Gerichtsprozess von 1467 geben die Zeugen Olechno Sudimontowicz falsche Aussagen im Bewusstsein der „göttlichen Wahrheit“, weigern sich aber, bei der Besichtigung des Landes einen Eid abzulegen. Es wäre wünschenswert zu verstehen, wodurch sich der Inhalt des Eides von der „göttlichen Wahrheit“ unterschied. Einige Anmerkungen zu Francysk Skaryna bedürfen einer Präzisierung. Hat Skaryna wirklich übersetzt oder nicht eher „kompiliert“, d. h., biblische Texte aus verschiedenen Quellen zusammengestellt (siehe den neuesten Artikel von Igor Klimov)? Inwieweit war sein Ausbruch aus den Normen der sozialen Mobilität des Kaufmannsstandes tatsächlich „bahnbrechend“? Im Übrigen zeigt der Satz Bertholds von Regensburg („Ein Mensch kann nicht über einen Berufswechsel nachdenken“), den Vf. für aufschlussreich hält, dass selbst in einer traditionellen Gesellschaft viele ihren Status ändern wollten. Diese einzelnen Fragen und Anmerkungen des Rz. zeigen lediglich, wie komplex das Thema „Traditionelles“ und „Neues“ ist. Aus diesem Grund verdient die Beilage zum Buch *Materialien zum Studium der Normen des mündlichen Rechts des Großfürstentums Litauen* besondere Aufmerksamkeit. Wir hoffen, dass dieses neue, vielversprechende Projekt des Vf.s – dessen Ziel es ist, alle aufgezeichneten Normen des mündlichen Rechts bis zum Erscheinen des ersten Litauischen Statuts von 1529 zusammenzutragen – es nicht nur ermöglichen wird, die Säkularisierungsprozesse vollständig zu verfolgen, sondern sich auch der Antwort auf die Frage anzunähern, was deren Ursache war.

Philip Podberezkin

RUSSLAND. A[leksej] V. Plochov und N[atalija] V. Chvoščinskaja, *Das Gorodišče des Rjurik der Wikingerzeit (zur Frage der Topografie, des Geländes und der internationalen Verbindungen)* (Rjurikovo gorodišče epochi vkingov (k voprosu o topografii, planigrafii i meždunarofnych svjazach),

in: *Archeologičeskij vestnik* 42, 2024, 219–236). – Das nahe am Ausfluss des Volchov aus dem Ilmensee gelegene Gordišče, eine Vorgängersiedlung und der zeitweilige Fürstensitz von Novgorod, wird hier für die Zeit von der Mitte des 9. bis zum frühen 11. Jh. nach neuestem Kenntnisstand behandelt. Danach wurde eine Holz-Erde-Befestigung mit Graben im südwestlichen Teil des dortigen Hügels in den Jahren 858–852 errichtet, und eine dichtere Bebauung entstand um diese Anlage herum. Eine wesentliche Beeinträchtigung bei der Erforschung der frühen Siedlung ergibt sich aus einem erheblichen Geländeverlust durch Überschwemmung am Volchovufer und v. a. durch den Bau und den oft starken Wassergang des Sievers-Kanals im Süden von Gorodišče (1798–1803). Die Lage der kontrollierenden Festung und der Siedlung an den Handelswegen von der Wolga zur Ostsee (existierend seit dem 8. Jh.) sowie von Byzanz zum Norden und damit vom Dnepr zur Neva (seit dem 9. Jh.) führte zu einer insgesamt großen Zahl von Fundzeugnissen östlicher (muslimischer), byzantinischer und nordeuropäischer Herkunft. Genauer vorgestellt werden Dirhems sowie kleine Waagen und Gewichte aus muslimischen Gebieten, ferner byzantinische Münzen. Die zahlreichen Gegenstände aus Skandinavien zeugen nicht nur vom Handel, sondern mehr noch vom hohen Anteil von Männern und Frauen aus dem Norden an der Bevölkerung von Gorodišče. Für den vorhansischen Handelsverkehr im Osten ist dieser sorgfältige Beitrag auf jeden Fall informativ. N. A.

Die Autoren S[tephen] U. Merkel', I[rina] E. Zajceva und A[ndrej] V. Čugaev behandeln in zwei Aufsätzen mit gleichartigen Titeln, *Die Quellen des Silbers in der Nordöstlichen Rus' aus dem 10.–13. Jahrhundert nach Ergebnissen der Isotopen-Analyse des Bleis* und *Die Quellen der Buntmetalle ... aus dem 11.–13. Jahrhundert ...* (*Istočniki serebra v Severo-Vostočnoj Rusi v X–XIII vv. po dannym izotopnogo analiza svinca*, in: *RossArch.* 2024, Nr. 2, 81–99 und *Istočniki cvetnych metallov ... v XI–XIII vv. ...*, ebd., Nr. 4, 78–95), Funde aus ländlichen Gebieten bei Suzdal' und Murom. Nach den Untersuchungsergebnissen wurde der dortige Silberschmuck in der zweiten Hälfte des 10. Jh.s und im frühen 11. Jh. aus samanidischen Dirhems hergestellt, während die Zufuhr von europäischem Silber im 11. Jh. begann und im 12. Jh. die einzige Quelle darstellte. Bei der Mehrzahl der Gegenstände aus Kupferlegierungen stammte das Kupfer aus dem westlichen Deutschland, Blei dagegen kam aus dem Gebiet von Krakau. In das Blickfeld gelangt dabei z. T. der Herkunftsweg über die Ostsee und Novgorod. N. A.

V[alentin] L[eonidovič] Portnykh, *Hansische Urkunden zur russischen Geschichte im Kontext des sowjetisch-westdeutschen Archivalienaustausches* (*Ganzejskie gramoty po russskoj istorii v kontekste sovetско-zapadno-*

germanskogo obmena archivami, in: Vestnik Sankt-Peterbugskogo universiteta. Istorija 69, 2024, Nr. 4, 1017–1038). Im Russländischen Staatsarchiv für Alte Akten (Moskau) steht seit einiger Zeit ein Bestand zur Benutzung bereit, der aus dem Lübecker Archiv stammt. Er enthält Quellen zum Thema die Hanse und Russland, benutzt hat ihn dort in der jüngeren Vergangenheit v. a. die bekannte Erforscherin der hansisch-russischen Sprachbeziehungen Catherine R. Squires [Ekaterina Ričardovna Skvajrs]. Der vorliegende Beitrag charakterisiert diesen Fund und berichtet über die Herkunft des Bestandes und seinen Weg in jenes Archiv. Die betreffenden Quellen bildeten in Lübeck eine Einheit *Ruthenica*. Sie wurden zusammen mit weiteren Lübecker Archivalien während des Krieges in das Gebiet der künftigen sowjetischen Zone ausgelagert und von dort 1946 nach Leningrad gebracht. Der Russlandbetreff war in diesen Fällen ohne Weiteres erkennbar, und so erfolgte eine Aussonderung dieses Materials, wobei die Idee, es zu behalten, schon bei relativ frühen Erwägungen über eine künftige Rückgabe des Beuteguts entstand. Dabei blieb es, bis 1990 der große Austausch von in Westdeutschland befindlichen baltischen Beständen gegen Lübecker, Hamburger und Bremer Archivalien und weitere Schriftzeugnisse aus Russland erfolgte. Von deutscher Seite gab es keinen Widerstand gegen jene partielle Nichtrückgabe, weil man über den Sachverhalt nicht klar informiert war und außerdem die Rückgabe des sonstigen deutschen Schriftguts (bzw. von Teilen davon) nicht gefährden wollte, das mengenmäßig die Gegenlieferung von baltischen Quellen erheblich übertraf. Die detaillierte Darstellung von alldem beruht auf umsichtigen Ermittlungen und ist schlüssig. N. A.

E[lizaveta] M[ichajlovna] Kalugina zählt die Erwähnungen der Stoffe in den spätmittelalterlichen Birkenrindebriefen aus Novgorod und Pleskau auf (*Srednevekovye tkani po soobščenijam berestjanych gramot vtoroj treti XIII–XV vv.*, in: Archeologija evrazijskich stepej 2024, Nr. 1, 169–176). Die Feststellung lautet – erwartungsgemäß –, dass in der Rus' Stoffe sowohl aus pflanzlichem als auch tierischem Rohstoff bekannt waren. Leinwand und Canvas wurden auf Bauernhöfen produziert und gehörten zu den bäuerlichen Abgaben. Ggf. wurde Leinwand gebleicht, ebenso erwähnen die Briefe professionelle Leineweber. Auch Sackleinen kommt in den Texten vor. Im 14. Jh. wurde in Novgorod außerdem mit Baumwollstoff, wohl aus Zentralasien, gehandelt; einmal kommt auch Seide vor. Vf.in zeigt, dass die Tuche nach ihrer Farbe bezeichnet wurden, behandelt aber nicht, welcher Herkunft die Sorten waren. A. S.

Erwähnt sei auch der kurze Beitrag von E[lizaveta] M[ichajlovna] Kalugina über *Die Behandlung der in die Rus' gelangten hansischen Stoffe des 14.–15. Jahrhunderts in den Arbeiten vaterländischer Gelehrter* (Izučenie

postupavšich na Rus' ganzejskich tkanej XIV–XV vv. v trudach otečestvennyh učenyh, in: Rossijskaja i mir: istorija i sovremennost'. Tezisy XII vserosijskoj konferencii studentov i molodyh ucenyh, Surgut 2024, 7–9). Der Forschungsüberblick beginnt im 19. Jh. und hebt die besonders ausführliche Berücksichtigung des Themas bei Anna Choroškevič hervor, weist aber auch nachdrücklich auf weiterhin bestehenden Behandlungsbedarf hin. N. A.

Der neue Sammelband *Novgorod und das Novgoroder Land. Geschichte und Archäologie* (Novgorod i Novgorodskaja zemlja. Istorija i archeologija 36, Velikij Novgorod 2023, hg. von E[lena] A[leksandrovn]a Rybina, 256 S.) enthält Vorträge, die auf der 36. wissenschaftlichen Tagung zur Archäologie und Geschichte des mittelalterlichen Novgorod vom 25. bis zum 27. Januar 2022 in Groß-Novgorod gehalten wurden. Sie sind zahlreichen Themenbereichen zugeordnet, von denen ein paar Aufsätze thematisch dem Anliegen der HU entsprechen. Zu beachten ist in dieser Hinsicht der Artikel *Ein Komplex von westeuropäischen Münzen des 11. Jahrhunderts aus der Ausgrabung Dubošin-2 in Groß-Novgorod* (Kompleks zapadnoevropejskich monet XI v. iz raskopa Dubošin-2 v Velikom Novgorode, 220–229) von M[ichail] I[vanovič] Petrov, O[l'ga] A[lbertovna] Tarabardina, A[leksej] V[ladimirovič] Andrienko und E[vgenij] M[ichailovič] Ušakov. Im Mittelpunkt steht hier ein Komplex von 58 Münzen aus Westeuropa von der Wende des 11. zum 12. Jh., der bei der Dubošin-Ausgrabung im Zentrum des Slavnskij-Endes des mittelalterlichen Novgorod mit einer Kulturschicht von bis zu 8 m Tiefe bei Untersuchungen von 2017–2019 entdeckt worden ist. Zehn Münzen stellen eine sog. „Schatz-Geldtasche“ („klad-košelek“) dar, die ihr Eigner irgendwie, möglicherweise durch Diebstahl, verloren hat. Der gesamte Komplex wird von Münzen dominiert, die vom Grafen Bruno III. von Friesland (1038–1057) geprägt wurden. Überraschenderweise fehlen aber darin die friesischen Münzen von Graf Ekbert II. (1068–1090), die im archäologischen Material der nordwestlichen Rus' weit verbreitet sind, sowie die Münzen mit den Namen des Grafen Otto (1059–1071) und des Grafen Hermann (–1086), die man in Novgorod häufig antreffen kann. Zur „Schatz-Geldtasche“ gehören auch zwei Pfennige des Bischofs Wilhelm von Groningen (1054–1076) sowie eine Imitation eines westeuropäischen Denars, ähnlich den Münzen aus den frühmittelalterlichen Schätzen Nord-Polens, sog. „lupavischen Imitationen“. Die anderen Münzen sind Denare, geprägt in Niederlothringen und Sachsen, die in die Zeit des intensiven Zuflusses von Denaren in die Rus' gehören. Interessant sind die Beobachtungen zu vier bei der Dubošin-Grabung gefundenen Münzen, die teils gut erhalten, teils beschädigt westeuropäische Gepräge imitieren. Vf. verglichen sie mit anderen numismatischen Funden und kamen zu dem Schluss, dass es sich um eine

besondere Gruppe von Imitationen handelt, deren Prägeort im Nordwesten der Rus' und möglicherweise in Novgorod selbst lag. Die Frage nach der Funktion dieser Münzen, d. h. nach ihrem Zusammenhang mit genehmigten Nachahmungen oder Fälschungen, bleibt aber weiterhin offen. Die zehn Münzen aus der sog. „Geldtasche“ sind beschrieben und fotografiert. – Im Aufsatz *Grenzdörfer der Pogoste von Gorodeck und Kir'jaž im System der Wege des Korela-Landes am Ende des 15. Jahrhunderts* (Prigraničnye derevni Gorodenckogo i Kir'jažskogo pogostov v sisteme torgovo-promyslivych putej Korel'skoj zemli v konce XV v., 234–240) identifiziert M[aria] I[gorevna] Petrova Bauerniederlassungen (Dörfer, einzelne Höfe und Höfegruppen), die entlang der Handelsrouten zu den nördlichen Fischerei- und Bieberfanggebieten lagen und das Funktionieren der Wassertransportverbindungen im Ladogabecken sicherstellten. Als Quellen benutzte Vf. in einige Dokumente aus Russland und Schweden sowie kartografische Materialien aus den Archiven Russlands, Schwedens und Finnlands. – A[leksej] V[ladimirovič] Vostrov bietet einen *Vergleich des Systems der Landwege der Vodskaja Pjatina und des Großfürstentum Finnland im 16. Jahrhundert* (Sravnitel'nyj analiz sistemy suchoputnych dorog Vodskoj pjatiny i Velikogo knjažestva Finljandskogo v XVI stoletii, 241–249). Wie Vf. darlegt, war der Ausbau des Landstraßennetzes in der Vodskaja Pjatina im Nordwesten des Novgoroder Landes und im schwedischen Finnland gleichermaßen durch das schwierige Gelände (dichte Wälder, Sümpfe, Unebenheiten usw.) behindert wie durch eine spärliche Stadtbebauung, aber die Voraussetzungen für die Schaffung eines verzweigten Netzes von Landstraßen wurden in Finnland früher als im Novgoroder Land geschaffen. Vf. erklärt dies mit der gut bekannten Zuneigung der schwedischen Könige zur militärischen und wirtschaftlichen Expansion in der östlichen Region. Die Routen verbanden Festungen für diese Zwecke, und Wasserwege wurden durch Landwege ergänzt, damit diese im Falle einer Blockade oder in der Nebensaison benutzt werden konnten. Bereits Mitte des 16. Jh.s waren die Straßen Finnlands von besserer Qualität als in den Novgoroder Gebieten, wie insbesondere der Bericht von Jakob Tenta aus den Jahren 1555–1556 belegt. Vereinzelt Aufzeichnungen der Straßen der Vodskaja Pjatina, die man in den gleichzeitigen Novgoroder Katasterbüchern finden kann, zeigen ihre Entwicklungsverzögerung. Vf. erklärt diesen Umstand mit der Verspätung der zentralisierten Organisation der Grenzsicherung im Novgoroder Land, die erst nach der Annexion Novgorods durch Moskau 1478 begann, sowie mit Novgorods Wunsch, v. a. die Wassergrenzen zu stärken.

M. B

Besonderes Interesse verdient der Beitrag von P[etr] G[rgor'evič] Gajdukov und E[lena] A[leksandrovna] Mel'nikova über *Skandinavische Runeninschriften aus den Ausgrabungen des Deutschen Hofes in Groß-Novgo-*

rod im Jahre 2022 (vorläufige Mitteilung) (Skandinavskie nadpisi iz raskopok Nemeckogo dvora v Velikom Novgorode v 2022 g. (predvaritel'noe soobščenie), in: *Graphosphaera. Pis'mo i pis'mennye praktiki* 3, 2023, Nr. 1, 142–163, Abb.). Wie hier berichtet wird, wurde bei Grabungen von 2022 endgültig festgestellt, dass man einen Teil des archäologisch bisher noch nicht erforschten hansischen Peterhofes erreicht hatte. Aufgrund der zahlreichen dort freigelegten Gegenstände sollen in Zukunft die materielle Kultur und das Alltagsleben der deutschen Hofbesucher dargestellt werden. Im vorliegenden Beitrag geht es zunächst nur um einige Runeninschriften, die dort gefunden wurden. Sie entstammen v. a. einer Schicht, die der ältesten Bebauung des Grundstücks synchron ist, die nach Dendrodaten in die 1160er–1170er Jahre gehört (die Anfänge des Peterhofs datierten wir bisher stets auf eine etwas spätere Zeit). Zwei der Funde verweisen speziell auf Gotland, darunter ein Kerbholz mit dem Namen *Hæilvatr*, das nur für diese Insel bezeugt ist. Vf. erinnern an sonstiges Zusammenwirken von gotländischen und frühhansischen Kaufleuten wie z. B. den gemeinsamen Vertragsabschluss mit Novgorod von 1191 und stellen die hier untersuchten Runenfunde in diesen Zusammenhang. N. A.

Ilya [Il'ja] V[ladimirovič] Antipov spricht Über nichtkirchliche Steinbauten des 14.–15. Jahrhunderts in den ausländischen Handelshöfen von Novgorod (O kamennykh graždanskich postrojkach XIV–XV vv. na inozemnykh torgovykh dvorach v Novgorode, in: *Arhitekturnaja archeologija* 5, 2023, 29–35). Den schriftlichen Quellen und den für einen Teil des Gotenhofes vorliegenden archäologischen Befunden entnimmt Vf., die Begrenztheit der bisherigen Grabungen reflektierend, dass die normalen Gebäude auf dem St. Peter- und dem Gotenhof aus Holz errichtet waren; nur wenige Bauten, die der Aufbewahrung von Waren dienten, bestanden aus Stein. Dabei handelte es sich wahrscheinlich um Bauten sehr schlichter Art. Wie Vf. hinzufügt, konnten diese im Gegensatz zu den Kirchen der beiden Höfe kaum Einfluss auf die Novgoroder Architektur ausüben. N. A.

P[avel] V[ladimirovič] Lukin, *German Merchants in Novgorod: Hospitality and Hostility, Twelfth–Fifteenth Centuries* (Palgrave Studies in Migration History, Sari Nauman u. a. (Hgg.), *Baltic Hospitality from the Middle Ages to the Twentieth Century. Receiving Strangers in Northeastern Europe*, Cham 2022, palgrave macmillan, 117–142). – Vf. konstatiert, dass die Beziehungen zwischen den Hansen und den Novgorodern in der deutschen und russischen historischen Literatur lange Zeit als feindselig gekennzeichnet wurden und auch die neuere Forschung unzulänglich darstellte, wie man einander sah. Vf. zeigt nun eindringlich, dass es neben Konflikten auch wichtiges Verbindendes gab. Da die überlieferten Quellen auf erstere eingestellt sind,

muss man laut Vf. genau hinschauen, um ein genaueres Bild zu gewinnen. In Wahrheit stellte für beide Seiten friedliches Einvernehmen die Norm dar. Der Handel erforderte Interaktion, und die Novgoroder Eliten verstanden die Notwendigkeit des Kontaktes mit der Hanse. Heftige konfessionelle Differenzen stellt Vf. erst für die Zeit nach der Einverleibung Novgorods in den Moskauer Staat fest. Die Verbreitung des Kredithandels wertet er als Zeugnis gegenseitigen Vertrauens und er bietet eine Reihe von konkreten Beispielen guter menschlicher Beziehungen zwischen Deutschen und Russen in Novgorod. Der Beitrag ist für das Verständnis des hansisch-russischen Verhältnisses sehr wichtig. Nachdem vereinzelt auch schon von deutscher Seite die Auffassung von der grundsätzlichen Feindseligkeit der Beziehungen gezielt zurückgewiesen worden war, was Vf. anerkennt, sollte dieser Ansatz zur Gewinnung eines neuen Bildes über Novgorod und das Mittelalter hinaus weiterverfolgt werden. Dabei wäre nicht nur Pleskau zu beachten, sondern auch das Verhältnis zwischen den vielen in Livland Handel treibenden Russen und den Einheimischen. N. A.

Das Erbe des Friedensvertrages von Orešek (Nasledie Orechoveckogo mira, Sankt-Petersburg 2023, Papyrus Verlag, 140 S., Abb.). – Der Sammelband präsentiert einige Erträge der 10. Interregionalen Tagung „Provincija“ vom 20. bis 23. September 2023 in Sankt-Petersburg, Orešek (Schlüsselburg) und Vyborg, die dem 700. Jubiläum des russisch-schwedischen Friedensvertrages von Orešek von 1323 gewidmet war. Sie decken ein breites thematisches Spektrum ab, das vom 16. Jh. bis zur Gegenwart reicht und die Situation im russisch-schwedischen Grenzgebiet in historischer Perspektive betrifft. – A[drian] A[leksandrovič] Selin, *Nördliche Pogoste des Orešek-Kreises in Grenzstreitigkeiten des ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhunderts* (Severnnye pogosty Oreškovskogo uezda v prigraničnych sporach konca XVI – načala XVII vv., 7–14), macht darauf aufmerksam, dass die Frage nach dem Fluss Sestra als Grenze der schwedischen Länder in Karelien an der Wende des Spätmittelalters zur Frühen Neuzeit wegen der Einverleibung Novgorods in das Großfürstentum Moskau, die das Vordringen des Moskauer Staates zu dieser Grenze mit sich gebracht hatte, wieder eine wichtige Stelle in den Beziehungen zwischen Russland und dem Schwedischen Reich einnahm. Ab Mitte des 16. Jh.s wurde das Gebiet zwischen der Neva und der Sestra zum Gegenstand von Grenzstreitigkeiten und für einige Zeit zum Schauplatz militärischer Auseinandersetzungen. Es ist anzunehmen, dass die Demarkationslinie nach dem Waffenstillstand von Pljussa zur Grenze der Gemeinden (*pogosty*) Rovduž und Kujvoš wurde. Diese Gebiete wurden bei den zweiten Täysinä-Verhandlungen 1594–1595 und den Verhandlungen von Vyborg 1609 erneut Gegenstand von Streitigkeiten. Sie werden auch im Vertragsentwurf

Novgorods mit Jakob De la Gardie von 1611 erwähnt. Beachtenswert ist dabei, dass die Neva jedoch nie zur Grenzlinie Russlands wurde und damit günstige Bedingungen für dessen Wirtschaftskontakte mit Westeuropa weiterhin bestanden. – P[avel] V[alentinovič] Krylov, *Der Vertrag von Orešek im Kontext der „internationalen Beziehungen“ des 14. Jahrhunderts* (Orechoveckij mir v kontekste „meždunarodnych otnošenij“ XIV veka, 15–22), geht davon aus, dass die Errichtung der ersten Grenze zwischen Schweden und Groß-Novgorod im Kontext der zunehmenden Bedeutung von nordischen Territorien im 14. Jh. unter dem Einfluss der sog. Kleinen Eiszeit zu betrachten ist, die mit einer steigenden Nachfrage nach Pelzen in Westeuropa einherging. Es wird auch untersucht, wie die von der römisch-katholischen Kirche verbreitete Idee des „Gottesfriedens“ zur Grenzziehung beitrug. – S[ergej] A[natol'evič] Salmin, *Der Vertrag von Orešek und die Beziehungen zwischen Pskov und Livland in den frühen 1320er Jahren* (Orechoveckij mir i pskovsko-livonskie otnošenija v načale 1320-ch gg., 23–30), verfolgt eine Perspektive über mehrere Herrschaften hinweg: In seiner Studie nimmt er zusammen mit novgorodisch-schwedischen Kontroversen bezüglich der Kontrolle über die Neva-Handelsroute auch Konflikte an der Grenze zwischen Pskov und Livland in den Blick und gelangt hier zu einer Neubewertung der in deren Verlauf entstehenden pskovisch-litauischen antilivländischen Kooperation. Um diese zu neutralisieren und eine für sich günstige Neutralität Livlands zu erreichen, schloss Novgorod ein Bündnis mit dem livländischen Zweig des Deutschen Ordens, zielend auf die Unterwerfung Pskovs unter den Novgoroder Veče-Staat. Das wichtigste Ergebnis dieses Abkommens war die Stärkung der Position Novgorods bei den Verhandlungen mit den Schweden. Obwohl Novgorod den schwedischen Eroberungen in Karelien zustimmte, gelang es ihm, die Kontrolle über die Neva zu behalten. Das negative Ergebnis der diplomatischen Aktivitäten der Novgoroder war, dass Pskov damit für lange Zeit in den Einflussbereich des Großfürstentums Litauen fiel. – I[van] V[adimovič] Stasjuk, *Novgorodisch-schwedische Konflikte nach dem Frieden von Orešek (1337–1351)* (Novgorodsko-švedskie konflikty posle Orechoveckogo mira (1337–1351), 31–37), untersucht die Ereignisse der 1330er und 1340er Jahre an der Grenze zwischen Novgorod und Schweden, und zwar in den Gebieten Korela, Ižora und Vod'. Die Konflikte von 1337–1339 und 1348–1351 wurden von Schweden initiiert, führten aber nicht zur Aufhebung des Vertrages von Orešek. – N[atal'ja] V[ladimirovna] Čeremisina, *Die mittelalterliche Geschichte von Orešek – von der Festung zur urbanen Siedlung* (Srednevekovaja istorija Oreška: ot kreposti k posadu, 57–67), schildert die Geschichte der Stadt Nöteborg (Orešek) aufgrund der Archivdokumente sowie in- und ausländischer Chroniken. Orešek entstand im 14. Jh. als eine der Novgoroder Grenzfestungen und dank dessen

wurden Bedingungen für die nachfolgende Entwicklung der Handels- und Handwerkssiedlung (*posad*) geschaffen. Vf.in gibt eine Beschreibung von Orešek für die Moskauer Zeit des 15. und 16. Jh.s sowie die Epoche der Herrschaft von Schweden im 17. Jh., ferner für die Zeit von der Rückkehr nach Russland am Anfang des 18. Jh.s bis zur Mitte des 19. Jh.s. – Im Mittelpunkt der von M[arina] B[orisovna] Bessudnova, *Vyborg und das schwedische Karelien im russisch-hansischen „ungewöhnlichen Handel“ der Frühen Neuzeit* (Vyborg i švedskaja Karelja v rusko-ganzejskoj „neobyčnoj torgovle“ načala Novogo vremeni, 112–118), vorgestellten Ausführungen steht die Rolle von Vyborg und des dem Schwedenreich zugehörigen Karelien im System der hansischen Beziehungen der Frühen Neuzeit als eines der wichtigsten Gebiete des informellen bzw. „ungewöhnlichen“ Handels mit Russland. Diese Rolle namentlich von Vyborg wurde durch die Handelspolitik der Hansestädte Livlands mit Reval an der Spitze erheblich erleichtert, die bei der Krise der russisch-livländischen Beziehungen an der Wende vom 15. zum 16. Jh. eine Plattform für ihren Russlandhandel erhalten wollten. Gleichzeitig versuchten sie, möglichst den Russlandhandel ihrer Konkurrenten aus den überseeischen Hansestädten einzuschränken. Die Aktivitäten der sog. „Vyborgfahrer“ aus Lübeck zeigen, dass Vyborg Mitte des 16. Jh.s nicht nur Revals, sondern auch Lübecks Interesse geweckt hatte. Die „Überseeischen“ beabsichtigten, ihren eigenen Handel mit Russland, ohne Vermittlung der livländischen Städte zu organisieren. In diesem Artikel wurden neben veröffentlichten Quellen auch Handschriften aus den Sammlungen *Ruthenica* und *Livonica* im Archiv der Hansestadt Lübeck verwendet. – A[leksej] V[ladimirovič] Vostrov, *Der Einfluss des Friedensvertrags von Orešek auf die Entwicklung der Kommunikationssysteme und auf die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung der Karelischen Landenge* (Vlijanie Orechoveckogo mirnogo dogovora na razvitie sistem komunikacij i etničeskij sostav naselenija Karel'skogo perešejka, 119–128), betrachtet den Zeitraum vom Abschluss des Friedensvertrags von Orešek bis zum Friedensvertrag von Stolbovo 1617 und schließt auf eine erhebliche Entwicklung der Land- und Wasserkommunikationssysteme zwischen den Befestigungen und Gemeinden (*pogosty*). Vf. bemerkt auch eine Veränderung der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung aufgrund der aktiven Ostpolitik des schwedischen Königreichs und der Verteidigungsmaßnahmen von Groß-Novgorod. M. B.

P[avel] V[ladimirovič] Lukin analysiert den in mehreren zeitgenössischen Sprachversionen überlieferten Text des 1323 zwischen Novgorod und Schweden geschlossenen Vertrages von Nöteborg (*Orechoveckij dogovor 1323 meždu Novgorodom i Šveciej i drevnerusskaja političeskaja terminologija XIV–XV vv.*, in: *Srednie Veka* 85, 2024, 86–107). Vf. kommt zum Schluss, dass man im Hanseraum

Novgorod als Kommune wahrgenommen hat, weil die altrussische Formel „ves' Novgorod“ (ganz Novgorod) auf Latein als „tota communitas“ weitergegeben wurde. Von Interesse ist auch die Beobachtung, dass ein Dienstfürst Novgorods als „Großfürst“ bezeichnet worden konnte, auch wenn er streng genommen den Titel nicht besaß, d. h. kein Großfürst von Vladimir oder Kiev war. A. S.

S[ergej] V[ladimirovič] Polechov u. a., *Neue Quellen über die novgorodisch-hansischen Verhandlungen von 1416* (Novye istočniki o novgorodsko-ganzejskich peregovorach 1416 g., in: Drevnjaja Rus'. Voprosy medievistiki 3, 2024, 67–82). – Hier werden in der mittelniederdeutschen Originalsprache und in russischer Übersetzung die Protokolle der hansisch-novgorodischen Verhandlungen samt zwei Vertragsentwürfen und zwei Briefen eines Teilnehmers der hansischen Delegation, des Revaler Ratsherrn Hans Palmedach, veröffentlicht. Die Dokumente, die im Stadtarchiv Tallinn aufbewahrt werden, sind früher nie publiziert worden. A. S.

P[avel] V[ladimirovič] Lukin und S[ergej] V[ladimirovič] Polechov (S. V. Polekhov) fragen: *Why Did Lord Novgorod the Great Fall? The Novgorod Republic and Its Neighbors in 1470–1471* (Herald of the Russian Academy of Sciences 92, 2022, Beiheft 5, 367–384). Vff. analysieren die Entwicklung der sozialen Struktur und staatlichen Institutionen Novgorods im 15. Jh. und die Veränderungen im politischen Kräftespiel der Region. Das Herrschaftssystem Novgorods und besonders das Militärwesen der Stadtrepublik blieben im Vergleich zu den Nachbarstaaten archaisch und unfähig. Die Hauptursache der politischen Schwäche lag aber in der Spaltung der Novgoroder Gesellschaft, die in die pro-litauischen und pro-moskauischen Gruppen geteilt war. Anders als in der sowjetischen Geschichtsschreibung behauptet, folgten die Teilungen keinen sozialen Trennungslinien der Gesellschaft, sondern es handelte sich um clan-basierte Gruppierungen, die beide eine aristokratische Führung hatten. Dabei wurde die pro-moskauische Partei zu Recht beschuldigt, dass ihre Politik Novgorod die Selbständigkeit kosten würde – die Ziele der pro-litauischen Partei aber standen im klaren Gegensatz zur politischen Tradition von Novgorod, wo man sich immer als Teil der Rus' wahrgenommen hatte. So konnte die Stadtgemeinde sich nicht konsolidieren, um sich gegen Ivan III. erfolgreich zu wehren. Dabei handelte es sich in den 1470er Jahren auch um eine für Novgorod ungünstige Konstellation der Dinge, die Moskau ausgenutzt hatte; also war der Verlust der Novgoroder Eigenständigkeit keineswegs vorbestimmt oder zwangsläufig. Die Beispiele von Venedig oder Ragusa beweisen, dass die oligarchische Republik als Staatsform im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit erfolgreich Jahrhunderte überdauern konnte. A. S.

E[lena] V[jačeslavovna] Salmina, S[ergej] A[natol'evič] Salmin und K[onstantin] V[jačeslavovič] Gorlov, *Geschichte und Archäologie des nördlichen Teils des Pleskauer Zavelič'e im Lichte numismatischer Funde* (Istorija i archeologija severnoj časti pskovskogo Zavelič'ja v svete numizmatičeskich nachodok, in: *Archeologičeskie vesti* 44, 2024, 176–189). Wie es hier eingangs heißt, sind archäologische Grabungen in Pleskau schon seit vielen Jahrzehnten auf Rettungsunternehmen begrenzt und nicht von wissenschaftlichen Interessen bestimmt. Die hier vorgestellten, nicht sehr zahlreichen Münzfunde aus einem Teil des Zavelič'e, also des im Mittelalter vorstädtischen Gebiets „jenseits des Velikaja-Flusses“, sind für die Entwicklung in jenem späteren Stadtteil, dem Geldumlauf und unter handelsgeschichtlichem Aspekt gleichwohl aufschlussreich. Die ältesten Funde stellen zwei Dirhems aus dem 10. Jh. dar, während unter den Funden des 11. Jh.s Gepräge aus Niederlothringen stark überwiegen. In der Folgezeit wirkte sich die münzlose Periode in der Rus' aus, und dann bestätigen Funde livländischer Gepräge des frühen 15. Jh.s die Verbreitung solcher Stücke, die damals in Pleskau als offizielle Münzen akzeptiert waren. Vf. äußern die Vermutung, dass im betrachteten Gebiet, in dem später der Deutsche und der Lübecker Hof standen, auch schon im Mittelalter Ausländer erschienen waren. *N. A.*

Der Anteil von Pleskau am „ungewöhnlichen Handel“ in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lautet der Titel eines Beitrages von M[ichail] O[legovič] Krylov (Učastie Pskova v „neobyčnoj trgovle“ vo vtoroj polovine XV v., in: *Zemlja i vlast' v sud'be Rosii. Sbornik naučnych statej učastnikov Vserossijskoj naučnoj konferencii*, Moskva 2024, 92–98). Etwas anders, als dieser Titel erwarten lässt, geht es hier hauptsächlich um den Handel zwischen Pleskau und Dorpat nach der Schließung des Novgoroder Hansekontors von 1494. Ungeachtet des damaligen generellen hansischen Verbots des Russlandhandels lief dieser Handel weiter, was Vf. quellenorientiert verdeutlicht und erklärt. *N. A.*

D[aria] S. Serežnikova, „*Ein westlicher goldener Gürtel mit Perlen*“. *Die Rezeption von Elementen der europäischen materiellen Kultur im Gebiet der Alten Rus' (zweite Hälfte des 12.–erste Hälfte des 15. Jahrhunderts)* („*Pojas zolot frjaz'skij s ženčugom' s kamen'em*“). *Recepcija elementov evropejskoj material'noj kul'tury na territorii Drevnej Rusi* (vtor. pol. XII – perv. pol. XV vv.), in: *Stratum plus. Archeologija i kul'turnaja antropologija* 2024, Nr. 5, 329–344, Abb.). – Aufgrund von archäologischen Funden fragt Vf.in nach der Verwendung von Kleidungsbestandteilen, Schmuck, Gegenständen des Alltagslebens usw. aus dem Westen seitens der altrussischen Gesellschaft. Als ausgewiesene Kennerin von mittelalterlichem archäologischem Material vermag Vf.in dazu viel

zu sagen und sie greift dabei anspruchsvolle Fragestellungen auf. Als besonders populär in der Rus' hebt sie Fibeln hervor und zählt dann nicht nur die Funde in verschiedenen Städten und Gebieten auf, sondern prüft auch, wie Fibeln auf Abbildungen dargestellt sind und was über die soziale Zugehörigkeit der Besitzer gesagt werden kann. Ebenso gelangt die Frage nach ihrer Bedeutung als Vorbild für örtliche Meister in den Blick. Behandelt werden dann in ähnlicher Weise verzierte Gürtel. Im Unterschied dazu waren weitere Kostümteile und viele Gegenstände des Alltagslebens wie beispielsweise Geschirr und Schreibzeug wenig verbreitet und sind hier nur kurz abgehandelt. Beachtet werden auch einzelne Zeugnisse des katholischen Glaubens, etwa ein Anhänger mit dem Bild der Gottesmutter sowie Darstellungen zum Thema Liebe. Wie Vf.in darlegt, waren die westlichen Elemente am stärksten in Novgorod verbreitet, wo die Hansekaufleute vermittelnd wirkten. Die Verteilung der Funde in Novgorod zeigt, dass die Importgegenstände v. a. im Leben der Kaufleute und der Aristokratie eine Rolle spielten. Die Reisen der russischen Kaufleute brachten nach Vf.in dafür Offenheit mit sich. Der Beitrag bereichert und präzisiert unser Bild von den hansisch-russischen Kulturbeziehungen sehr erheblich. N. A.

A[leksej] A[leksandrovič] Vovin und N[atalija] B[ronislavovna] Sredinskaja, *Zur Rezeption des römischen Rechts in Privaturkunden der nordwestlichen Rus' im 13.–15. Jahrhundert: Theorie und Praxis der vergleichenden Quellenforschung* (O recepcii rimskogo prava v častnyh aktach Severo-Zapadnoj Rusi XIII–XV vv.: teorija i praktika sravnitel'nogo istočnikovedenija, in: *Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny* 41, 2022, 161–209). – Vff. stellen fest, dass hinsichtlich der Frage, ob das Römische Recht das altrussische Rechtssystem beeinflusst hat, in der Geschichtsschreibung zwei gegensätzliche Meinungen vertreten sind. Während für die eine Schule eine Anerkennung des Einflusses des Römischen Rechts als Zeichen des Fehlens der eigenständigen Rechtskultur in der Rus' wahrgenommen und aus patriotischen Gründen also vollständig ausgeschlossen wird, führen die anderen Forscher die Entstehung des regulierten Rechts in der Rus' eindeutig auf byzantinischen (damit römischen) Einfluss zurück. Vff. vergleichen die italienischen, Novgoroder und Pleskauer Privaturkunden aus dem späten Mittelalter. Das Fazit lautet: Obwohl einige terminologische Ähnlichkeiten mit den analogen Situationen (Erbe, Verkauf) erklärbar sind, zeigt die Entwicklung der nordwestrussischen Rechtskultur um 1400, dass sie von westeuropäischen lateinischen Rechtstexten direkt beeinflusst wurde. A. S.

V[alentin] L[eonidovič] Portnykh, *Die beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Professor M. P. Lesnikov und das verlagerte Tallinner Archiv in Göttingen in den 1950er–1970er Jahren* (Dve storony železnogo zanavesja).

Professor M. P. Lesnikov i peremeščennyj Tallinskij archiv v Gettingene v 1950-e–1970-e gg., in: Elektronnyj naučno-obrazovatel'nyj žurnal „Istorija“ (<https://history.jes.su>) 15, 2024, Nr. 8 (142), 15 S.). – In dem Beitrag geht es um den mühevollen Weg zur Veröffentlichung der im Tallinner Stadtarchiv aufbewahrten Veckinchusenschen Handelsbücher, namentlich um die beharrlichen Versuche des Moskauer Herausgebers Michail Lesnikov, die nach kriegsbedingter Verlagerung längere Zeit in Göttingen befindlichen Bände im Original zu benutzen. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges waren diese Versuche vergeblich. Vf. beleuchtet dies genau, auch unter Heranziehung von deutschem Archivmaterial. Der von uns als Hanseforscher hochgeschätzte Lesnikov wird hier verdienstermaßen gewürdigt. Bemerkenswert ist auch die erwähnte Bereitschaft des Hansischen Geschichtsvereins und einzelner seiner Mitglieder wie Paul Johansen, Lesnikov in seinem Bemühen, um die Möglichkeit zur Arbeit mit den Originalen zu unterstützen. *N. A.*

V[alentin] L[eonidovič] Portnykh sucht die Antwort auf die Frage: Wie hat der Bardewiksche Codex des Lübischen Rechts (s. HGBl. 140, 2022, 262 f.) seinen Weg aus Lübeck in die Kleinstadt Jur'evca an der Wolga gefunden (*(Ne) slučajnost' v istorii: kakim obrazom cennejšaja sredneniženemeckaja pravovaja rukopis' okazalas' v rajonnom centre na beregu Volgi?*, in: Srednie Veka 85, 2024, Nr. 4, 176–190). Vf. stellte fest, dass das Manuskript 1975 dem lokalen Museum vom Arzt Vitalij Feofanovič Gruzdev (1893–1982) überreicht wurde. Gruzdev sammelte altrussische Handschriften, besaß aber auch westliche und orientalische Manuskripte, v. a. als Tauschobjekte auf dem Sammlermarkt. Er stammte aus der Gegend von Jur'evca und machte dem Museum der Heimatstadt auch andere Geschenke. Der aktuelle Wert des Codex, der damals nur als „deutschsprachige Handschrift“ identifiziert war, war Gruzdev als Fachmann der altrussischen Manuskripte wohl unbekannt. Wie der Codex aber in seine Hände gelangt ist, bleibt weiterhin unbekannt. Er konnte während des Transports der Beuteschätze aus Deutschland in die Sowjetunion verloren gegangen, aus einem Lager der Beuteobjekte gestohlen und weiterverkauft worden sein. Es ist nicht ausgeschlossen, dass das Manuskript in Deutschland von einem sowjetischen Kriegsteilnehmer gefunden oder gestohlen worden ist und später an einen Sammler veräußert wurde. *A. S.*

Autorenverzeichnis für die Umschau

Alvestad 232 f.; Andermann 221 f.; Andreev 243–5; Andrienko 263 f.; Andropov 243–5; Angermann 153 f.; Ansoerge 164; Antipov 265; Auge 156–8, 227 f.; Badura 169; Bartoš 193 f.; Belych 244 f.; Bengtsson 193 f.; Bergholde-Wolf 199; Bertelsmeier-Kierst 155 f.; Besserer 222; Bessudnova 240 f., 247 f., 268; Biermann 162; Bisgaard 233; Bjerregaard 230, 162 f., 165 f.; Blusiewicz 168; Böcker 153; Bock 211; Bo Frandsen 153; Böhm 231 f.; Booz 204 f.; Brix 171 f.; Buchsteiner 227 f.; Busch 227 f.; Buti 232; Careva 238–40; Caruso 231 f.; Čeremisinova 267 f.; Ceynowa 169; Chvoščinskaja 260 f.; Coakley 174; Cordes 155 f., 211 f.; Čugaev 261; Cvetkova 244–7; Czonstke-Świątkowska 168; Daly 232; Darovskaja 242–5; De Wall 155 f.; Donohue 194; Dormagen 221; Dornbusch 211; Drozd-Wadyl 166–9; Džioeva 239 f.; Egan 174; Eickmans 218–20; Falkenberg 225; Fassbinder 163; Fehlberg 210 f.; Foley 178 f.; Frøysaker 230 f.; Fuchs 217–20; Gaertner 205; Gajdukov 247 f., 264 f.; Galuščak 242–7; Gertsman 232 f.; Gierden 205; Gmoser 160; Goetz 218–20; Golovaškin 243–7; Gorlov 270; Gręzak 169; Grinder-Hansen 232 f.; Groten 213 f.; Gruša 258–60; Gunia 169; Haferkamp 155 f.; Hajdas 231 f.; Hamel 210; Hammel-Kiesow 197 f.; Hansson 178 f.; Haspel 211; Heinemann 220; Henn 146–8, 152 f.; Hocker 187–96; Holst 203 f.; Huffmann 215 f.; Ignasiak 168; Ingesman 234; Isacsson 237; Iwanov 198; Jabłońska-Dyrda 168; Jahnke 150 f.; Jakunina 240 f., 244–7; Janowski 168 f.; Jansen 214 f.; Jaspert 160 f.; Jędrzejczak-Skutnik 168; Jörn 150, 207–9, 224 f.; Kala 253 f.; Kalugina 257 f., 262 f.; Kannowski 155 f.; Kivimäe 251 f.; Kjesrud 232 f.; Klack-Eitzen 199 f.; Köiv 254; Kolpakov 241 f.; Köberer 177 f.; Krabbe 221 f.; Krąpiec 169; Kreem 252 f.; Kroesen 198 f.; Krylov M. O. 270; Krylov P. V. 267 f.; Kucypera 168; Kühne 250 f.; Kuik 168; Kulesz-Hodysz 168; Kunde 219 f.; Kunz 198; Kümper 154, 219 f.; Kuznecov 243–5; Landgraf 210 f.; Langner 210 f.; Larsson 199 f.; Lašmanov 241 f.; Lauk 245; Lebedeva 244 f., 247; Legnér 200; Leimus 254 f.; Levāns 251; Lidtröm 237 f.; Liepe 232 f.; Lieven 217–20; Lindblad 199; Liwoch 168 f.; Lukesova 231 f.; Lukin 265 f., 268 f.; Lutz 203 f.; Lück 155 f.; Maasing 256; Mader 220; Mäesalu A. 256; Mäesalu M. 251, 256 f.; Magnus 192 f.; Maguregui 231 f.; Malinovskii 243–5; Mänd 255, 257; Mastandrea 217; Mel'nikova 264 f.; Merkel 261; Meyer-Schlenkrich 216; Miedzianogora 233 f.; Misiuk 166 f.; Mitschke 210 f.; Mölich 213 f., 219 f.; Möller G. 225; Möller H. 226; Muschiol 213 f.; Münch 226–8; Nevin 232; Noodt 151 f.; Noll 206 f.; Oepen 213 f.; Oestmann 210; Oosterman 218–20; Ossowski 168 f.; Ostrowski 216; Paszkiewicz 169; Patalon 168; Paulsen 151; Patzelt 224 f.; Pätzold 217–20; Pelc 152; Petermann 154; Petrov 263 f.; Petrova 197, 264; Pietsch 228; Pipping 189–92, 196; Platania 231 f.; Plochov 260 f.; Podberezkin 252; Pogodziński 168 f.; Pohles 220; Pokrovskaja 247; Polak 168; Polekhov 269; Poljanskaja 242–5; Pöltsam-Jürjo 256; Portnykh 261 f., 271 f.; Pospieszny 200–2; Preisl 160; Prillop 251 f.; Puhle 150; Rahde 162, 165; Rasche A. 154, 197, 200, 207–9; Rasche U. 158 f.; Reipsch 212; Riisøy 231; Rikson 256; Rohrscheider 217; Ruchhöft 162–4; Rütther 219 f.; Rybina 263 f.; Salmina 270; Salmin 267 f., 270; Sarnowsky 150; Scharffenberg 232; Schäfer 164 f.; Schellewald 198; Schindler 222; Schmidt 211; Schöfbeck 211; Schröter 162; Schürer 222 f.; Seeberg 192 f.; Selin 266–8; Sellert 158 f.; Selart 255 f.; Semenova 244 f.; Serežnikova 270 f.; Sigurðsson 231; Smith 178 f.; Smoljak 245; Snowadsky 222 f.; Sollbach 221; Spivak 244 f.; Springmann 171 f., 247; Sredinskaja 271; Stasjuk 267 f.; Steindal 231 f.;

Stepnik 169; Sternberg 154 f.; Stieldorf 217; Streeton 230–2; Svensson 193 f.; Świątkowski 168; Święta-Musznicka 169; Szyszka 167; Tarabardina 263 f.; Torbus 198; Trawicka 168 f.; Trinkert 199; Uggerud 232; Ušakov A. V. 240, 242–7; Ušakov E. M. 263 f.; Valk 256; Valodzina 248 f.; Van Rossum 211; Veltzke 148–50; Viht 251 f.; Vila 232; Vila-Santa 175 f.; Vītolīņš 251; Von Bonsdorff 197 f., 223 f.; Von der Höh 211; Vorob'ev 242; Vostrov 239 f., 264, 268; Vovin 271; Vunk 256; Wadum 232; Wadyl 166–9; Ward 195; Wase 235; Waterböhr 220 f.; Weilandt 199; Werkmüller 155 f.; Widmaier 199; Wiese 227 f.; Zajceva 261; Zdeb 169

Mitarbeiterverzeichnis

für die Umschau

Angermann, Norbert (N. A.) 260–6, 270–2; Bessudnova, Maria (M. B.) 238–42, 247 f., 263 f., 267 f.; Biermann, Felix 166–70; Brüggemann, Karsten (K. B.) 251 f., 254 f., 257; Fahlbusch, Friedrich Bernward 146–55; Hansmann, Arvid 162–6; Heisel, Joachim P. 200–6; Holtermann, Bart 160 f.; Jahnke, Carsten (C. J.) 230–8; Jörn, Nils (N. J.) 155–60, 210–3, 225–8; Lindenhayn-Fiedorowicz, Agnieszka 207–10; Malinovskii, Nikita 242–7; Martyniuk, Aleksey 248–50; Neumann, Sarah (S. N.) 206 f., 213–24 ; Olesen, Jens E. 197–200; Pelc, Ortwin (O. P.) 224 f.; Podberezkin, Philip 258–60; Pöltsam-Jürjö, Inna (I. P.-J.) 253 f., 256 f.; Porada, Haik 228–30; Selart, Anti (A. S.) 250, 252, 262, 268 f., 271 f.; Springmann, Maik-Jens (M.-J. Sp.) 171–96